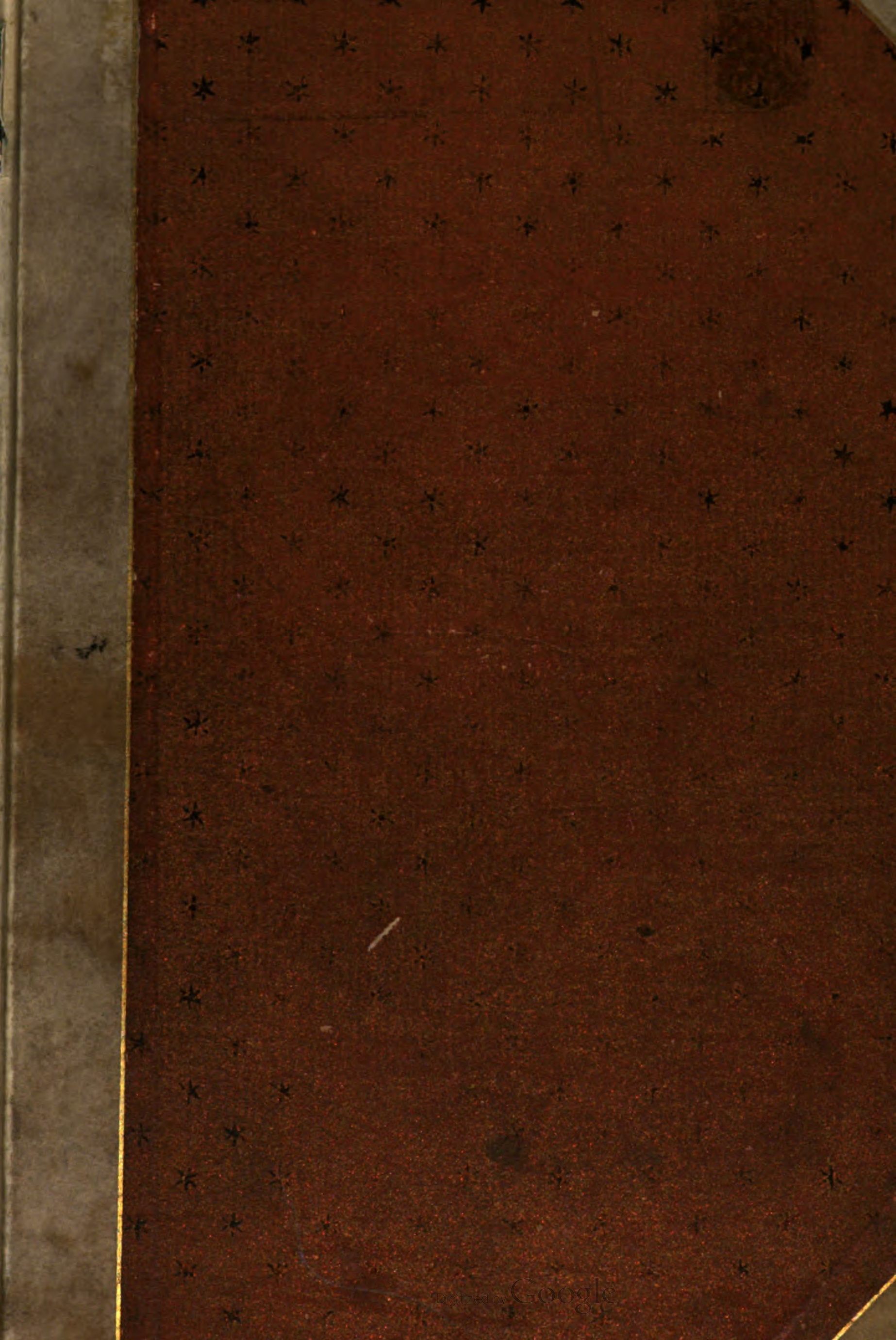
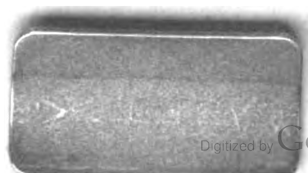








Gesta Romanorum

übersetzt von

Dr. Johann Georg Theodor Gräße.

Gesta Romanorum

Gesta Romanorum

das älteste

Mährchen- und Legendenbuch

des

christlichen Mittelalters

zum ersten Male vollständig aus dem Lateinischen in's Deutsche übertragen, aus gedruckten und ungedruckten Quellen vermehrt, mit Anmerkungen und einer Abhandlung über den wahren Verfasser und die bisherigen Ausgaben und Uebersetzungen desselben versehen

von

Dr. Johann Georg Theodor Gräße.

Erste Hälfte.

Die ersten 140 Geschichten enthaltend.

3. Ausgabe.

Unveränderter Neudruck der Original-Ausgabe von 1842.

Dresden.

Verlag von Paul Alicke.

1905.

Exemplar №

Neudruck in 1200 von Hand numerierten Exemplaren.

Druck von E. Haberland in Leipzig-R.

Sr. Hochwohlgeboren

dem Herrn

D. Friedrich Albert v. Langenn,

Königl. Sächs. Geheimen Rathe und Ritter des Sächsischen Civilverdienst-Ordens, sowie Comthur des Sachsen-Ernestinischen Hausordens rc. rc. rc.

---

seinem hochverehrten Gönner

in größter Verehrung und Ergebenheit

hochachtungsvoll

gewidmet.

Vorwort.

Wenn der Endesunterzeichnete diese seine Uebersetzung des ältesten christlichen Mährchen- und Legendenbuches der gelehrten Welt hiermit überreicht, so kann er nicht umhin, vorher wenigstens mit einigen Worten anzudeuten, wie er dazu kommt, ein so altes und Manchem vielleicht kaum dem Namen nach bekanntes Buch durch eine Uebersetzung wieder in die moderne Literatur einzuführen. Seine Freunde haben bereits durch den neulich erschienenen Supplementband seiner Allgemeinen Literaturgeschichte, der sich die Entwickelung der großen Sagenkreise des Mittelalters zur Aufgabe gestellt hat, vielleicht auch durch einige seiner kritischen Arbeiten in gelehrten Zeitschriften wahrgenommen, daß der Endesunterschriebene das Gebiet der romantischen Sage fleißig durchforscht und mit besonderer Vorliebe behandelt hat; es kann ihnen darum nicht auffallen, wenn gerade das vorliegende Buch, die Quelle der meisten romantischen Mythen des Mitelalters, seine Aufmerksamkeit erregte und ihn durch seine kindlich fromme Naivität und originelle Composition täglich mehr anzog. So kam es denn, daß der Verfasser diesen seinen Liebling auch Andern zugänglich machen wollte und auf den Gedanken kam, der außerordentlichen Seltenheit der Ausgaben dieses Buches wegen einen neuen Abdruck des Originals nach unver-

glichenen Handschriften zu veranstalten und die Quellen und Bearbeitungen der einzelnen Geschichten vollständig dabei anzugeben. Lange schon hatte er hierzu gesammelt und nicht geringes Material zusammengebracht, auch bereits Anstalt gemacht seine neue Textrecension dem Druck zu übergeben, als er las, daß Herr Professor Keller in Begriff sey bei Cotta in Stuttgart gleichfalls eine solche erscheinen zu lassen. Ob ihm nun gleich der alte Spruch wohl erinnerlich war, welcher sagt: quum duo faciunt idem, tum idem non est idem, so meinte er doch, daß ein doppelter Abdruck kaum nothwendig seyn werde, da Herr Keller durch seine Ausgabe der sieben weisen Meister in dem altfranzösischen Gedichte und viele anderen Arbeiten hinlänglich documentiert hat, daß er in jeder Hinsicht, wenn irgend ein Anderer, fähig ist eine solche, critisch und bibliographisch vollständige herzustellen, und gerieth also auf den Gedanken, um nicht alle seine jahrelangen Vorstudien ganz vergebens gemacht zu haben, dabei aber, wie sich aus dem Folgenden ergeben wird, ein neben Herrn Kellers Ausgabe ganz für sich bestehendes und mit diesem durchaus nichts gemeinhabendes Werk zu Stande zu bringen, eine möglichst getreue Uebersetzung dieses Buches zu veranstalten, welche nicht blos alle Erzählungen der alten lateinischen Drucke, als auch der englischen, lateinisch noch ungedruckten Redaction enthielte. Vorher hatte ihm noch sein gelehrter Freund, Herr Prof. Jacob Grimm, eine altdeutsche Handschrift von 63 Geschichten der Gesta mitgetheilt, welche nicht allein, wie sich unten ergeben wird, wesentlich von dem lateinischen Originaltext, sondern auch von der durch Herrn Keller gleichfalls aus einer Münchener Handschrift herausgegebenen altdeutschen Uebertragung der Gesta abweicht, außerdem auch mehreres Neue enthält,

weshalb der Endesgenannte es nicht für unnütz hielt, das, was bisher noch unbekannt war, gleichfalls aus dieser Handschrift mit in vorliegende Uebersetzung aufzunehmen und als Anhang derselben beizugeben, damit auf diese Weise eine möglichst vollkommene Collection aller unter diesem Titel vorhandenen Erzählungen und Mährchen zusammenkäme. Endlich konnte er sich auch nicht enthalten in einer beigefügten Abhandlung seine Entdeckungen und Meinung über den wirklichen Verfasser dieses Buches anzuhängen, sowie seine bibliographischen Notizen über Ausgaben u. s. w. beizufügen, welches vielleicht manchem nicht ganz unwillkommen seyn dürfte; in den Anmerkungen dagegen hat er nur die nothwendigsten Notizen zu geben für gut befunden, weil hier sicherlich eine Collision mit dem Keller'schen Werke zu fürchten gewesen wäre, welches gewiß in Bezug auf die Darlegung der Quellen und Verbreitung der einzelnen Sagen sich durch nicht geringere Vollständigkeit und Genauigkeit auszeichnen wird, als es bei dessen Ausgabe des Roman des VII Sages und seinem Kaiser Diocletianus von dem Büheler hierbei der Fall gewesen ist. Was endlich den Werth oder Unwerth des Buches selbst angeht, ob es verdient nach so langer Zeit wieder aus seinem Schlafe erweckt zu werden, darüber mögen Andere entscheiden: schwerlich aber dürfte es Jemanden geben, den nicht wenigstens einige dieser einfachen, schmucklosen Erzählungen angenehm berühren sollten und der sich nicht, wenn er sie liest, in das kindliche, treuherzige Wesen der alten guten Zeit versetzt fühlte, der man natürlich manche Verstöße gegen das, was man in unserer Zeit feine Sitte nennt, zu Gute halten muß. Gewiß muß aber Jeder zugeben, daß durchgängig ein gesunder Sinn und eine reine Moral aus allen diesen Erzählungen hervorblickt,

so daß also die Freiheit, welche ich mir genommen habe, die Moralisationen wegzulassen, wohl Entschuldigung finden wird. Daß endlich in diesen Erzählungen die schönsten, größtentheils noch nie benutzten Stoffe für größere Novellen liegen, brauche ich wohl nur anzudeuten, da sich jeder Leser selbst genügend davon überzeugen kann. Ich habe daher nur noch hinzuzufügen, daß ich alles Mögliche gethan habe, um in der Uebersetzung so gut als ich konnte, den einfachen, schmucklosen Ton des Originals wieder zu geben, es aber natürlicher Weise Kennern überlassen muß zu beurtheilen, ob mir dieser Versuch geglückt ist oder nicht. Endlich muß ich noch der Bereitwilligkeit und Gefälligkeit meines Herrn Verlegers hiermit die verdiente Gerechtigkeit widerfahren lassen. da dieser trotz der anscheinenden Collision des vorliegenden Buches mit der Kellerschen Ausgabe keine Kosten gescheut hat, diese Uebersetzung so gut als möglich auszustatten, wofür ich ihm hiermit öffentlich meinen Dank sage.

Dresden den 1. August 1842.

Dr. Johann Georg Theodor Gräße.

Erstes Capitel.

Von der Liebe.

Es gab einen sehr reichen und mächtigen König Pompejus, der eine einzige und sehr schöne Tochter hatte, welche er auf das Zärtlichste liebte. Er bestimmte daher für ihre Bewachung fünf Soldaten, welche sie vor jeder Gefahr unter schwerer Strafe hüten sollten. Diese aber bewachten sie gewaffnet Tag und Nacht und stellten vor dem Eingange ihres Gemaches eine brennende Lampe auf, damit Niemand des Nachts, während sie schliefen oder ohne daß sie es wissen könnten, zu ihr gelangen möchte, hatten auch ein Hündlein, einen tüchtigen Beller, durch dessen Lärm sie aufgeweckt werden wollten. Das Mägdlein aber war sehr zärtlich erzogen worden und sehnte sich gar sehr, die Wunderwerke der Welt zu erblicken. Als sie nun einmal hinaus ins Freie geblickt hatte, da kam ein gewisser Herzog, der, als er kaum seine unkeuschen Augen auf sie geworfen hatte, von Liebe zu ihr ergriffen wurde, denn sie war zu schön und allen Augen angenehm und die einzige Tochter des Kaisers, welche nach dem Tode ihres Vaters durch das Erbrecht das Reich bekommen mußte. Darum versprach dieser Herzog ihr Vieles, damit er ihre Einwilligung

erhielte, und sie auf seine Versprechungen hoffend, ertheilte sie auch, tödtete sogleich das kleine Hündlein, löschte die Lampe aus und folgte bei Nacht ihrem Herzog. Früh morgens nun entstand die Frage, was aus ihr geworden sei. Es war aber damals im Palaste des Königs ein tapferer Kämpe, der stets für die Gerechtsame des Reiches stritt. Als der gehört hatte, wie die Tochter den Vater mit dem Rücken angesehn hatte, eilte er ihr behenden Laufes nach. Als ihn nun jener Herzog bewaffnet auf sich loskommen sah, ließ er sich mit ihm in einen Zweikampf ein, allein der Ritter siegte, hieb ihm das Haupt ab und führte das Mädchen in den Palast zurück. Da erblickte sie aber in langer Zeit nicht das Antlitz ihres Vaters, sondern stieß unaufhörlich Seufzer und Wehklagen aus. Dieses hörte ein weiser Mann im Rathe des Kaisers, der immer als Vermittler zwischen dem Kaiser und Andern gesetzt war, und ließ sich von ihrer Frömmigkeit rühren, worauf sie durch ihn mit dem Vater ausgesöhnt und mit einem sehr vornehmen Manne verlobt wurde. Darnach erhielt sie von ihrem Vater verschiedene Geschenke, zuerst ein Kleid, das ihr bis zu den Füßen reichte, vom feinsten Gewebe und auf allen Stellen gestickt war und folgende Worte enthielt: Ich habe Dir nachgelassen, füge nicht mehr hinzu. Von einem König erhielt sie einen goldnen Kranz, auf dem die Worte eingegraben waren: von mir kommt Deine Würde. Von jenem Kämpen bekam sie einen Ring mit der Inschrift: ich habe Dich geliebt, lerne Du auch zu lieben. Von dem weisen Vermittler empfing sie einen andern Ring, auf dem Folgendes stand: was habe ich gethan, wie viel, warum? Von dem Königssohne bekam sie auch einen Ring, auf dem geschrieben stand: Du bist edel, mögest Du Deinen Adel nicht verachten. Von

ihrem eigenen Bruder erhielt sie einen andern Ring, auf welchem geschrieben war: Komm her zu mir, fürchte Dich nicht, ich bin Dein Bruder. Von ihrem Bräutigam erhielt sie ein goldenes Petschaft, durch welches ihr das Erbe desselben versichert wurde. Auf diesem lautete aber die Inschrift so: Nun bist Du mit mir verbunden, wolle nicht mehr auf Irrwegen wandeln. Als das Mägdlein diese Gaben empfangen hatte, bewahrte sie dieselben ihr Lebenlang: sie wurde von Allen geliebt und endete ihre Tage in Frieden.

Zweites Capitel.

Vom Mitleiden.

Es gab einen König Titus, der unter Todesstrafe das Gesetz feststellte, es sollten die Söhne ihre Eltern ernähren. Es begab sich aber der Fall, daß zwei Brüder von einem Vater erzeugt worden waren. Einer von ihnen hatte einen Sohn und dieser sah seinen Onkel in Dürftigkeit: sogleich ernährte er ihn nach dem Gesetze gegen den Willen seines eigenen Vaters und darum verbannte ihn derselbe aus seiner Gesellschaft. Allein trotz dem hörte er nicht auf, seinen armen Onkel zu ernähren und ihm in Allem seine Nothdurft zu verschaffen. Nach diesem wurde sein Onkel reich und sein Vater fing an, Mangel zu leiden. Als dieses aber der Sohn sah, ernährte er seinen Vater trotz dem Verbote des Onkels. Darum wurde er aus der Gemeinschaft des Onkels gestoßen, indem dieser zu ihm sprach: Mein Theuerster, es ist Dir bekannt, daß ich einmal arm war, und Du mir wider Deines Vaters Willen in Allem das Nothwendige

verschafft hast. Und darum habe ich Dich zu meinem Sohne und Erben genommen. Ein undankbarer Sohn erhält aber keine Erbschaft, sondern ein Adoptivsohn. So bist Du nun undankbar gewesen, da Du gegen mein Gebot Deinen Vater ernährt hast, also wirst Du mein Erbe nicht erhalten. Da antwortete der Sohn seinem Onkel: Niemand soll für das bestraft werden, was das Gesetz bestimmt und befiehlt. Nun aber treibt ein natürliches und geschriebenes Gesetz den Sohn, seinen Eltern in der Noth zu Hülfe zu kommen und dieselben am Meisten zu ehren. Darum werde ich mit Recht nicht von der Erbschaft ausgeschlossen werden dürfen.

Drittes Capitel.

Das gerechte Urtheil.

Es herrschte einmal ein gewisser Kaiser, der das Gesetz gab, daß, wenn eine Frau ihrem Manne untreu geworden wäre, sie ohne Mitleid von einem hohen Berge herabgestürzt werden sollte. Nun begab es sich aber, daß eine Frau ihrem Gatten die Treue gebrochen hatte und nach dem Gesetze von einem hohen Berge hinabgestürzt worden war, allein sie gleitete so sanft den Abhang hinab, daß sie durchaus nicht beschädigt wurde. Sie wurde also vor Gericht geführt und der Richter, welcher sah, daß sie nicht gestorben war, gab den Befehl, daß sie noch einmal hinabgeworfen werden und sterben solle. Da sprach aber dieses Weib: Herr, wenn Ihr so thut, handelt Ihr gegen das Gesetz: dieses will, daß Niemand für ein Vergehen zweimal bestraft werden soll. Ich, die ich einmal die Treue verletzt hatte, bin einmal dafür vom

Berge hinabgestürzt worden und Gott hat mich auf wunderbare Weise gerettet. Darum darf ich nicht noch einmal hinabgestürzt werden. Da sagte der Richter: Du hast ganz klug Dich verantwortet: gehe hin in Frieden; und so wurde das Weib gerettet.

Viertes Capitel.

Von der Gerechtigkeit der Richter.

Cäsar setzte als König das Gesetz ein, daß, wenn Jemand ein Weib entführe und ihr Gewalt anthue, es in der freien Wahl der Frau stehen solle, ob er sterben oder sie ohne Mitgift heirathen solle. Nun trug es sich zu, daß einer zur Nacht zwei Weiber auf einmal raubte: die eine verlangte seinen Tod, die andere den Ehebund mit ihm. Der Räuber wurde ergriffen und vor den Richter geführt, auf daß er sich dem Gesetze gemäß vor beiden Frauenzimmern verantworten solle. Die erste Frau verlangte dringend dem Gesetze gemäß nach seinem Tode, die zweite schrie, sie wolle ihn zum Manne haben, und sprach also zu dem erstern Weibe: Es ist zwar wahr, daß dieses das Gesetz besagt, daß Du Deine Bitte erfüllt siehst, allein ebenso schreit auch das Gesetz für mich. Allein mein Wunsch ist geringer und mehr der christlichen Liebe angemessen: darum glaube ich, wird der Richter zu meinen Gunsten sein Urtheil sprechen. Beide Frauen klagten nun bei dem Richter und eine Jede verlangte die Wohlthat des Gesetzes. Als nun der Richter beide Theile angehört hatte, erlaubte er der zweiten Frau, daß sie ihn zum Manne nähme, und also geschah es.

Fünftes Capitel.

Von der Treue.

Es herrschte einst ein König, in dessen Reiche ein gewisser Jüngling von Seeräubern gefangen genommen worden war. Dieser schrieb seinem Vater, er solle ihn loskaufen; dieses wollte aber sein Vater nicht, und so schmachtete der Jüngling lange Zeit im Gefängniß. Der aber, welcher ihn gefangen hielt, hatte eine schöne Tochter, die aller Augen gefiel, gezeugt und diese war in seinem Hause auferzogen worden und hatte schon ihr zwanzigstes Lebensjahr erfüllt. Diese besuchte öfters den Gefangenen und tröstete ihn. Der aber war so untröstlich, daß ihn kein Trost aufrichten konnte, sondern stieß ohne Aufhören Seufzer und Klagen aus. Da begab es sich eines Tages, daß ihn das Mägdlein besuchte und der Jüngling zu ihr also sprach: O liebes Mädchen, wenn Du doch an meiner Befreiung arbeiten wolltest. Diese aber sagte: auf welche Weise werde ich sie erlangen können? Dein Vater, welcher Dich erzeugt hat, will Dich nicht loskaufen, ich aber, die ich Dir fremd bin, wie sollte ich darauf denken? und wenn ich Dich befreite, würde ich mir den Zorn meines Vaters zuziehen, weil er so Dein Lösegeld verlieren würde. Indessen gestehe mir eine Sache zu und ich will Dich befreien. Jener aber versetzte: O gutes Mädchen, verlange von mir, was Dir beliebt, wenn es mir möglich ist, will ich es Dir versprechen. Jene aber sprach: Ich verlange nichts Anderes für Deine Befreiung, als daß Du mich zur passenden Stunde zur Frau nimmst. Der aber sagte: ich verspreche Dir dieses bei meinem Worte. Sogleich befreite das

Mädchen ihn aus dem Gefängnisse und floh mit ihm in seine Vaterstadt. Als er aber zu seinem Vater gekommen war, sprach dieser zu ihm: O mein Sohn, ich freue mich sehr über Deine Ankunft, aber sage mir, was ist denn das für ein Mädchen, welches Du mitgebracht hast? Und jener sprach: es ist die Tochter des Königs, welche ich zur Frau habe. Da sagte sein Vater: bei Strafe des Verlusts Deines Erbes untersage ich Dir, selbige zu heirathen. Jener aber versetzte: O Vater, was sagst Du? An ihr hänge ich mehr als an Dir: denn als ich gefangen und schwer gefesselt in den Händen meines Feindes war und Dir wegen meiner Loskaufung schrieb, da wolltest Du für mich kein Lösegeld zahlen. Sie aber hat mich nicht blos aus dem Gefängnisse, sondern auch aus der Gefahr des Todes befreit, und darum will ich sie zur Frau nehmen. Der Vater aber sprach: mein Sohn, ich sage Dir, Du kannst ihr nicht trauen und sie folglich auch durchaus nicht heirathen. Sie hat ihren eigenen Vater hintergangen, da sie Dich ohne Wissen desselben aus dem Gefängnisse frei machte. Für diese Deine Befreiung aber hat ihr Vater Vieles verloren, was er für Dein Lösegeld hätte haben können. Also scheint es, als ob Du ihr nicht trauen dürftest und folglich sie auch nicht heirathen. Dann giebt es auch noch einen andern Grund. Daß sie Dich befreit hat, daran war ihre Wollust Schuld, weil sie Dich so zum Manne bekommen konnte. Darum nun, weil ihre böse Lust die Ursache Deiner Befreiung war, scheint es mir, als dürfe sie nicht Deine Frau werden. Als das Mädchen diese Gründe hörte, sprach sie: Auf Deinen ersten Grund antworte ich Dir, daß das nicht wahr ist, was Du sagst, daß ich meinen eigenen Vater hintergangen habe. Der aber wird hintergangen, welcher um ein Gut gebracht

wird. Mein Vater aber ist so reich, daß er Niemandes Unterstützung bedarf. Da ich dieses wohl erwogen, habe ich jenen Jüngling aus dem Gefängnisse befreit. Und wenn auch mein Vater für ihn ein Lösegeld empfangen hätte, würde er darum doch nicht reicher geworden seyn und Du wärest dennoch durch diese Loskaufung verarmt. Folglich habe ich bei jener Handlung Dich sicher gestellt, da Du somit kein Lösegeld bezahlt hast, und meinem Vater kein Unrecht zugefügt. Was nun aber Deinen zweiten Grund angeht, daß Du sagst, ich habe dieses aus böser Wollust gethan, so kann dieses auf keine Weise so seyn, weil eine Leidenschaft entweder der Schönheit, oder des Reichthums oder Ehrenstellen oder der Tapferkeit wegen entsteht. Dein Sohn aber besaß von alle dem nichts, weil seine Schönheit durch das Gefängniß vernichtet war; noch war er reich, da er nicht einmal so viel hatte, sich loszukaufen, noch war er tapfer, weil er seine Tapferkeit während seiner Leiden im Gefängnisse verloren hatte. Also bewegte allein die Frömmigkeit mich, ihn frei zu machen. Als dieses der Vater hörte, konnte er seinen Sohn nicht weiter anklagen. Also heirathete sie der Sohn mit größtem Gepränge und endete sein Leben in Frieden.

Sechstes Capitel.

Wie man der Vernunft folgen müsse.

Es gab einst einen gewissen mächtigen, aber tyrannisch gesinnten Kaiser, der eine gewisse sehr schöne Königstochter ehelichte. Als nun die Verlobung geschehen war, so leisteten Beide gegenseitig einen Eid, daß, wenn eins

von ihnen eher stürbe, das andere aus allzugroßer Liebe sich selbst tödten solle. Nun trug es sich einmal zu, daß dieser Kaiser sich in ferne Erdtheile begab, und daselbst lange verweilte. Da er nun seine Frau auf die Probe stellen wollte, so fertigte er einen Boten an sie ab, der ihr von seinem Tode sagen solle. Als dieses seine Frau gehört hatte, stürzte sie sich des Eides wegen, welchen sie vorher ihrem Manne geleistet hatte, von einem Berge herab, um so des Todes zu seyn. Indessen starb sie nicht, sondern wurde innerhalb weniger Zeit wiederhergestellt. Dann wollte sie sich zum zweiten Male hinabstürzen um zu sterben, des Schwures wegen, den sie gethan hatte. Als dieß ihr Vater hörte, gebot er ihr, sie solle dem Befehle ihres Mannes und jenem Eide nicht Folge leisten. Sie aber wollte nicht einwilligen und so sprach der Vater: da Du nicht einwilligen und gehorchen willst, so gehe mir schnell aus den Augen. Sie aber sagte: das will ich nicht und beweise Dir das aus folgendem Grunde. Wenn jemand sich durch einen Eid verpflichtet hat, ist er gehalten ihn zu erfüllen: ich habe meinem Manne geschworen, mich aus Liebe zu ihm selbst zu tödten; darum habe ich kein Vergehn begangen, wenn ich meinen Schwur erfüllen will, darf also nicht aus Deiner Nähe verbannt werden. So soll niemand für dasjenige gestraft werden, was empfehlenswerth ist. Da nun Mann und Weib nach Gottes Gebot im Fleische Eins sind, so ist es anzuempfehlen, daß ein Weib aus Liebe zu ihrem Manne sterbe. Daher gab es einst in Indien ein Gesetz, daß eine Frau nach dem Tode ihres Mannes sich vor Schmerz und Liebe selbst verbrennen solle, oder lebendig mit ihm in einem Grabmale verschlossen werde. Und deshalb glaube ich kein Unrecht zu begehen, wenn ich mich selbst aus Liebe zu meinem

Manne tödte. Da sagte ihr Vater: Wenn Du erstlich sagst, daß Du durch einen Eidschwur verpflichtet bist etc., so gilt eine solche Verbindlichkeit nicht, welche zu einem bösen Ende oder dem Tode hinaussieht. Ein Eid soll auch der Vernunft gemäß seyn und darum ist der Deinige so gut als gar keiner. Was aber den andern Grund angeht, daß Du gesagt hast, es sey anzuempfehlen, daß eine Frau für ihren Mann sterbe, so hat auch der keine Kraft. Denn ob sie gleich aus fleischlicher Liebe in ihrem Körper nur Eins sind, so sind sie doch in ihrer Seele zwei Personen, unterscheiden sich also wesentlich von einander. Und darum gilt das, was Du angeführt hast, nichts. Als die Tochter dieses gehört hatte, so konnte sie weiter nichts einwenden, sondern hing den Worten ihres Vaters an, wünschte nicht weiter sich selbst von einem Berge zu stürzen, aber auch nicht länger mit ihrem Manne verbunden zu seyn.

Siebentes Capitel.

Von dem Neide der Bösen gegen die Guten.

Es gab einen König Diocletianus, in dessen Reiche ein gewisser adliger Krieger war, der zwei Söhne hatte, welche er sehr liebte. Der jüngere Sohn nahm wider den Willen des Vaters eine Buhlerin zur Frau, und als dieß der Vater gehört hatte, ward er sehr traurig und verbannte ihn aus seinem Umgange. Als der nun so fortgejagt war, gerieth er in großes Elend. Indessen erzeugte er mit seiner Frau, der Buhlerin, einen schönen Sohn, kam aber in die äußerste Dürftigkeit. Da sandte er einen Boten an seinen Vater, auf daß er Erbarmen

mit ihm hätte. Als aber sein Vater von seinem Elende gehört hatte, wurde sein Inneres tief bewegt, er erbarmte sich seiner und söhnte sich mit ihm aus. Der aber empfahl dem versöhnten Vater den Sohn, welchen er von seiner Frau, der Buhlerin, bekommen hatte, und der Vater erzog diesen wie seinen eigenen Sohn. Als dieß der ältere Bruder hörte, ward er unwillig und sprach zu seinem Vater: Du hast Deinen Verstand verloren, ich will Dir das durch folgenden Grund beweisen. Der ist verrückt, welcher einen Sohn zum Erben annimmt und ernährt, der ihm eine große Beleidigung zugefügt hat. Mein Bruder aber, der jenen Knaben gezeugt hat, hat Dir eine große Beleidigung angethan, da er gegen Dein Gebot eine Buhlerin geheirathet hat. Darum scheinst Du mir wahnsinnig, da Du seinen Sohn ernährst und ihm Verzeihung gewährt hast. Darauf erwiderte der Vater: Mein Sohn! Dein Bruder ist von mir wieder zu Gnaden angenommen worden wegen der großen Zerknirschung, die er gezeigt hat, und um der Bitten Anderer willen. Darum muß ich seinen Sohn mehr lieben, denn Dich. Auf diese Weise hast Du öfters gegen mich gefehlt, aber Dich nie mit mir ausgesöhnt und Deine Schuld demüthig erkennen wollen. Nun bist Du aber auch feindselig gegen Deinen Bruder, da Du ihn aus meiner Gesellschaft verbannen möchtest, da Du doch vielmehr Dich freuen solltest, weil er mit mir wieder ausgesöhnt ist. Und weil Du so feindselig bist, sollst Du mein Erbe nicht erhalten und dasjenige, welches Du hättest empfangen sollen, wird Dein Bruder bekommen. Und also geschah es.

Achtes Capitel.

Vom eiteln Ruhme.

Es gab einen König, Namens Leo, der gar großen Gefallen an schönen Frauen fand. Darum ließ er in einem gewissen Tempel drei Standbilder aufrichten und befahl allen Leuten in seinem Reiche, sie sollten dieselben anbeten. Das erste Bild hielt die Hand gegen das Volk ausgestreckt und hatte an einem Finger einen goldenen Ring und auf dem Finger war folgende Inschrift: an meinem Finger bin ich edel. Die zweite Bildsäule hatte einen goldenen Bart und auf der Stirn stand geschrieben: ich habe einen Bart, so jemand kahl ist, der komme zu mir und nehme von meinen Haaren. Das dritte Bild hatte einen goldenen Mantel und ein purpurnes Kleid an, und auf der Brust desselben stand mit goldenen Characteren geschrieben: ich bin der, welcher Niemanden fürchtet. Innerlich waren aber diese drei Bildsäulen von Stein, und da sie nach dem Willen des Kaisers vollendet waren, gab er ein Gesetz, daß, wer den Ring, Bart oder Mantel stehlen würde, zum schimpflichsten Tode verurtheilt werden sollte. Nun begab es sich aber, daß ein gewisser vornehmer Vasall einstmals in den Tempel kam und, als er die erste Bildsäule mit dem ausgestreckten Finger sah, den Ring vom Finger zog. Hierauf trat er zu dem zweiten Bilde und nahm demselben den Bart weg. Hierauf kam er zu der dritten Bildsäule, trug von derselben den Mantel weg und begab sich aus dem Tempel. Als das Volk die Bildsäulen geplündert sah, hinterbrachte es die Sache sofort dem Kaiser. Als aber der Kaiser dies ge-

hört hatte, wurde er sehr traurig, ließ den Uebertreter seines Gesetzes oder den Vasallen vor sich kommen und klagte ihn wegen des Vergehens an, daß er die Bildsäulen wider sein Geheiß geplündert hätte. Da sprach jener: Herr, ist es mir vergönnt, mich zu verantworten? Dieser aber sagte: Mir ist es ganz recht. Als ich in den Tempel trat, da streckte die erste Bildsäule ihre Hand nach mir aus, indem sie an ihrem Finger einen Ring hatte, gerade als wenn sie sagen wollte: hier nimm diesen Ring. Indessen wollte ich auf das bloße Handausstrecken ihn noch nicht nehmen, bis ich an dem Finger die Aufschrift las: ich bin edel, siehe hier ist ein Ring. Sogleich verstand ich die Inschrift so, daß es ihr Wille wäre, daß ich den Ring in Empfang nähme, und darum nahm ich ihn. Hierauf trat ich zu der zweiten Bildsäule, und da ich sah, daß diese einen goldenen Bart hatte, so dachte ich in meinem Herzen nach und sprach zu mir: Ihr Vater hatte keinen solchen Bart, weil ich ihn oft gesehen hatte, und daß sie höher stehe als ihr Vater, dafür spricht kein Grund; es ist gut und nützlich, ihr den Bart zu nehmen. Indessen wollte ich demohngeachtet den Bart nicht ausziehen, bis ich die Aufschrift las: ich habe einen Bart, darum wenn jemand kahl ist, der komme zu mir und nehme von meinen Haaren." Wie Ihr seht, bin ich kahl und darum habe ich den Bart aus zwei Gründen weggenommen. Der eine war, damit sie ihrem Vater ähnlich wäre und nicht allzu stolz auf ihren Bart würde. Der zweite, daß ich vermittelst der Haare derselben meinem Kahlkopfe zu Hülfe käme. Dann trat ich zu dem dritten Bilde, welches einen goldnen Mantel hatte. Den Mantel aber nahm ich deswegen, weil das Gold im Winter kalt ist, und da die Bildsäule von Stein, der Stein aber von Natur kalt ist, so würde, wenn sie

einen goldenen Mantel hätte, dieß so viel seyn, als Kälte zur Kälte fügen, was dem Bilde beschwerlich fallen müßte. Ebenso, wenn es im Sommer einen Mantel hätte, würde ihm derselbe allzuschwer werden. Noch hätte ich ihn aber darum nicht weggenommen, bis ich die Aufschrift auf der Stirne des Bildes gelesen hatte: ich bin der, welcher niemanden fürchtet. Als ich einen so großen Hochmuth in demselben erblickte, entfernte ich den Mantel, um es zu demüthigen. Da sagte der Kaiser: mein Theuerster, es war das Gesetz gegeben, es solle Keiner die Bildsäulen plündern, es war aber auch im Gesetze verkündigt, es solle sie Keiner wegen irgend einer Ursache berauben, und darum, weil Du Dich in Sachen eingelassen hast, die Dich nichts angingen, so fälle ich das Urtheil daß Du heute an den Galgen gehängt werdest. Und also geschah es.

Neuntes Capitel.

Von der angeborenen Bosheit, die sich durch Sanftmuth bezwingen lasse.

Es herrschte einst der gar kluge König Alexander, der die Tochter eines Königs von Syrien zur Frau nahm, welche ihm einen sehr schönen Sohn gebar. Der Knabe wuchs heran, und als er zum männlichen Alter gelangt war, stellte er seinem Vater beständig nach und suchte überall den Tod desselben herbeizuführen. Darüber verwunderte sich der Kaiser, ging zur Kaiserin und sprach: O Theuerste, sage mir sonder Sorge und Furcht das Geheimniß Deines Herzens, bist Du außer mir von irgend Jemandem erkannt worden? Jene aber sagte:

o Herr, warum frägst Du Solches von mir? der aber versetzte: Dein Sohn sucht immerfort meinen Tod; darüber wundere ich mich, weil, wenn er mein Sohn wäre, er Solches nicht versuchen würde. Jene aber sprach: Gott weiß es, daß ich nie von einem Andern als Dir erkannt worden bin, und ich bin bereit, dieses mein ganzes Leben hindurch zu beweisen. Denn er ist in Wahrheit Dein Sohn; warum er Dich aber verfolgt, weiß ich durchaus nicht. Als das der König gehört hatte, sprach er mit aller Sanftmuth folgende Worte zu seinem Sohne: O mein guter Sohn! Ich bin Dein Vater, durch mich bist Du auf die Welt gekommen und wirst mein Erbe seyn. Warum bedrohst Du mich mit dem Tode? Ich habe Dich in lauter Wohlleben erzogen, und Alles, was mir gehört, ist Dein. Höre auf mit dieser Deiner Ungerechtigkeit und wolle mich nicht tödten. Der Sohn aber beruhigte sich bei diesen Reden nicht und seine Bosheit gegen seinen Vater wuchs von Tage zu Tage, und er strebte fortwährend darnach, ihn zu tödten und ihm öffentlich und insgeheim Fallstricke zu legen. Als das der Vater sah, begab er sich an einen abgelegenen Ort, nahm seinen Sohn mit sich, und indem er ein Schwert in seiner Hand trug, sprach er zu seinem Sohne: Nimm dieses Schwert und tödte mich hier, weil es weniger Schande für Dich ist, mich im Verborgenen als öffentlich zu ermorden. Als das der Sohn hörte, warf er alsbald das Schwert von sich, beugte seine Kniee vor seinem Vater und flehte ihn unter lautem Weinen um seine Verzeihung an, also sprechend: O guter Vater, ich habe mich an Dir versündigt und schlecht gehandelt; ich habe ein Unrecht begangen: nun bin ich nicht mehr werth Dein Sohn zu heißen, ich bitte Dich, vergieb mir und liebe mich: ich werde von nun an Dein lieber Sohn seyn und in Allem

Deinen Willen thun. Als das der Vater hörte, fiel er ihm um den Hals, küßte ihn und sprach: O mein liebster Sohn, sündige fürder nicht mehr, sey mir ein getreuer Sohn und ich will Dir ein gnädiger Vater seyn. Und als er so gesprochen hatte, bekleidete er ihn mit kostbaren Gewändern, führte ihn mit sich nach Hause und richtete den Unterkönigen seines Reiches ein großes Gastmahl aus. Nach diesem lebte er nur wenige Tage und beschloß sein Leben in Frieden.

Zehntes Capitel.

Von dem Gelöbniß der Treue.

Es war einst ein König Vespasianus, der lange ohne Kinder regierte. Indessen nahm er auf den Rath weiser Männer eine gewisse schöne Jungfrau aus fernen Welttheilen zur Frau und blieb mit ihr lange in ihrem fremden Vaterlande und zeugte mit ihr Kinder. Nach diesem wollte er in sein Reich zurückkehren, konnte aber von ihr keine Erlaubniß dazu erlangen, sondern immerfort sprach sie: Wenn Du von mir gehst, werde ich mich selbst umbringen. Als das der Kaiser gehört hatte, so ließ er zwei sehr schöne Ringe machen und auf die Edelsteine derselben Bilder eingraben, von denen eins die Erinnerung, das andere die Vergessenheit darstellte. Und da er nun diese in ganz gleiche Ringe eingezogen hatte, so gab er den einen, den der Vergessenheit, seiner Frau, den andern trug er selbst, auf daß sie sich wie durch gleiche Liebe, so auch durch gleiche Ringe schmückten. Als aber die Frau den Ring bekommen hatte, begann sie alsbald die Liebe zu ihrem Manne zu vergessen. Der Kaiser,

der dieß bemerkte, begab sich voll Freude in sein Reich, kehrte nicht wieder zu seiner Frau zurück und endigte so sein Leben im Frieden.

Elftes Capitel.

Vom Sündengift, durch das wir täglich genährt werden.

Es herrschte einst der gar mächtige König Alexander, der zu seinem Lehrer und Meister den Aristoteles hatte, welcher ihn in jeglicher Wissenschaft unterrichtete. Als dieß die Königin des Nordens hörte, nährte sie ihre Tochter von der Zeit ihrer Geburt an mit Gift und als diese zum mannbaren Alter gelangt war, war sie so schön und erschien dem menschlichen Auge so reizend, daß Viele durch den bloßen Anblick derselben närrisch wurden. Die Königin sandte sie nun an den Alexander, auf daß sie sein Kebsweib würde. Als der das Mädchen erblickt hatte, wurde er sogleich von Liebe zu ihr ergriffen und wollte mit ihr zu Bette gehen. Aristoteles aber, der das merkte, sprach zu ihm: Wollet solches nicht versuchen, denn wenn Ihr es thun werdet, werdet Ihr im Augenblick des Todes seyn, weil sie ihre ganze Lebenszeit hindurch mit Gift genährt worden ist. Daß dieses aber wahr ist, will ich sogleich beweisen. Hier ist ein Uebelthäter, der nach dem Gesetze sterben muß: der schlafe bei ihr, und Ihr werdet dann sehen, ob es wahr ist. Und so geschah es. Der Uebelthäter küßte sie vor aller Augen, fiel sogleich zu Boden und starb. Als solches Alexander gewahr wurde, prieß er seinen Meister gar sehr, daß er ihn vom Tode errettet hatte, und sandte das Mägdlein ihrer Mutter zurück.

Zwölftes Capitel.

Vom bösen Beispiele.

Es war ein König Otto, in dessen Reiche ein leichtsinniger Priester lebte, der gar häufig seine Untergebenen beunruhigte und einen gar großen Anstoß bei Vielen gab. Nun war aber einer unter seinen Pfarrkindern, der niemals bei der Messe seyn wollte, wenn jener sie feierte. Da geschah es an einem Feiertage, daß er gerade zur Zeit der Messe auf dem Felde spatzieren ging und so durstete, daß es ihm vorkam, als wenn er sterben müsse, könnte er nicht seinen Durst löschen. Nun begab es sich aber, daß er beim Gehen an einen gewissen Bach vom klarsten Wasser kam, aus dem er, sobald er ihn erblickt hatte, sogleich zu schöpfen und tüchtig zu trinken begann. Als er aber davon gekostet hatte, so bekam er immer größern Durst, je mehr er trank; darüber wunderte er sich und sprach zu sich selbst: ich will die Quelle dieses Bächleins aufsuchen, damit ich aus ihr trinke. Während er aber hin spatzierte, da begegnete ihm ein sehr schöner Greis und sprach zu ihm: Mein Lieber, wo gehst Du hin? Der aber sprach, ich empfinde einen unglaublichen Durst: ich fand ein Wasserbächlein, aus welchem ich trank und je mehr ich trank, desto durstiger ward ich. Darum suche ich die Quelle dieses Bächleins, auf daß ich aus ihr trinke, ob ich vielleicht so meinen Durst löschen mag. Da sagte der Greis: siehe hier ist die Quelle, aus welcher das Bächlein herauskommt, aber sage mir doch, warum Du nicht mit den andern Christen die Messe hörst? Der aber antwortete: Herr, wahrhaftig unser Pfarr führt ein abscheuliches Leben und ich glaube, daß

er nicht eine lautere und Gott gefällige Messe feiert. Hierauf sprach der Greis: mag es so seyn, wie Du sagst: aber hier ist die Quelle, aus welcher das süße Wasserbächlein entspringt, aus dem Du getrunken hast. Da sah sich jener um und erblickte einen räudigen Hund mit offenem Maule, durch dessen Zähne und geöffneten Rachen auf wunderbare Weise der Springquell herausquoll. Als er das deutlich erkannt hatte, da erschrak er sehr und wurde bestürzt: er schauderte am ganzen Leibe und wagte aus Eckel nicht zu trinken und dürstete doch außerordentlich. Dieß sah der Greis und sprach zu ihm: Fürchte Dich nicht, weil Du aus diesem Bache getrunken hast: das wird Dir keine Beschwerden verursachen. Als jener das hörte, so trank er, löschte seinen Durst und sprach: O Herr, nie hat ein Mensch so süßes Wasser getrunken. Da sagte der Greis: siehe, gleich wie dieses Wasser durch das Maul dieses räudigen Hundes fließt und doch seine eigenthümliche Farbe und Geschmack behält, nicht beschmutzt oder verändert wird; so, mein Lieber, ist es mit der Messe, die durch einen unwürdigen Priester gefeiert wird. Und darum, wie sehr Dir auch der Lebenswandel solcher Priester mißfallen mag, sollst Du dennoch ihre Messe hören. Als der Greis das gesagt hatte, verschwand er und jener offenbarte Andern, was er gesehen hatte, und hörte nachher mit Frömmigkeit die Messe und brachte dieses vergängliche und unbeständige Leben zu einem seligen Ende: worauf er von diesem dem Untergange unterworfenen Leben zu einem unveränderlichen geführt wurde. Dieses aber möge uns Allen gewähren Jesus Christus, Mariä Sohn.

Dreizehntes Capitel.

Von einer unlautern Liebe.

Es gab einen Kaiser, der eine schöne Frau hatte, welche er gar sehr liebte. Diese empfing aber im ersten Jahre ihrer Ehe und gebar einen Sohn, welchen sie als Mutter gar sehr liebte und sogar jede Nacht in einem Bette mit ihm schlief. Als er aber drei Jahre alt war, da starb der König und über den Tod desselben erhob sich ein großes Wehklagen. Auch die Königin beweinte seinen Tod viele Tage; als sie ihn aber dem Grabe übergeben hatte, da lebte sie in einem gewissen Schlosse und hatte ihren Sohn bei sich. Sie liebte aber den Knaben so, daß sie seine Gegenwart nicht entbehren konnte und beide schliefen beständig beisammen, bis der Knabe das achtzehnte Jahr überschritten hatte. Und als der Böse eine so große Liebe zwischen einer Mutter und ihrem Sohne sah, da reizte er sie zu einer Gottlosigkeit, sodaß der Sohn seine Mutter erkannte. Die Königin aber empfing alsbald, aber als sie schwanger war, da verließ ihr Sohn das Reich aus Betrübniß und begab sich in ferne Welttheile. Indessen gebar die Mutter, als ihre Stunde gekommen war, einen sehr schönen Knaben: allein kaum sah sie ihn geboren, als sie ihn auch ermordete, — indem sie ihm die Kehle abschnitt. Es fiel aber Blut aus der Kehle des Kleinen auf die linke Hand der Königin und es wurden vier runde Kreise von dieser Gestalt: 0 0 0 0. Die Königin konnte aber durch keine Kunst diese Kreise von ihrer Hand wegbringen und darum scheute sie sich so, daß sie beständig einen Handschuh trug, damit diese Kreise nicht zu sehen wären. Nun war diese Königin gar sehr

der heiligen Jungfrau ergeben, schämte sich aber so sehr, daß sie von ihrem eigenen Sohne ein Kind bekommen und dasselbe getödtet hatte, daß sie deshalb durchaus nicht beichten wollte und beichtet allezeit nur funfzehn ihrer übrigen Sünden. Nun vertheilte aber diese Königin aus Liebe zur Heiligen Maria reichliches Almosen und wurde von Allen geliebt und war bei Allen angenehm. Nun begab es sich aber in einer Nacht, daß ihr Beichtvater vor seinem Bette auf den Knieen lag und sein Ave Maria hersagte. Da erschien ihm die heilige Jungfrau und sprach: ich bin die Jungfrau Maria und habe Dir etwas Geheimes zu verkündigen. Darüber freuete sich der Beichtiger sehr und sprach: O theuerste Herrin, sage Deinem Knechte, was Dir gefällig ist. Sie aber sprach: die Königin dieses Reichs ist Dein Beichtkind, und doch hat sie eine Sünde begangen, welche sie Dir aus allzugroßer Scheu nicht zu entdecken wagt. Am morgenden Tage wird sie zu Dir zur Beichte kommen, sage ihr von mir, daß ihre Almosen und Gebete vor das Angesicht meines Sohne gekommen und von ihm angenommen worden sind. Ich befehle ihr aber, daß sie Dir von jener Sünde beichte, welche sie heimlich in ihrer Kammer begangen hat, da sie ihren einzigen Sohn tödtete. Ich habe für sie gebeten und ihre Sünde ist ihr verziehen, wenn sie beichten will. Wenn sie sich aber bei Deinen Worten nicht beruhigen will, so bitte sie, daß sie den Handschuh von ihrer Linken ablege und Du wirst auf ihrer Hand die begangene und nicht gebeichtete Sünde sehen, und wenn sie auch das nicht will, so ziehe ihr den Handschuh mit Gewalt ab. Bei diesen Worten verschwand die Jungfrau Maria. Am Morgen aber beichtete die Königin demüthig alle Sünden mit Ausnahme dieser einzigen. Als sie ihm aber Alles, was ihr gefiel,

gesagt hatte, da sprach ihr Beichtiger: Herrin und geliebteste Tochter, die Leute sprechen vielerlei, warum Du an Deiner linken Hand einen Handschuh trügest: zeige mir kühnlich Deine Hand, damit ich sehen kann, ob etwas an ihr verborgen ist, was Gott nicht gefällt. Jene aber sprach: Herr, meine Hand ist nicht gesund, und darum will ich sie Euch nicht zeigen. Als er jedoch das hörte, da nahm er sie beim Arme, zog trotzdem daß sie nicht wollte, ihr den Handschuh ab und sagte: Herrin, fürchte Dich nicht, die heilige Jungfrau Maria, welche Dich zärtlich liebt, hat mir befohlen, also zu thun. Als er aber die geöffnete Hand sah, erblickte er vier blutrothe und runde Kreise: im ersten Kreise stand viermal c c c c, im zweiten viermal d d d d, im dritten viermal m m m m und im vierten viermal r r r r. Um die Kreise herum stand wie auf einem Petschaft eine rothe Umschrift, die folgende Worte enthielt: und zwar zuerst um die vier c: „Casu Cecidisti Carne Caecata (durch Zufall bist Du gefallen, von fleischlicher Lust verblendet)", bei den d: „Daemoni Dedisti Dona Donata (Du hast Dich dem Bösen als Geschenk gegeben)", bei den m: „Monstrat Manifeste Manus Maculata (dieß zeigt offenbar Deine Hand mit den Flecken) und bei den r: „Recedit Rubigo Regina Rogata (die rothen Flecken gehen weg, wenn die Königin befragt worden ist)." Als das die Königin gesehn hatte, fiel sie ihrem Beichtiger zu Füßen und beichtete demüthig mit Thränen ihre begangene Sünde. Als sie nun Vergebung ihrer Sünden erhalten und Buße gethan hatte, da entschlief sie nach wenig Tagen in dem Herrn und über ihren Tod erhob sich ein großes Wehlklagen im Lande.

Vierzehntes Capitel.

Wie man seine Eltern in Ehren halten solle.

Es war ein König Dorotheus, der ein Gesetz gab, daß die Söhne ihre Eltern ernähren und erhalten sollten. Nun lebte damals in diesem Lande ein Krieger, der eine schöne und anständige Frau geheirathet und mit ihr einen Sohn gezeugt hatte. Es begab sich aber der Krieger auf eine Reise, ward unterwegs gefangen und in schwere Banden geworfen: alsbald schrieb er seiner Frau und Sohne, ihn loszukaufen. Als das seine Frau hörte, ward sie sehr traurig und weinte so bitterlich, daß sie blind wurde. Da sprach der Sohn zu seiner Mutter: ich will zu meinem Vater gehen, auf daß ich ihn aus dem Gefängnisse loskaufe. Die Mutter aber antwortete: Du wirst nicht gehen, weil Du mein einziger Sohn bist, meine Freude und die Hälfte meiner Seele: es könnte Dir dasselbe begegnen wie ihm: wolltest Du wohl lieber Deinen entfernten Vater loskaufen, als Deine Mutter, welche hier ist, ernähren. Wenn man nun aber zwischen zwei gleichen Dingen zu wählen hat, so muß man das, was da ist, vorziehen. Du bist mein und Deines Vaters Sohn: ich bin da und Dein Vater nicht: hieraus folgere ich, daß Du mich auf keine Weise verlassen und Deinen Vater besuchen darfst. Hierauf antwortete derselben ihr Sohn sehr richtig: Obgleich ich Dein Sohn bin, so ist doch mein Vater die Hauptursache meines Daseins: er war der handelnde, Du nur der leidende Theil: der Vater ist in die weite Welt gegangen, Du sitzest ruhig zu Hause: er aber ist gefangen und in ein starkes Gefängniß

geworfen worden, Du aber bist frei: er ist in den Händen seiner Feinde, Du unter Deinen Freunden; er ist eingeschlossen, Du bist ungebunden. Du zwar bist blind, er aber sieht kein Tageslicht, nur Ketten, Wunden und Elend, und darum will ich zu ihm reisen und ihn loskaufen. Und so geschah es; Alle aber lobten den Sohn, daß er so an der Befreiung seines Vaters gearbeitet hatte.

Fünfzehntes Capitel.

Vom Leben des Heiligen Alexius, des Kaisers Eufemianus Sohn.

Es gab einen gewissen Kaiser, in dessen Reiche, d. h. dem Römischen Staate ein gewisser Jüngling Alexius lebte, der Sohn eines sehr edeln Römers, Namens Eufemianus, und eines der Ersten am kaiserlichen Hofe. Diesen umgaben drei Tausend Sclaven, die mit goldenen Gürteln umgürtet und seidenen Gewändern bekleidet waren. Es war aber der ebengenannte Eufemianus sehr barmherzig und jeden Tag waren in seinem Hause drei Tafeln für Arme, Waisen, Fremde und Wittwen gerüstet, welche er eifrig bediente: und um die neunte Stunde nahm er selbst mit frommen Männern sein Mahl in der Furcht des Herrn zu sich. Er hatte aber eine Frau, Namens Abael, welche gleiche Gottesfurcht und Gesinnung hegte. Da sie aber keinen Sohn hatten, so schenkte ihnen Gott auf ihr Bitten einen solchen, worauf sie sich fest vornahmen, von nun an in lauter Keuschheit zu leben. Der Knabe ward also den Lehrern der freien Künste übergeben, um in ihnen unterwiesen zu werden. Als er nun in allen Künsten der Weltweisheit sich auszeichnete und schon zum

männlichen Alter gekommen war, ward ein Mädchen aus der kaiserlichen Familie ausgewählt und mit ihm als Gattin verbunden. Nun kam die Nacht: in dieser beobachtete er mit seiner Vermählten erst ein geheimnißvolles Stillschweigen, dann aber begann sie der heilige Jüngling in der Furcht des Herrn zu unterweisen und gab ihr seinen goldenen Siegelring und die Spange seines Degengehenkes, womit er umgürtet war, aufzuheben, indem er also sprach: Nimm dieß und bewahre es, solange es dem Herrn gefällt, und der Herr sey mit uns. Hierauf aber begab er sich zum Meere und, als er heimlich ein Schiff bestiegen hatte, gelangte er bis Laodicäa und von da weiter nach Edessa, einer Stadt in Syrien, wo ein Bild unseres Herrn Jesus Christus ohne menschliche Arbeit gemacht, auf einer Leinwand bewahrt wurde. Als er dahin gekommen war, vertheilte er Alles, was er mit sich gebracht hatte, an die Armen, und fing an in schlechten Kleidern mit andern Bettlern sich an die Pforte der Kirche Mariä, der Mutter Gottes zu setzen. Von dem Almosen aber behielt er nur soviel für sich zurück, als für ihn hinreichen mochte, das Uebrige aber schenkte er andern Armen. Sein Vater aber, der die Entfernung seines Sohnes schwer beweinte, sandte durch alle Theile der Welt seine Diener aus, auf daß sie ihn fleißig aufsuchen sollten. Als nun aber von diesen etliche zur Stadt Edessa gekommen waren, wurden sie zwar von ihm erkannt, allein, da sie ihn nicht erkannten, so theilten sie an ihn ebenso wie an die andern Armen Almosen aus, welches er annahm und Gott also dankte: Herr, ich danke Dir, daß Du mich von meinen Sclaven Almosen empfangen läßt. Die Diener nun kehrten zurück und meldeten, daß er nirgens gefunden werden könne. Seine Mutter nun legte vom Tage seines Wegganges einen

Sack auf den Boden ihres Schlafzimmers, wo sie wehklagend und weinend also sprach: Hier will ich immer in Trauer verharren, bis ich meinen lieben Sohn wiederhaben werde. Die Gemahlin desselben aber sprach zu ihrer Schwiegermutter: bis ich von meinem süßen Bräutigam hören werde, will ich wie eine Turteltaube bei Dir bleiben. Als nun aber Alexius in genannter Kirchenvorhalle siebzehn Jahre im Dienste Gottes verharrt hatte, da sprach das Bild der heiligen Jungfrau, welches dort war, zu dem Wächter des Tempels: laß den Mann Gottes hereinkommen, weil er würdig ist des Himmelreichs und der Geist des Herrn auf ihm ruht. Als aber der Wächter nicht wußte, von wem sie sprach, sagte sie abermals zu ihm: der ist es, welcher draußen in der Halle sitzt. Da ging der Wächter eilends hinaus und führte ihn in die Kirche. Als aber dieser Vorgang Allen bekannt worden war und er von Jeglichem verehrt zu werden begann, da entfernte er sich von dort, weil er irdischen Ruhm meiden wollte. Er bestieg aber ein Schiff und da er nach Tarsus in Cilicien segeln wollte, kam das Schiff durch die Leitung Gottes, von Stürmen verschlagen, in den Hafen von Rom. Als Alexius dieses wahrnahm, sprach er zu sich selbst: ich will unerkannt in dem Hause meines Vaters bleiben und Niemandem lästig fallen. Er begegnete aber seinem Vater, der aus dem Palaste kam und von einer Menge Diener umgeben war, und fing an ihm laut nachzurufen: Knecht Gottes befiehl, daß ich, der ich fremd bin, in Deinem Hause aufgenommen werde und laß mich von den Brosamen Deiner Tafel speisen, auf daß der Herr sich auch Deines Sohnes, welcher in der Fremde ist, erbarmen wolle. Als das der Vater gehört hatte, befahl er ihn um seines Sohnes Willen zu sich aufzunehmen, gab ihm in seinem Hause einen be-

sondern Platz, setzte ihm Speise von seiner Tafel vor und wieß ihm einen eigenen Diener an. Jener aber beharrte im Beten und kasteiete seinen Leib mit Fasten, und die Diener des Hauses verspotteten ihn und gossen ihm häufig schmutziges Aufwaschewasser auf den Kopf, er aber war bei alle dem gar sehr geduldig. So blieb denn Alexius siebzehn Jahre unerkannt im Hause seines Vaters und als er sah, daß das Ende seines Lebens in der Nähe war, verlangte er Papier und Tinte und setzte seinen ganzen Lebenslauf auf. Am Sonntag aber nach der Feier der Messe ertönte in dem Allerheiligsten eine Donnerstimme vom Himmel herab: Kommet zu mir Alle, die Ihr arbeitet und beladen seyd. Als das aber Alle hörten, fielen sie auf ihr Antlitz nieder, und siehe da die Stimme sprach zum zweiten Male: Suchet den Mann Gottes, auf daß er für Rom bete. Jene aber suchten und fanden nicht und wiederum hieß es: Suchet im Hause des Eufemianus. Als der aber befragt wurde, sagte er, er wisse von nichts. Da kamen die Kaiser Arcadius und Honorius mit dem Papste Innocenz zu dem Hause des genannten Mannes und siehe die Stimme des Dieners von Alexius gelangte zu ihrem Herrn und lautete also: Siehe zu, o Herr, ob das nicht unser Fremder seyn mag, der ein Mann von hohem Alter und Geduld ist. Da lief Eufemianus hin zu ihm, fand ihn aber schon verblichen und sein Gesicht sah er geröthet, wie eines Engels Antlitz, und er wollte das Papier, welches jener in der Hand hatte, nehmen, aber er konnte es nicht. Als er aber hinausging und dieses dem Kaiser und dem Papste hinterbracht hatte und jene zu ihm hineingetreten waren, sprachen sie: wir sind allzumal Sünder. Indessen führen wir das Steuerruder des Reiches und haben die gemeine Sorge für das Hirtenamt. Gieb uns also das Papier,

damit wir wissen, was auf demselben geschrieben steht. Der Papst aber trat zu ihm, nahm das Papier in seine Hand und gab es alsbald wieder weg und ließ es vor allem Volke und seiner Umgebung und dem Vater desselben lesen. Als aber Eufemianus dieses hörte, fiel er von großer Furcht bewegt, indem ihn seine Kräfte verließen, auf die Erde nieder. Als er aber wieder ein wenig zu sich gekommen war, zerriß er seine Kleider und fing an die grauen Haare seines Hauptes und seinen Bart auszuraufen und sich selbst zu zerfleischen, stürzte auf seinen Sohn hin und rief aus: Ach, mein lieber Sohn, warum hast Du mich in solche Trauer versetzt und soviele Jahre lang in Seufzer und Klagen gestürzt. Ach ich Elender, was sehe ich? Dich, den Beschützer meines Alters, auf der Bahre liegen und nicht mit mir sprechen. Ach wie werde ich denn einen andern Tröster finden? Die Mutter, als sie das hörte, wie eine Löwin, welche das Netz zerreißt, so mit zerrissenen Kleidern und aufgelößtem Haare hob ihre Augen gen Himmel, und da sie vor der allzugroßen Volksmenge nicht zu dem heiligen Leichnam gelangen konnte, rief sie laut aus: Macht mir Platz, auf daß ich den Tröster meiner Seele erblicke, der aus meinen Brüsten getrunken hat. Und als sie zu dem Leichnam gelangt war, legte sie sich über ihn und schrie: Ach mein liebster Sohn, Licht meiner Augen, warum hast Du also an uns gethan? Warum hast Du so grausam an uns gehandelt? Du sahest Deinen Vater und mich Elende in Thränen und zeigtest Dich uns nicht; Deine Sclaven beleidigten Dich und Du ertrugst es. Und immer wieder warf sie sich von Neuem über den Leichnam und bald streckte sie ihre Arme über ihn aus, bald betastete sie mit ihren Händen sein Engelsangesicht, küßte ihn und rief: Weinet mit mir, Alle die Ihr hier seyd,

die ich den, der mein Einziger war, siebzehn Jahre lang in meinem Hause gehabt und nicht erkannt habe. Und die Sclaven haben ihn beschimpft und mit Fäusten ins Gesicht geschlagen: Ach, wer wird meinen Augen einen Thränenquell verleihen, damit ich Tag und Nacht den Schmerz meiner Seele ausweine. Seine Gemahlin aber angethan mit einem Adriatischen Gewande kam weinend gelaufen und sprach: Weh mir, die ich heute verwaist bin und als Wittwe erscheine. Niemandem mehr habe ich, auf den ich meine Augen erheben, Niemanden mehr, nach welchem ich blicken kann. Jetzt ist mir mein Spiegelbild geraubt, meine Hoffnung untergegangen: jetzt hat ein Schmerz begonnen, der kein Ende mehr hat. Das Volk aber, als es solches hörte, weinte auf klägliche Weise. Darauf legten der Papst und die Kaiser den Leichnam auf eine anständige Bahre und führten ihn mitten durch die Stadt. Und dem Volke wurde verkündigt, der Mann Gottes, welchen die ganze Stadt suchte, sey gefunden worden, und alle eilten dem Zuge entgegen. Wenn aber ein Kranker jenen heiligen Leichnam berührte, wurde er alsbald geheilt: die Blinden erhielten das Gesicht wieder: die Besessenen wurden ledig vom Bösen und alle Gebrechlichen von jeder Unpäßlichkeit, wenn sie nur den Körper berührt hatten, hergestellt. Die Kaiser aber, als sie diese großen Wunder gewahrten, fingen an selbst mit dem Papste die Bahre zu tragen, auf daß sie selbst von diesem heiligen Leibe geheiligt würden. Darnach befahlen die Kaiser eine Menge Silber und Gold auf den Straßen auszuwerfen, damit der große Haufen durch seine Liebe zum Gelde beschäftigt würde und den heiligen Leichnam zur Kirche bringen ließe. Das Volk aber vergaß seine Liebe zum Gelde und drängte sich mehr und mehr den heiligen Leib zu

berühren, sodaß sie ihn endlich nur mit großer Mühe zum Tempel des heiligen Märtyrers Bonifacius führten, und indem sie dort sieben Tage lang im Lobe Gottes verharrten, erbauten sie ihm ein Denkmal aus Gold und kostbaren Edelsteinen, in welches sie den heiligen Leichnam mit großer Verehrung niederlegten. Aus dem Grabmale selbst aber duftete ein so süßer Geruch hervor, daß es wie voll von allen möglichen Gewürzen erschien. Er starb aber im Jahre des Herrn 328.

Sechzehntes Capitel.

Von einem musterhaften Lebenswandel.

Man liest von einem Römischen Kaiser, der als er sich einen sehr schönen Palast erbauen ließ, auf dem Grunde desselben beim Ausgraben der Erde einen goldnen, mit drei Kreisen umgebenen Sarcophag fand, auf welchem folgende Aufschrift stand: „Ich habe ausgegeben, geschenkt, bewahrt, gehabt. Ich habe, ich verlor, ich werde bestraft. Was ich zuerst ausgegeben habe, hatte ich und was ich geschenkt habe, habe ich.“ Als das der Kaiser vernommen hatte, rief er die Fürsten seines Reichs zu sich und sprach: Gehet hin und berathet Euch mit einander, was diese Aufschrift bedeuten mag. Jene aber versetzten: diese Schrift besagt nichts weiter als das: Es war vor Dir ein Kaiser, der andern ein Beispiel geben wollte, auf daß diese seinem Lebenswandel folgten. Ich habe mein Leben ausgegeben, indem ich richtige Urtheile fällte, Andere besserte und meine eigene Handlungsweise in Ordnung hielt. Ich schenkte den Kriegern ihre Nothdurft, den Armen das zum Leben Nöthige und einem

Jeden wie mir selbst seinen verdienten Lohn. Ich bewahrte in allen Stücken die Gerechtigkeit, den Bedürftigen mein Erbarmen, den Arbeitern ihren verdienten Lohn. Ich hatte ein freigebiges und beständiges Herz und einem Jeglichen, der mir diente, schenkte ich Reichthum in Noth und Gunst zu jeder Zeit. Ich habe eine Hand zum Schenken, Schützen und Strafen. Ich verlor die Thorheit, die Freundschaft der Gottlosen und die fleischliche Lust. Bestraft werde ich jetzt in der Hölle, weil ich an keinen ewigen Gott glaubte: bestraft werde ich, wehe, wo keine Erlösung ist. Als das der Kaiser gehört hatte, regelte er kluglicher Weise sowohl sich selbst als Andere mehr als er es vorher gethan hatte und beschloß in Frieden sein Leben.

Siebzehntes Capitel.

Von der Vervollkommnung des Lebenswandels.

Ein gewisser Kaiser gab ein Gesetz, daß, wer ihm dienen wolle, einen Dienst erhalten solle, sobald er drei Schläge an die Pforte seines Palastes gethan hätte, aus denen man erkennen könnte, daß er eine Anstellung begehre. Nun begab es sich aber, daß im Römischen Reiche ein Armer war, mit Namen Guido. Als der von dem Gesetze gehört hatte, dachte er bei sich: Ich bin arm und aus schlechtem Geblüte entsprungen. Es ist besser für mich in Dienst zu gehen und Reichthümer zu erwerben, als immer so in Dürftigkeit zu leben. So trat er hin zu dem Palast und that dem Gesetze gemäß drei Schläge an das Thor und der Thorwärter öffnete alsbald die

Pforte und führte ihn hinein. Der aber beugte seine Kniee und begrüßte den Kaiser und der Kaiser sprach zu ihm: sage mir, mein Lieber, was verlangst Du denn? Herr, einen Dienst. Der Kaiser versetzte, in welcher Anstellung verständest Du wohl mir zu dienen? Jener aber sagte: Herr, ich bin in sechs Dienstleistungen erfahren. Zuerst verstehe ich den Leib eines großmächtigen Fürsten bei Tag und Nacht zu bewachen, sein Bett zu machen, ihm seine Speisen zu bereiten, seine Füße zu waschen. Mein zweiter Dienst besteht aber darin: ich verstehe zu wachen, wenn Andere schlafen, und zu schlafen, wenn Andere wachen. Meine dritte Fertigkeit besteht aber darin, daß ich verstehe, einen guten Trank zu kosten und nach dem Geschmacke über jedweden Trank mein Urtheil abzugeben. Mein viertes aber ist, daß ich die Leute zur Ehre des Wirthes zum Schmauße einzuladen weiß. Meine fünfte Dienstleistung aber liegt darin, daß ich es verstehe, Feuer ohne Rauch anzumachen und dabei die Umstehenden und Sitzenden zu erwärmen. Mein sechster Dienst ist: ich verstehe den Leuten einen guten Weg nach dem gelobten Lande zu zeigen, auf welchem sie gesund wieder nach Hause kommen können. Da sagte der Kaiser: das sind ja schöne Fähigkeiten, die Vielen Nutzen bringen, also sollst Du bei mir bleiben und zuerst will ich mit Dir in Bezug auf meinen eigenen Leib einen Versuch anstellen: Du sollst mich in diesem Jahre bewachen. Jener aber versetzte: Herr ich bin bereit, Euerem Willen Genüge zu thun. Guido machte aber jede Nacht auf ziemlich anständige Weise sein Bett, wusch und wechselte öfter die Bettwäsche, lag jede Nacht gewaffnet vor dem Eingange des Schlafzimmers, indem er ein kleines Hündlein bei sich hatte, einen tüchtigen Beller, auf daß, wenn er ja durch irgend einen Zufall einge-

schlafen wäre und Jemand plötzlich käme, er durch das Bellen des Hundes geweckt würde. Einmal in jeder Woche wusch er ihm die Füße und diente ihm in Allem so klug und mannhaft, daß durchaus in keinem Stücke ein Mangel an ihm entdeckt werden konnte. Darum lobte ihn aber auch der Kaiser in Allem gar sehr und als das Jahr geendigt war, machte er ihn zu seinem Seneschall, auf daß er seinen Dienst erfülle, nehmlich: ich verstehe zu wachen. Als aber dieser Guido also angestellt war, da arbeitete er den ganzen Sommer hindurch und wachte und besorgte alles Nothwendige für den Winter. Wie aber der Winter kam und Andere anfingen zu wachen und zu arbeiten, da ruhte er selbst aus und schlief und erfüllte so seine Dienstpflicht: ich weiß zu wachen, wenn Andere schlafen. Als das der Kaiser gesehn hatte, wie gar klug er diese beiden Anstellungen versehen hatte, freute er sich sehr, rief seinen Mundschenken und sprach zu ihm: Mein Lieber, gießet in meinen Becher Essig, den allerbesten Wein und Most und gebt ihn dem Guido zu trinken, denn das ist sein dritter Dienst. Denn er versteht sich darauf, einen guten Trunk zu kosten; und also geschah es. Als aber Guido gekostet hatte, sprach er: er war gut, er ist gut und wird gut seyn, denn das Sprichwort heißt: der Most wird gut seyn, der Wein ist gut, der Essig war gut. Als aber der Kaiser gesehn hatte, wie klug er über den Trunk geurtheilt hatte, sprach er zu ihm: Mein Lieber, geh durch meine Länder und Kriegslager und lade alle meine Freunde zu mir zu einem Gastmahl ein, weil das Fest der Geburt unseres Herrn in der Nähe ist und das soll Deine vierte Dienstleistung seyn. Jener aber sprach: Herr ich bin bereit. Er ging also durch die Lager und Reiche und lud auch nicht einen einzigen Freund des Kaisers ein, sondern alle Feinde

desselben, sodaß am Abend des Geburtsfestes unseres Herrn der kaiserliche Hof ganz voll von seinen Feinden war. Als aber der Kaiser alle seine Feinde zusammen sah, da regten sich alle seine Eingeweide, er rief den Guido und sprach: Mein Theuerster, hast Du mir nicht gesagt, Du verstündest auf eine anständige Weise die Leute zu Tische zu bitten? Jener versetzte: Freilich, Herr! Da erwiederte ihm der Kaiser: und ich habe Dir ja gesagt, Du möchtest alle meine Freunde zu mir laden und Du hast meine Feinde gebeten. Jener aber sagte: Herr, es möge mir vergönnt seyn mich zu verantworten. Zu welcher Zeit oder zu welcher Stunde im Jahre Deine Freunde zu Dir kommen mögen, stets werden sie mit Freuden empfangen. Mit jenen aber ist es nicht so, weil sie Deine Feinde sind. Darum habe ich sie hierher geführt, auf daß sie durch Deine freundliche Miene und Dein gutes Weib aus Feinden Deine Freunde werden mögen. Und also geschah es, daß, ehe noch das Gastmahl zu Ende war, Alle seine Freunde geworden waren. Der Kaiser aber freuete sich sehr und sprach: Mein Lieber, der Herr sey dafür gesegnet, alle meine Feinde sind mir zu Freunden geworden: erfülle jetzt Deine fnüfte Dienstanerbietung und mache mir und meinen Freunden Feuer ohne Rauch. Jener aber sprach: Herr ich bin bereit. Was that aber Guido? Er legte im Sommer Holz in die Sonnenhitze, das so ausgetrocknet war, daß es alsbald zu glühen anfing und sogleich eine Flammengluth ohne Rauch gab, sodaß der Kaiser mit allen seinen Freunden erwärmt wurde. Dann sprach der Kaiser zu Guido: Nun ist noch Dein letzter Dienst übrig und wenn Du den auf kluge Weise erfüllt hast, werde ich Dich zu Reichthum und Ehren bringen. Jener aber sprach: Herr, so viele nur nach dem gelobten Lande ziehen wollen,

die mögen mir zum Ufer des Meeres folgen. Männer, Weiber und Kinder, als sie das hörten, folgten ihm nun in beinahe ungeheurer Anzahl. Als er aber dort angelangt war, sprach er zum Volke: Ihr Lieben, seht Ihr im Meere das, was ich sehe. Jene aber sagten: das wissen wir nicht. Er jedoch versetzte: Seht, im Meere steht ein großer Felsen, erhebet Euere Augen und schauet hin. Jene aber sagten: Herr wir sehen ihn deutlich genug, aber warum Du das sagst, wissen wir nicht. Jener aber sprach: Auf jenem Felsen ist ein gewisser Vogel, der beständig auf seinem Neste sitzt und immer sieben Eier darin hat, an denen er sich gar sehr ergötzt. Die Natur des Vogels aber ist eine solche, daß solange er auf dem Neste sitzt, das ganze Meer ruhig ist, wenn es sich aber zuträgt, daß der Vogel vom Neste wegfliegt dann wird das Meer so unruhig, daß wenn da Jemand über das Meer fahren wollte, er ohne Zweifel bald versinken müßte: allein solange er auf dem Neste sitzt, wenn da Jemand hinüber fährt, wird er ohne Gefahr gehen und zurückkommen. Und jene sagten: Wie werden wir aber wissen können, wenn der Vogel auf seinem Neste sitzt und wenn nicht? Jener aber sprach: er verläßt sein Nest nur aus einer einzigen Ursache. Denn es giebt einen andern Vogel, der sein Feind ist und Tag und Nacht daran arbeitet, sein Nest zu beschmutzen und seine Eier zu verletzen. Wenn aber der Vogel, der im Neste sitzt, sich beschmutzt oder sein Nest zerstört sieht, fliegt er alsogleich vor Schmerz aus seinem Neste auf, macht das Meer unruhig und erregt die furchtbarsten Stürme und dann dürft Ihr auf keine Weise das Meer zu betreten eilen. Jene aber sagten: Herr, was für ein Mittel kann dagegen angewendet werden, auf daß der Vogel, der jenem Feind ist, sich dem Neste nicht nähere und wir so folglich sicher hinüber kom-

men können? Jener aber sprach: Es giebt unter dem Himmel keine Sache, welche jener feindselige Vogel so haßt, als das Blut eines Lammes. Bestreichet das Nest von Außen und Innen mit dem genannten Blute und solange auch nur ein Tropfen jenes Blutes übrig ist, wird der jenem feindliche Vogel niemals wagen, seinem Neste zu nahe zu kommen: dann wird das Meer ruhig und friedlich seyn und Ihr werdet zum gelobten Lande sicher kommen und zurückkehren können. Als sie das hörten, nahmen sie Lammblut, bestrichen das Nest inwendig und auswendig damit, gingen zum gelobten Lande und Alle kamen gesund und wohlbehalten wieder nach Hause. Der Kaiser aber, welcher sah, daß jener alle Geschäfte so klug erfüllt hatte, erhob ihn zu Kriegsämtern und großem Reichthum.

Achtzehntes Capitel.

Von der Sünden Vergebung.

Es war einst ein Krieger Julianus genannt, der ohne es zu wissen, seine beiden Eltern tödtete. Denn als dieser edle junge Mann an einem gewissen Tage der Jagd pflegte und einen aufgespürten Hirsch verfolgte, wendete derselbe sich plötzlich nach ihm um und sprach: Du der Du mich verfolgst, wirst der Mörder Deines Vaters und Deiner Mutter seyn. Als jener das gehört hatte, fürchtete er sich sehr, daß ihm das begegnen möchte, was er von dem Hirsche vernommen hatte. Er verließ deßhalb Alle, ging hinweg und kam in eine weit entfernte Gegend und schloß sich da an einen gewissen Fürsten an. Hier benahm er sich denn auch so wacker im Felde und

im Palaste, daß ihn der Fürst zu einem Kriegsobersten machte, ihm die Wittwe eines Castellans zur Ehe gab und er somit ihr Schloß als Mitgift empfing. Die Eltern Julians aber, die wegen des Verlustes ihres Sohnes in großer Trauer allwegen sich herumtrieben und aufs Eifrigste ihren Sohn suchten, gelangten endlich an das Schloß, wo Julianus war. Als nun die Gemahlin Julianus sie erblickt, und weil jener nicht zu Hause war, sie befragt hatte, wer sie wären und jene Alles, was ihrem Sohne begegnet war erzählt hatten, so merkte sie, daß diese die Eltern ihres Mannes seyn müßten, insofern sie diese Dinge oft schon von ihrem Manne gehört hatte. Also nahm sie dieselben freundlich auf und aus Liebe zu ihrem Manne überließ sie ihnen ihr eigenes Bette und ließ für sich selbst an einem andern Orte eins zurecht machen. Am frühen Morgen aber ging die Castellanin zur Kirche und siehe da auch Julianus kam früh in ihr Schlafzimmer, um seine Frau zu wecken, und als er bei seinem Eintreten zwei Personen bei einander liegen fand, vermuthete er, es müsse seine Frau mit ihrem Buhlen seyn, zog stillschweigend sein Schwert und durchbohrte Beide zugleich. Da er aber vor das Haus trat, sah er seine Frau aus der Kirche kommen, wunderte sich sehr und fragte sie, wer die wären, welche in ihrem Bette schliefen. Jene aber sprach: Es sind Euere Eltern, welche Euch so lange gesucht haben: diese habe ich in unser Schlafzimmer gebettet. Als der das hörte, fiel er beinahe todt vor Schrecken zur Erde nieder und fing an bitterlich zu weinen und zu sagen: Weh mir Elendem, was soll ich machen, der ich meine theuern Eltern getödtet habe? Und siehe so erfüllt sich das Wort des Hirsches: ich wollte ihm entgehen, und gerade so habe ich Unglücklicher es wahr gemacht. Lebe jetzt wohl, süße

Schwester, denn fürder will ich nicht ruhen, bis ich weiß, ob Gott meine Reue angenommen hat. Sie aber sprach zu ihm: Liebster Bruder, es sey ferne, daß Du mich verläßest und ohne mich wegziehest, sondern da ich Theil an Deinen Freuden gehabt habe, will ich auch Antheil an Deinen Schmerzen haben. Hierauf begaben sie sich zusammen hinweg an einen großen Strom, wo viele Personen in Lebensgefahr zu kommen pflegten und erbauten da ein großes Hospitz, auf daß sie dort Buße thäten und alle, die es wollten, unverzüglich über den Fluß setzten und alle Arme in ihrem Hospitz aufnähmen. Nach langer Zeit aber, als einst um Mitternacht Julianus ermüdet eingeschlafen und gerade eine grimmige Kälte war, vernahm er eine kläglich schreiende Stimme, welche ihn mit traurigem Tone anflehte, sie herüber zu holen. Als er das gehört hatte, stand er alsbald auf, fand einen Menschen, der fast schon vor Kälte erstarrt war, trug ihn in sein Haus machte ein Feuer an und suchte ihn zu erwärmen: allein er konnte durchaus nicht warm werden und weil Julianus fürchtete, er möchte ihm unter den Händen sterben, so trug er ihn in sein Bett und deckte ihn fleißig zu. Nach kurzer Zeit aber stieg der, welcher ihm erst krank und aussätzig erschienen war, von glänzendem Licht umgeben, zum Himmel auf und sprach also zu seinem Wirthe: Juliane, der Herr hat mich zu Dir gesendet und mir aufgetragen Dir kund zu thun, daß er Deine Buße angenommen hat und Ihr beide in Kurzem im Herrn entschlafen werdet. Bei diesen Worten verschwand er und Julianus mit seiner Gattin reich an guten Werken und Mildthätigkeit entschlief nach wenig Zeit in dem Herrn.

Neunzehntes Capitel.

Von des Hochmuths Sünde.

Man liest in der Römer That, daß einst ein gewisser Römischer Fürst war, mit Namen Pompejus. Dieser hatte die Tochter eines gewissen Adligen geheirathet, dessen Name war Cäsar. Die Beiden kamen nun mit einander überein, sie wollten die Herrschaft des ganzen Erdkreises unter ihre Botmäßigkeit bringen. Da begab es sich, daß Pompejus den Cäsar abschickte, um entfernte Landstriche zu unterwerfen, da er noch jung war und es sich für ihn ziemte zu arbeiten. Er selbst sollte aber als Oberster den römischen Staat vor jenen fremden Völkern beschützen, und er bestimmte ihm als äußerste Zeit seiner Rückkehr fünf Jahre, daß, wenn er dieß nicht thäte, er ihn für immer seines Rechtes berauben könnte. Cäsar aber versammelte eine Armee und zog nach jenen Ländern, wo er aber kriegerische Völker traf, die er nicht in der bestimmten Zeit besiegen konnte. Da er aber lieber den Pompejus beleidigen als den Krieg aufgeben wollte, so machte er sich auf seine eigene Gefahr hin einen zweiten Urlaub von fünf Jahren aus, Pompejus aber, als er das erfuhr, verbannte ihn aus dem Römerreich, auf daß er fürder nicht wagen sollte, ihm zu nahe zu kommen. Cäsar aber, als der Krieg beendigt war, machte einen eiligen Marsch gen Rom und kam mit seinem Heere an ein Gewässer. Der Name dieses Wassers aber war Rubicon und da erschien ihm ein großes Schattenbild, welches mitten auf dem Wasser stand und also zu ihm sprach: Cäsar, wenn Du wegen des Friedens nach Rom kommst, so mag es Dir gestattet seyn, hierher zu gelangen,

wo aber nicht, so wirst Du nicht hineinkommen. Da erwiederte Cäsar: Beständig habe ich im Felde gedient und bin bereit, alle Anstrengungen zu ertragen zur Ehre und Frommen der Römischen Stadt und immer will ich das und nehme dazu die Götter als Zeugen, die ich anbete. Als er so gesprochen hatte, verschwand das Bild. Cäsar aber wendete sich hierauf sogleich etwas zur Rechten und ging über den Fluß. Als er aber hindurch war und auf der andern Seite stand, sprach er: Hier habe ich den Frieden verletzt und meine Rechte gelassen; und von diesem Tage hörte er nicht auf, den Pompejus zu verfolgen und bemühte sich, soviel er nur konnte, ihn zu vernichten.

Zwanzigstes Capitel.

Von Trübsal und Elend.

Es gab einen König Conrad, in dessen Reich ein gewisser Graf war, mit Namen Leopold: der fürchtete des Königs Zorn, flüchtete mit seiner Gattin in einen Wald und versteckte sich in einer Hütte. Wie nun in diesem genannten Walde einstmals der Kaiser Conrad eine Jagd angestellt hatte, so mußte er, da ihn die Nacht überfiel, in eben dieser Hütte ein Obdach suchen. Die Wirthin aber, welche gerade schwanger und ihrer Entbindung nahe war, bereitete ihm so gut sie konnte, ein Lager und reichte ihm auch seine übrigen nothwendigen Bedürfnisse. In derselben Nacht aber gebar das Weib einen Sohn und der Kaiser hörte eine Stimme, welche sprach: „Nimm, nimm, nimm“. Er erwachte aber alsbald aus dem Schlafe und gerieth ganz in Furcht und

Schrecken und sprach bei sich: was bedeutet diese Stimme: nimm, nimm, nimm. Er dachte aber „nimm, was Du mußt" und schlief sogleich wieder ein. Und siehe zum andern Male hörte er die Stimme, welche sprach: „gieb wieder, gieb wieder, gieb wieder". Der Kaiser aber erwachte wieder aus dem Schlafe, wurde sehr traurig und sprach bei sich: was ist das? Zuerst habe ich gehört: nimm, nimm, nimm und gleichwohl habe ich nichts empfangen. Bald spricht die Stimme wieder: gieb wieder, gieb wieder, gieb wieder. Wie soll ich aber etwas wiedergeben, was ich nicht bekommen habe? Der Kaiser fing aber wieder an einzuschlafen, und siehe zum dritten Male hörte er die Stimme, welche zu ihm sprach: „fliehe, fliehe, fliehe: denn der Knabe, der hier geboren ist, wird Dein Eidam seyn". Als aber der Kaiser das gehört hatte, da bewegten sich alle seine Eingeweide, und als er früh aufgestanden war, rief er seine beiden geheimen Waffenträger zu sich herein und sprach also zu ihnen: Gehet hin und entführt mit Gewalt das Knäblein aus den Armen seiner Mutter, schneidet ihm das Herz mitten von einander und bringt es mir hierher. Diese aber gingen zerknirscht hinweg und raubten den Knaben vom Schooße seiner Mutter; als sie aber seine liebliche Gestalt sahen, wurden sie von Mitleid bewegt und setzten ihn auf einen Baum, damit er nicht von den wilden Thieren gefressen würde, und fingen einen Hasen, schnitten ihm das Herz entzwei und brachten es dem Kaiser. Als aber an demselben Tage ein gewisser Herzog vorüberzog und einen Knaben schreien hörte, nahm er ihn, ohne daß es jemand wußte, an seinen Busen und brachte ihn, da er keinen Sohn hatte, seiner Gattin und ließ ihn aufziehen, indem er vorgab, er sey von ihm und seiner Gattin gezeugt worden. Er nannte ihn aber Heinrich. Als nun

der Knabe erwachsen war, hatte er einen gar schönen Körper, eine gewandte Zunge und war Allen angenehm. Da ihn nun der Kaiser so schön und klug sah, so erbat er sich ihn von seinem Vater und hieß ihn an seinem Hofe bleiben. Allein da er bemerkte, wie der Jüngling sich Allen angenehm machte und von Allen gepriesen wurde, da fing er an zu fürchten, er möchte nach ihm sein Reich bekommen und gar etwa der seyn, welchen er zu tödten befohlen hatte. Da er also sicher gehen wollte, so richtete er an seine Gemahlin einen eigenhändig geschriebenen Brief auf diese Weise: „So weit es in Deiner Gewalt steht, mein theures Leben, wirst Du, sobald Du meinen Brief erhalten hast, diesen Jüngling tödten lassen." Während der aber auf seiner Reise in eine Kirche eingetreten und auf einer Bank darin eingeschlafen war und der Beutel, in welchem der Brief sich befand, von ihm herabging, öffnete ein von Neugier herbeigeführter Priester den Beutel und schauderte, als er von dieser Gottlosigkeit gelesen hatte, kratzte ganz fein die Worte: „Du wirst diesen Jüngling tödten lassen", weg und schrieb dafür: „Du wirst ihm unsere Tochter zur Gemahlin geben." Als nun die Kaiserin den Brief gelesen und ihn mit des Kaisers Petschaft verschlossen sah, auch erkannt hatte, daß er von der Hand des Kaisers geschrieben sey, rief sie die Ersten des Reiches zusammen, richtete eine Hochzeit aus und gab demselben ihre Tochter zur Frau: und diese Hochzeit wurde zu Aachen gefeiert. Wie aber dem Kaiser Conrad berichtet wurde, daß die Hochzeit seiner Tochter auf feierliche Weise begangen worden sey, da verstummte er und als er von seinen beiden Waffenträgern, dem Herzoge und Priester die Wahrheit erfahren hatte, sahe er wohl, daß man dem Willen Gottes nicht widerstehen könne: darum schickte er nach dem

Jüngling und hieß ihn als seinen Eidam willkommen und bestimmte ihn als seinen Nachfolger im Reiche.

Einundzwanzigstes Capitel.

Von List und Verschwörung und von der Huth wider sie.

Justinus erzählt, daß die Lacedämonischen Bürger einmal zusammen sich gegen ihren König verschworen haben und da sie die Oberhand hatten, ihn auf unwürdige Weise aus seinem Staate und Reiche vertrieben. Da begab es sich nun zur selbigen Zeit, daß der Persische König sich vorgenommen hatte, denselbigen Staat zu zerstören und mit einem großen Heere gegen denselben zu Felde zog. Der vertriebene König aber konnte seine Liebe gegen seine obwohl undankbaren Unterthanen nicht überwinden, sondern er fühlte Mitleiden mit denselben, und da er den Anschlag des Persischen Königs gegen sein Land Lacedämon erkundet und erfahren hatte, so dachte er nach, auf welche Weise er unvermerkt und vorsichtig den ganzen Plan dem genannten Staate kund machen könnte. Er nahm also ein Brieftäfelchen und schrieb darein den ganzen Anschlag und zugleich dabei auch eine genaue Anweisung, auf welche Weise sie sich widersetzen und den Staat gegen jenen vertheidigen könnten: hierauf überstrich er das Geschriebene mit Wachs, nahm einen glaubwürdigen Boten und richtete sein Schreiben an die Vornehmsten des Staates. Als diese aber das Schreiben empfangen und fleißig beschaut hatten, zeigte sich gleichwohl kein einziger Buchstabe, sondern nur ebenes Wachs. Darum wurde denn gemeinschaftlich zwischen

allen den Vornehmsten des Volkes eine Untersuchung angestellt über die Brieftafel, auf daß ein Jeder seine Gedanken sagte, was mit derselben zu thun sey; allein niemand fand sich, der den Sinn derselben hätte entdecken können. Nun begab es sich aber, daß die Schwester des erwähnten Königs, nachdem sie von der Unverständlichkeit jenes Schreibens gehört hatte, sich von der Obrigkeit die Erlaubniß ausbat, dasselbe ansehn zu dürfen, und als sie es sorgfältig betrachtet hatte, so begann sie mit weiblicher List ein wenig Wachs von dem Täfelchen abzuheben und alsbald erschien ein verborgener Buchstabe. Da sie nun noch mehr des Wachses aufgedeckt hatte, kam immer mehr von der Schrift zu Tage, und als nun somit alles Wachs von den Buchstaben weggenommen war, so konnte man lesen, was darin geschrieben stand. Die Fürsten des Volkes aber, als sie das sahen, freuten sich sehr, vollzogen den ihnen im Briefe ertheilten Rath, vertheidigten wacker ihre Stadt und befreiten sie von jeglichem Angriff.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Von der weltlichen Furcht.

Augustinus erzählt, daß die Aegypter, als sie einstens die Isis und den Serapis zu Göttern erheben wollten, auf folgende Weise verfuhren. Zuerst gaben sie ein Gesetz, daß derjenige, welcher sie Menschen nennen würde oder der von ihrer Abkunft spräche, des Todes sterben sollte; sie stellten aber zwei Bildsäulen derselben auf. Zweitens aber, damit das genannte Gesetz Niemandem verborgen bleiben könnte, so stellten sie in jedem Tempel,

wo ihre Bilder verehrt wurden, neben denselben ein kleines Götzenbild in menschlicher Gestalt auf, welches den Finger auf den Mund gelegt hielt, um auf diese Weise denen, welche jene Tempel beträten, ein Zeichen des Stillschweigens zu machen, damit auf diese Weise die Wahrheit von Allen verschwiegen würde.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Von der Seelen Arzeney.

Der selige Augustinus erzählt, daß es vor Alters Sitte war, daß die Körper der Kaiser nach ihrem Tode verbrannt und ihre Asche auf einen erhabenem Orte niedergelegt wurde. Nun begab es sich aber einstmals, daß einer starb, dessen Herz durchaus nicht verbrennen wollte. Da nun aber viele sich hierüber verwunderten, so ließ man alle Philosophen und Weisen aus jenem Staate zusammenrufen, und als man bei ihnen nach der Ursache davon geforscht hatte, sagten sie endlich, der Kaiser sey vergiftet worden und das Herz könne wegen dem darin verborgen liegenden Gifte nicht in Brand gesetzt werden: hierauf zogen sie dasselbe aus dem Feuer und legten Theriak darauf, wodurch sie das Gift vertrieben, und als nun das Herz zum zweiten Male ins Feuer gelegt wurde, da wurde es alsbald in Asche verwandelt.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Von der Verlockung des Teufels durch zeitliche Güter.

Es wird von einem gewissen Zauberer erzählt, der einen sehr schönen Garten besaß, in welchem soviele wohl-

riechende Blumen waren, soviele süße Früchte und solche himmlische Ergötzlichkeiten, daß es sehr angenehm war, sich darin aufzuhalten. Diesen Ort aber wollte er Niemandem zeigen als Thoren und seinen Feinden: wenn diese nun einmal hineingeführt worden waren, da erblickten sie soviele und so große Freuden, daß sie sich verwunderten und inständig baten, daß sie darin bleiben könnten. Jener aber gestand diese Erlaubniß Keinem zu, als wer ihn zum Erben einsetzen würde. Die Thoren aber glaubten, der Garten sey das Paradies, in welchem sie immer bleiben könnten, und gestanden ihm ihr Erbe zu; der Zauberer aber stand des Nachts auf, traf sie schlafend und tödtete sie. So vollbrachte er vermittelst dieses Gartens unendliches Böse.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Von dem Vergessen der Wohlthaten und der Undankbarkeit.

Eine gewisse adlige Dame erduldete viele Unbilden von einem Tyrannen, der ihr Land verwüstete. Wenn sie das hörte, vergoß sie täglich Thränen und ihre Seele lag in Trübsal. Nun begab es sich aber zufällig, daß ein gewisser Fremder in ihre Nähe kam, und weil er ihre Angst und Noth sah, von Mitleid bewogen, Krieg für sie unternahm unter der Bedingung, daß, wenn er in demselben fiele, sie seinen Stab und Reisebündel bei sich in ihrem Gemach verwahren sollte, auf daß sie ein Andenken von ihm hätte und ihm dankbar wäre. Sie aber gestand ihm das getreulich zu und der Fremde, der nun den Krieg begann, besiegte zwar den Tyrannen,

wurde aber selbst im Kampfe bis auf den Tod verwundet. Als nun das Mägdlein von seinem Tode gehört hatte, that sie, was sie ihm versprochen hatte; den Stab und sein Reisebündel hing sie in ihrem Gemache vor ihrem Bette auf. Nun begab es sich aber, daß die Länder und Kriegsheere das Gerücht durchflog, wie diese edle Frau alle ihre verlorenen Reiche wiedergewonnen hätte. Als dieses auch drei Könige gehört hatten, kamen sie mit großem Gepränge zu ihr, um sie zu besuchen und sie zur Ehe zu begehren. Jene aber putzte sich sogleich und ging ihnen entgegen und nahm sie mit großen Ehren auf. Sie aber dachte bei sich: vielleicht werden diese Könige mein Gemach zu betreten verlangen und es wird mir eine Schande seyn, wenn sie vor meinem Bette den Reisesack und den Stab eines Fremden finden, und so befahl sie, dieselben wegzuschaffen und nicht mehr da sehen zu lassen. So vergaß sie ihren Vertrag und wurde undankbar erfunden.

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Von der Niedrigkeit.

Eine gewisse vornehme Königin hatte von einem bäurischen Sclaven einen Sohn empfangen, der sich nachher schlecht und lasterhaft vor den Augen seines angeblichen Vaters, des Fürsten aufführte. Der König aber forschte fleißig bei der Königin nach, ob es sein Sohn sey, und da er endlich aus ihrer Beichte gefunden hatte, daß er nicht sein Kind sey, so wollte er ihn doch nicht der Regierung berauben, sondern er übergab ihm sein Reich, und gab ihm nur den Befehl, daß er seine Kleider von

verschiedenartigem und verschiedenfarbigem Stoffe fertigen lassen sollte, nehmlich eine Hälfte aus schlechtem, die andere aus kostbarem Tuche, auf daß, wenn er das schlechte ansähe, er von Hochmuth und jedem Laster zurückgezogen würde, wenn aber das gute Tuch, er sich nicht ganz wegwürfe, sondern nur bescheiden zeigte.

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Von der gerechten Vergeltung.

Es war einst ein gewisser Kaiser, sehr reich und mächtig, der eine gar schöne Tochter hatte, die allen Augen gefiel: diese liebte er außerordentlich und bestimmte fünf Krieger zu ihrer Leibwache. Diese Krieger aber gingen beständig gewaffnet einher und erhielten an bestimmten Tagen eine bestimmte Löhnung für die Bewachung des Mädchens, aus dem Schatze des Königs. Der König hatte aber einen Seneschall und einen Hund, welche er gar sehr werth hielt. Der Hund war indessen an drei Ketten gelegt, weil er sehr grausam war und alle, die er packen konnte, zerriß. Nun begab es sich einmal, daß, als der König auf seinem Bette lag, er sich vornahm, das gelobte Land zu besuchen; er stand also früh auf, ließ den Seneschall zu sich rufen und sprach zu ihm: ich will das gelobte Land sehen und lasse darum unter Deiner Obhuth meine einzige Tochter mit ihren Kriegern und den Hund, welchen ich lieb habe: ich befehle Dir aber bei Leibesstrafe, daß es meiner Tochter an irgend etwas nicht mangeln darf. Ferner magst Du ihren Kriegern auch alle ihre Bedürfnisse, wie es sich geziemt, verabreichen, den Hund aber beständig an der Kette halten und ihm

nicht zu gut zu fressen geben, sondern vielmehr mag er Hunger leiden, auf daß so seine Grausamkeit und Wildheit zu nichte gemacht werde. Der Seneschall aber versprach treulich Alles erfüllen zu wollen. Der König zog nun in das gelobte Land, allein der Seneschall kümmerte sich nicht um das, was er versprochen hatte und was ihm befohlen war, denn er fütterte den Hund fortwährend mit den besten Speisen und hüthete ihn nicht wie er sollte. Der Jungfrau entzog er das Nöthige und ihre Krieger beraubte er ihrer Löhnung, so daß sie sich zerstreuten und in die weite Welt hinauszogen. Die Jungfrau aber, die so ohne Wache gelassen war, ging weinend und klagend in ihrem Hofe herum und der Hund, wie er sie allein sah, zerriß die drei Ketten, mit denen er gebunden war, und tödtete das Mädchen. Ueber ihren Tod aber erhob sich im Lande ein großes Wehklagen und als der König von dem Tode seiner Tochter gehört hatte, da wendeten sich alle seine Eingeweide im Leibe um, er ließ den Seneschall vor sich rufen und fragte ihn, warum er seine Tochter ohne Wächter gelassen, ihre Krieger ihrer Löhnung beraubt und den Hund wider sein Geheiß gefüttert habe. Der aber verstummte und brachte nichts zu seiner Entschuldigung vor. Also befahl der König den Henkersknechten, sie sollten ihn an Händen und Füßen gebunden in einen brennenden Ofen werfen, und Alle lobten den König, daß er ein solches Urtheil gefällt hatte.

Achtundzwanzigstes Capitel.

Von der gottlosen List der alten Weiber.

Es gab eine Kaiserin, in deren Reich ein Kriegsman lebte, der eine edle, keusche und ehrbare Frau hatte.

Nun begab es sich aber daß dieser Ritter eine Reise zu machen hatte; allein vorher sprach er zu seinem Weibe: ich lasse keinen Wächter bei Dar, denn ich glaube, daß Du eines solchen nicht bedarfst. Hierauf rüstete er seine Begleitung aus und zog davon, seine Gattin aber blieb in ihrem keuschen Lebenswandel zu Hause. Nun begab es sich aber, daß sie sich von den Bitten einer ihrer Nachbarinnen bewegen ließ, in das Haus derselben zum Gastmahl zu kommen, und wie sie wieder in ihr eigenes zurückkehrte, erblickte sie ein junger Mann, begann sie mit heißer Brunst zu lieben und sandte viele Boten zu ihr, weil er mit gleicher Wärme von ihr geliebt zu werden begehrte. Sie aber wieß denselben zurück und verachtete ihn ganz und gar. Er aber, da er sich durchaus nicht beachtet sah, kränkte sich sehr und schwand dahin: dennoch ging er oft wieder nach ihr, allein er vermochte durchaus nichts zu erlangen, da ihn die Dame ganz und gar verachtete. Nun begab es sich aber, daß eines Tages der Jüngling traurig und bekümmert zur Kirche ging und ihm auf dem Wege eine alte Frau begegnete, die im Geruche der Heiligkeit stand. Als die den jungen Mann so traurig sah, befragte sie ihn um die Ursache so großen Kummers, er aber sprach: Was nützt es mir, Dir das zu erzählen? Jene aber versetzte: Du mußt Deine Wunde aufdecken, wenn Du die Hülfe des Arztes erwartest. Zeige mir also die Ursache Deines so großen Schmerzes an und mit Gottes Hülfe werde ich Dich heilen. Als das der Jüngling gehört hatte, entdeckte er ihr, wie er sich in jene Dame verliebt habe. Da sagte die Alte: gehe schnell in Dein Haus, ich will Dich binnen kurzer Zeit heilen. Als sie das gesprochen hatte, eilte der Jüngling nach Hause, die Alte aber kehrte gleichfalls in das ihrige zurück. Nun hatte die Alte eine gewisse kleine

Hündin, welche sie zwei Tage lang zum Hungern nöthigte; am dritten Tage aber gab sie dem ausgehungerten Hündlein Senfbrod zu fressen; als dieses aber dasselbe verzehrt hatte, thränten wegen der Bitterkeit desselben seine Augen den ganzen Tag über. Hierauf begab sich die Alte mit der Hündin zu dem Hause der Dame, welche der Jüngling so sehr liebte, und wurde sogleich, weil sie für eine Heilige geachtet wurde, mit großen Ehrenbezeigungen aufgenommen. Während sie nun aber einander gegenüber saßen, da sah die Dame den weinenden Hund, wunderte sich sehr und fragte nach der Ursache dieser Erscheinung. Da sprach die Alte: O theuerste Freundin, wollet mich nicht fragen, weswegen er weint und einen so großen Schmerz empfindet, den ich Dir kaum mittheilen kann. Die Dame aber forschte immer mehr und dringender, auf daß sie es sagen möchte. Da sprach die Alte zu ihr: Diese Hündin war meine gar zu züchtige und ehrbare Tochter, in welche sich einst ein Jüngling sterblich verliebt hatte: sie war aber so keusch, daß sie seine Liebe ganz und gar zurückwieß, weshalb der Jüngling, der sich gar zu sehr darüber betrübte, vor Schmerz starb und für diese ihre Schuld hat nun Gott meine Tochter in das Hündlein verwandelt, welches Du hier vor Dir siehst. Als die Alte so gesprochen hatte, fing sie an zu weinen und sagte: so oft nun meine Tochter sich erinnert, was für ein schönes Mädchen sie war, so oft weint auch das Hündlein und läßt sich durch nichts trösten: ja sie reizt Alle vor gar zu heftigem Schmerz zum Weinen. Als das die Dame hörte, dachte sie bei sich: o weh mir, mich liebt auf ähnliche Weise ein Jüngling und ist krank aus Liebe zu mir: und so erzählte sie den ganzen Hergang der Sache der Alten. Als die das gehört hatte, sprach sie: O liebste Frau, wollet nicht die

Liebe des Jünglings von Euch weisen, damit nicht auch Ihr vielleicht in eine Hündin verwandelt werdet, wie meine Tochter, was ein unersetzlicher Schaden wäre. Nun sprach die Dame zu der Alten: O gute Frau, gebt mir einen guten Rath, auf daß ich nicht eine Hündin werde. Sie aber sprach: Schicket sogleich nach jenem Jüngling und thut ihm ohne weitern Aufschub seinen Willen. Aber jene versetzte: ich bitte Euere Heiligkeit, Ihr wollet Euch zu ihm aufmachen und ihn hierher mit Euch bringen, denn es könnte ein Aufsehen werden, wenn ein Anderer zu ihm ginge. Hierauf erwiederte die Alte: ich habe Mitleid mit Dir und will ihn gern hierher führen. Sie machte sich also auf den Weg, brachte den Jüngling mit und dieser schlief bei der Dame. Und also beging die Frau der Alten wegen einen Ehebruch.

Neunundzwanzigstes Capitel.

Lehre von den schlechten Richtern.

Es gab einen gewissen Kaiser, der ein Gesetz festsetzte, daß ein jeder Richter bei schwerer Strafe gerecht richten sollte, und wenn er dagegen thäte, er auf keine Weise Erbarmen finden sollte. Nun trug sich aber der Fall zu, daß ein Richter durch Geschenke bestochen, ein falsches Urtheil fällte. Der Kaiser aber, als er das gehört hatte, befahl seinen Sclaven ihn zu schinden, und also geschah es. Seine Haut aber legte er auf den Stuhl, auf welchem der Richter sitzen mußte, daß derselbe daran denken sollte und fürder nicht mehr ein falsches Urtheil gäbe. Der König aber machte den Sohn des getödteten Richters zum Richter, indem er zu ihm sprach: Du sollst auf der

Haut Deines Vaters sitzen, um über mein Volk zu richten: wenn Dir aber Jemand ein Geschenk bringt, damit Du von dem Wege des Rechten abweichen mögest, so siehe Dich nach der Haut Deines Vaters um, auf daß Dir nicht dasselbe begegne.

Dreißigstes Capitel.

Von Sünde und Gericht.

Es war einst ein König, welcher durch ein Gesetz festsetzte, es sollte dem aus dem Kriege zurückkehrenden Krieger eine dreifache Ehrenbezeigung, aber auch eine dreifache Unannehmlichkeit zu Theil werden. Die erste Ehre bestand darin, daß das Volk voller Freudensbezeigungen dem Sieger entgegenging. Die zweite lag darin, daß alle Gefangene hinter seinem Wagen mit gefesselten Händen und Füßen folgten. Die dritte Ehrenbezeigung war aber, daß er bekleidet mit einem Jupiterskleide auf einem Wagen saß, welchen vier weiße Rosse zogen und auf diesem zum Capitole geführt wurde. Damit er aber bei solchen Ehren nicht sich selbst vergäße, mußte er eine dreifache Unannehmlichkeit ausstehen. Die erste bestand darin, daß mit ihm auf dem Wagen ein Sclave gesetzt wurde, auf daß einem Jeglichen von wie niedrigem Stande er auch sey, die Hoffnung gezeigt werde, daß er zu solcher Ehre gelangen könne, wenn es seine Rechtschaffenheit verdiene. Die zweite war aber, daß jener Sclave ihm Backenstreiche gab, damit er nicht allzu stolz würde und zu ihm sprach: Gnothi seauton, d. h. lerne Dich selbst kennen und sey nicht übermüthig wegen solcher Ehre, siehe hinter Dich und bedenke, daß

Du ein Mensch bist. Die dritte lag aber darin, daß an diesem Tage einem Jedem freistand gegen die Person des Triumphirenden zu sagen was er wollte, sogar alle Schimpfreden.

Einunddreißigstes Capitel.

Von des Todes Schrecken.

Man liest vom Tode Alexanders: als ihm ein goldenes Grabmal gemacht wurde, da kamen viele Philosophen an demselben zusammen, von denen einer sprach: Alexander hat gestern aus Gold einen Schatz gemacht, und jetzt hat umgekehrt das Gold aus ihm einen solchen geschaffen. Ein anderer sprach: Gestern reichte für Alexander die ganze Welt nicht hin: heute sind drei oder vier Ellen Tuch genug für ihn. Ein anderer sagte: Gestern herrschte Alexander über sein Volk, heute herrscht dieses über ihn. Ein Anderer versetzte: Gestern konnte Alexander Viele vom Tode befreien, heute konnte er selbst den Pfeilen desselben nicht entgehen. Ein Anderer sprach: Gestern drückte er die Erde, heute drückt sie ihn. Ein Anderer sagte: Gestern fürchteten Alle den Alexander, heute achten ihn Alle für nichts. Ein Anderer sprach: Gestern hatte Alexander viele Freunde, heute hat er keinen. Ein Anderer versetzte: Gestern führte Alexander sein Heer an, heute wird er von demselben zum Grabe geführt.

Zweiunddreißigstes Capitel.

Von der guten Eingebung.

Seneca erzählt, daß in vergifteten Körpern wegen der Bosheit und allzugroßen Kälte des Giftes kein Wurm

entsteht, allein daß, wenn sie vom Blitz getroffen werden, sie dann nach wenigen Tagen Würmer erzeugen.

Dreiunddreißigstes Capitel.

Von der Prahlerei.

Valerius berichtet, daß ein gewisser Mann, mit Namen Paratinus weinend zu seinem Sohne und allen seinen Nachbarn sprach: O weh, o weh! ich habe in meinem Garten einen Unglücksbaum, an welchen sich meine erste Frau gehängt hat, nachher auch die zweite und eben erst wieder die dritte und darum leide ich erbärmlichen Kummer. Da sprach einer, des Namen war Arrius: ich wundere mich, daß Du eines so großen Glückes wegen Thränen vergiessest: ich bitte Dich, gieb mir doch drei Propfreiser von jenem Baum, weil ich gesonnen bin, dieselben unter meine Nachbarn zu vertheilen, auf daß ein Jeder einen Baum habe, um seine Frau daran aufzuhängen: und also geschah es.

Vierunddreißigstes Capitel.

Von der Abwägung des Lebens.

Man liest vom König Alexander, daß er den Aristoteles zum Lehrer hatte, von dessen Gelehrsamkeit er vielen Nutzen zog und viele Tugenden von ihm lernte. Unter andern fragte er seinen Meister, ob er nicht etwas ihm und Andern Ersprießliches sagen wolle. Dieser aber sprach: Mein Sohn, höre fleißig zu, und wenn Du meine Lehren behalten wirst, wirst Du zu großen Ehren ge-

langen. Sieben Dinge sind es, welche ich Dich lehren will. Erstlich darfst Du nie die Richtscheid überspringen: zweitens nicht mit dem Stahl das Feuer erhitzen, drittens mußt Du nie an einem Kranze pflücken, viertens kein Vogelherz essen, fünftens wenn Du Dich einmal auf den Weg gemacht hast, nicht umkehren, sechstens nie auf der öffentlichen Straße wandeln, siebentens keine schwatzhafte Schwalbe in Deinem Hause lassen. Der König befleißigte sich aber gar wunderbar dieser sieben Lehren und zog aus ihnen sein Lebelang Nutzen.

Fünfunddreißigstes Capitel.

Von der Wiederherstellung des Friedens und der Bestrafung derer, die ihn zerstören.

Man liest in der Römer Thaten, daß eine solche Gewohnheit unter ihnen herrschte, daß, wenn ein Friede zwischen Großen hergestellt werden sollte, zwischen denen ein Zwist war, sie einen großen und hohen Berg bestiegen und ein Lamm herbeigeführt und getödtet wurde, und auf ihre Vereinigung das Blut desselben vergossen ward zur Wiederherstellung des Friedens und zum Zeichen, daß, wer von ihnen den Frieden stören werde, an dem eine große Rache genommen und sein Blut vergossen werden solle.

Sechsunddreißigstes Capitel.

Von dem Lauf des Menschenlebens.

Man liest von einem gewissen Könige, der vor Allem wünschte, die Natur des Menschen kennen zu

lernen. In dessen Reiche war aber ein gewisser sehr scharfsinniger Philosoph, nach dessen Rathe gar Viele handelten. Als nun der König von ihm gehört hatte, sendete er einen Boten an ihn, auf daß er ohne weitern Verzug zu ihm käme. Der Philosoph, als er den Willen des Königs vernommen hatte, kam zu ihm und der König sprach also zu ihm: Meister ich wünsche von Dir Weisheit und Lehren zu hören; sage mir zuerst, was ist der Mensch? Jener aber sprach: der Mensch ist elend die ganze Zeit seines Lebens hindurch: betrachte den Anfang, die Mitte und das Ende des Deinigen und Du wirst finden, daß Du voller Elend bist. Darum sagt Hiob: der Mensch vom Weibe geboren etc. Wenn Du auf den Anfang Deines Lebens zurückblickst, wirst Du finden, daß Du arm warst und ohnmächtig: wenn aber auf die Mitte desselben, wirst Du finden, wie der Weltgeist Dich in die Enge treibt und vielleicht auch Deine Seele verdammt, wenn aber auf das Ende, wie die Erde Dich aufnimmt. Und darum, mein König, darfst Du nicht daran denken, stolz zu seyn. Da sprach der König: Meister, ich will vier Fragen an Dich thun, wenn Du mir diese gut lösen wirst, will ich Dich zu Würden und Reichthum erheben. Die erste Frage ist: was ist der Mensch? die zweite: wem gleicht er? die dritte: wo ist er? die vierte: mit welcher Gesellschaft lebt er? Da sprach der Philosoph: Herr ich will Dir auf Deine erste Frage antworten, indem Du fragst, was der Mensch ist. Ich sage Dir aber: der Mensch ist ein Sclav des Todes, ein Gast der Erde, ein vorüberziehender Wanderer. Ein Sclav ist er, inwiefern er der Hand des Todes nicht entfliehen kann und der Tod alle seine Anstrengungen und Tage dahinnimmt und er, wie er es verdient hat, Belohnung oder tödtliche Strafe empfangen wird. So

ist auch der Mensch nur ein Gast der Erde, denn man vergißt ihn alsbald: und ebenso ist er auch ein vorüberziehender Wanderer, denn sey es im Schlafen, sey es im Wachen, sey es bei'm Essen, sey es bei'm Trinken oder indem er sonst was Anderes thut, immer läuft er dem Tode zu. Darum müssen wir uns auf unserem Marsche mit Lebensmitteln versorgen, das heißt mit Tugenden. Die zweite Frage ist aber: wem gleicht der Mensch? Ich sage Dir aber: er gleicht dem Eise, welches durch Hitze schnell zerschmilzt. Ebenso wird der Mensch, der von Erde und den Elementen zusammengesetzt ist, schnell durch die Hitze der Kraftlosigkeit aufgelöst und vernichtet. Ebenso auch ist er ähnlich einem jungen Apfel: denn sowie der junge Apfel, der am Baume hängt, wenn er zum gehörigen Wachsthum kommen muß, plötzlich von einem kleinen, inwendig entstandenen Wurme angefressen wird und alsbald zusammenbrechend unnütz wird, so auch beim Wachsen des Menschen in seiner Jugend entsteht plötzlich innerlich bei ihm eine Schwäche, die Seele wird herausgetrieben und der Körper verdorben. Weshalb also ist der Mensch hochmüthig? Die dritte Frage ist: wo ist der Mensch? Ich sage, in tausendfachem Kriege, nehmlich gegen die Welt, den Bösen und das Fleisch. Die vierte Frage war: in welcher Gesellschaft lebt der Mensch? Ich antworte: mit sieben Genossen, die ihn beständig plagen: diese aber sind Hunger, Durst, Hitze, Kälte, Müdigkeit, Krankheit und Tod. Rüste also Deine Seele gegen den Bösen, die Welt und das Fleisch, deren Kriege oder Versuchungen verschieden sind. Aber auch auf verschiedene Weise ist die Seele zu rüsten, auf daß sie ihnen Widerstand leiste. Das Fleisch nehmlich versucht uns durch Wollust und Vergnügen: die Welt durch des Reichthums Eitelkeit und der Böse durch die Schlech-

tigkeit des Hochmuths. Wenn also das Fleisch Dich versucht, da wende Du folgendes Mittel an: bedenke immer, daß das Fleisch, welches Dich zur Sünde verlockt, Dich zu unbekannter Zeit und Stunde in Asche verwandeln wird und daß Deine Seele für das Vergehen desselben eine ewige Strafe wird auszustehen haben. Im zweiten Capitel des Buchs der Weisheit aber heißt es: „der Leib ist dahin wie eine Loderasche und der Geist zerflattert wie eine dünne Luft, und unseres Namens wird mit der Zeit vergessen, deß freilich niemand unseres Thuns gedenken wird. Wenn uns aber diese Asche im Gedächtniß bleibt, wird sie die Versuchung verhindern, zur Thätigkeit zu schreiten. Wenn aber die Welt durch die Eitelkeit Dich versucht, da wende folgendes Mittel gegen sie an: betrachte fleißig ihre Undankbarkeit und nie wirst Du Lust haben, ihr zu dienen. Denn so undankbar ist die Welt und wenn Du ihr auch Dein ganzes Leben hindurch treu dienst, wird sie Dir doch nicht erlauben, etwas Anderes mit Dir hinaus zu nehmen, als Deine Sünde. Denn es ist mit der Welt wie mit dem Rebhuhn. Denn das Rebhuhn, welches Junge hat, wenn es bemerkt, daß sich ein Jäger seinem Neste nähert, kommt es in die Nähe des Jägers, um ihn von seinen Jungen abzuziehen, und stellt sich, als könne es nicht fliegen und der Jäger, der da meint, daß das wahr sey, folgt ihm allmählig. Jenes fliegt nun auf und er geht ihm nach, indem er es zu fangen hofft: und so macht es dasselbe immerfort, bis jener weit von den Jungen entfernt ist: und so täuscht es den Jäger, der weder Rebhuhn noch Junge hat. So ist es mit der Welt. Der Jäger, welcher sich dem Neste der jungen Rebhühner nähert, ist der gute Christ,

der Nahrung und Kleidung und andere Dinge mit Arbeit zu erlangen trachtet. Allein die Welt nimmt den Menschen freudig auf, belobt ihn und stellt sich, als wolle sie ihm folgen und immer in Ehren bei ihm bleiben: der Mensch aber, der dieß sieht, entfernt sich oft von den guten Werken und folgt der Welt Eitelkeit und dann entfernt ihn die Welt von der Liebe Gottes und den guten Werken. Dann nimmt ihn der Tod weg aus der Zeit und jener bleibt betrogen: weil er nicht die Welt bekömmt, der er folgen mag, noch die Frucht der guten Werke, von denen er entfernt wird. Siehe wie die Welt ihrem Diener ihren Lohn giebt und das ist, was in den Briefen Jacobi am zweiten Capitel also gesagt wird: die ganze Welt liegt im Argen: alles, was in der Welt ist, ist entweder Lebensübermuth und dergl. Drittens aber, wenn Dich der Böse versucht, so brauche folgendes Mittel gegen ihn. Behalte Christi Leiden im Gedächtniß, durch welche der Hochmüthige geschlagen wird und nicht die Macht hat zu widerstehen. Darum sagt der Apostel: Ziehet Ihr die Rüstung Gottes an, auf daß Ihr stehen könnt etc. Darum berichtet Solinus in seinem Buche von der Welt Wunderwerken, daß Alexander ein Pferd hatte, des Namen Bucephalus war: seine Gewohnheit aber war, daß, wenn es gerüstet und bereit zum Kriege war, es keinen Reiter duldete als allein den Alexander. Wenn dasselbe aber ein Anderer bestieg, warf es ihn alsbald ab: war es aber nicht gerüstet, durften sogar die Diener auf ihm sitzen. So auch der Mensch, wenn er mit Christi Leiden gewaffnet ist, nimmt in seinem Herzen keinen andern Regierer auf als den allmächtigen Gott. Wenn aber irgend eine Versuchung des Bösen in seinem Herzen auf-

steigen will, so hat er alsbald durch die Kraft des Leidens Christi die Macht, dieselbe abzuwerfen. Wenn er aber jener göttlichen Rüstung entbehrt, wird er alsbald geneigt seyn, jegliche Versuchung anzunehmen. Laßt uns also darnach trachten uns mit Tugenden zu rüsten, auf daß wir endlich zum Ruhme Gottes gelangen mögen.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Von der Erhebung des Geistes gen Himmel.

Plinius erzählt, daß ein Adler, dessen Jungen eine Schlange nachstellt, welche den Namen Parnas führt, hoch auf in die Lüfte steigt und dort sein Nest baut. Wenn aber die Schlange sieht, daß sie sich der großen Höhe wegen demselben nicht nähern kann, zieht sie den Wind an sich und läßt ihr Gift fahren, auf daß die mit dem Gifte geschwängerte Luft zu den Jungen getragen, dieselbe tödten möge. Aber jener Adler wendet durch einen gewissen Naturtrieb eine bewunderungswürdige Vorsicht an. Er nimmt nehmlich den Stein mit sich, den man Achat nennt, und legt ihn in denjenigen Theil des Nestes, welcher dem Winde entgegengesetzt ist, und dieser Stein nun vertreibt durch seine Kraft das Gift, auf daß es nicht zu den Jungen dringen und also werden die Jungen erhalten, daß sie nicht getödtet werden können.

Achtunddreißigstes Capitel.

Von der Vorsorge, die Sünde zu vertilgen.

Man liest, daß, als zur Zeit des Kaisers Heinrich des Zweiten eine gewisse Stadt von ihren Feinden belagert wurde, noch ehe dieselben an sie gelangen konnten, eine Taube in die Stadt herabflog, um deren Hals ein Brief hing folgenden Inhalts: es kommt ein Hundegeschlecht und es wird ein streitbares Volk seyn, gegen welches Du durch Dich und Andere Dein Gesetz vertheidigen magst.

Neununddreißigstes Capitel.

Von Gottes und des Menschen Versöhnung.

Man liest in den Thaten der Römer, daß zwischen zwei Brüdern eine solche Zwietracht herrschte, daß der eine Bruder alle Länder des andern verwüstete. Wie das der Kaiser Julius vernahm, unternahm er eine schwere Verfolgung gegen diesen Bruder. Der aber, wie er den Zorn des Kaisers empfunden hatte, kam zu dem Bruder, dem er sovieles Böse zugefügt hatte, flehte ihn um Erbarmen an und bat ihn noch überdieß, er möchte doch zwischen ihm und dem Kaiser den Frieden wieder herstellen. Die Umstehenden aber meinten, er habe nicht den Frieden, wohl aber schwere Strafe verdient. Denen antwortete aber jener: Nicht darf man den Fürsten

lieben, der im Kriege sanft ist wie ein Lamm, im Frieden aber strenge wie ein Löwe: obgleich es also mein Bruder nicht um mich verdient, will ich ihn doch, wenn ich kann, wieder zu Gnaden bringen, den das Unrecht, was er mir zugefügt hat, ist schon damit bestraft genug, daß er mein Erbarmen anfleht. Und also stellte er zwischen dem beleidigten Kaiser und seinem Bruder den Frieden wieder her.

Vierzigstes Capitel.

Von der Art der Versuchung und der Klugheit.

Man liest, wie Macrobius erzählt, daß einst ein gewisser Krieger war, der wegen Manchem, was er öfter gesehn und gehört hatte, seine Frau in Verdacht hatte, daß sie einen Anderm mehr liebte als ihn selbst. Er fragte also seine Frau ob das wahr sey. Jene aber leugnete einfältiglich, daß sie Jemand so sehr liebe als ihn. Der Krieger aber beruhigte sich bei ihren Reden nicht, sondern ging zu einem erfahrenen Geistlichen und machte mit ihm aus, er solle ihm die Wahrheit anzeigen. Der aber sagte: ich kann das nicht unternehmen, wenn ich nicht Euere Herrin sehe und mit ihr spreche. Und jener versetzte: ich bitte Dich recht sehr, daß Du heute bei mir speisen mögest: ich werde Dich neben meine Frau setzen. Der Geistliche begab sich hierauf zu der Wohnung des Kriegers, die Stunde des Essens nahte, er wurde neben der Frau vom Hause gesetzt und nachdem das Mahl vorüber war, fing der Geistliche an mit derselben von verschiedenen Dingen ein Gespräch anzu-

knüpfen. Hierauf nahm er die Hand der Dame in die seinige und fühlte ihren Puls, worauf er denn über den zu sprechen begann, mit welchem sie sich ins Gerede gebracht hatte, und wegen dessen sie im äußersten Verdachte war. Sogleich fing vor Vergnügen ihr Puls an schnell zu gehen und sich zu erhitzen, so lange er seine Rede über jenen ausdehnte. Als nun der Geistliche das bemerkte, fing er an auch von ihrem Manne zu reden, und alsbald hörte der Puls auf sich schneller zu bewegen und heiß zu seyn, woraus der Geistliche merkte, daß sie den Andern liebte, wegen welchem man schlecht von ihr sprach, und zwar mehr als ihren eigenen Mann. Also gelangte der Krieger durch den Geistlichen zur Erkenntniß der Wahrheit.

Einundvierzigstes Capitel.

Vom Siege Christi und seiner allzu großen Huld.

Als Cosdras, der Athenienſische Feldherr, gegen die Dorier zu Felde ziehen wollte, versammelte er sein Heer und befragte den Apollo über den Ausgang des Krieges. Ihm aber wurde zur Antwort, er werde auf keine andere Weise den Sieg erringen, als wenn er sich selbst in die feindlichen Schwerter stürze. Wie das die Dorer gehört hatten, machten sie bekannt, es solle niemand den Leib des Königs Cosdras verletzen. Als aber Cosdras dieses erfahren hatte, wechselte er seine königlichen Kleider, ergriff die Waffen und stürzte sich mitten unter das feindliche Heer und einer der Soldaten, der dieses sah, durchbohrte ihn bis ins Herz hinein mit seiner Lanze. Also

errettete er durch seinen Tod sein Volk aus den Händen der Feinde. Zuletzt aber wurde über seinen Fall von beiden Völkern ein großes Klaggeschrei erhoben.

Zweiundvierzigstes Capitel.

Von dem Mangel an Liebe.

Valerius berichtet, daß er zu Rom auf einer Säule vier Buchstaben sah, deren jeder dreimal hingeschrieben war: nehmlich drei P P P, drei R R R, drei S S S, und drei F F F. Als er diese Buchstaben erblickt hatte, rief er aus: o weh, o weh! ich sehe den Zusammensturz dieser Stadt vor mir. Wie das die Vornehmen derselben hörten, sprachen sie: Meister, sage uns Deine Meinung hierüber. Jener aber sprach: das ist der Sinn der Buchstaben: Pater Patriae Perditur (der Vater des Vaterlands ist verloren), Sapientia Secum Sustollitur (die Weisheit ist weg mit ihm getragen), Ruunt Regna Romae (das Römerreich stürzt zusammen) Ferro, Flamma, Fame (durch Eisen, Feuer, Hunger) und also hat es nachher der Ausgang der Sachen erwiesen.

Dreiundvierzigstes Capitel.

Wie Christus durch sein Leiden und durch seinen freiwilligen Tod die Hölle verschlossen hat.

In der Mitte der Stadt Rom an einem gewissen Orte öffnete sich auf einmal die Erde und von unten

sperrte sich eine gähnende Oeffnung auf. Als nun darum die Götter befragt wurden, antworteten sie: dieser Schlund wird sich nicht schließen, bevor Jemand freiwillig hineingesprungen seyn wird. Allein da man nun Niemanden hierzu bereden konnte, so sprach Marcus Aurelius: Wenn Ihr mich ein Jahr lang in Rom nach meinem Gefallen leben laßt, so will ich nach Verlauf desselben freudig und freiwillig mich hinabstürzen. Wie das die Römer hörten, freuten sie sich sehr und einstimmig beschlossen sie, es solle ihm nichts verboten seyn. Er aber, der ihr Eigenthum und ihre Weiber nach Gutdünken und mit völliger Freiheit benutzte, stürzte sich nach Verlauf eines Jahres mit seinem edlen Rosse in schnellem Sprunge hinab und sogleich schloß sich hinter ihm die Erde.

Vierundvierzigstes Capitel.

Vom Neide.

Tiberius wurde Kaiser, der, bevor er die Herrschaft übernommen hatte, klug im Geiste, berühmt durch seine Beredtsamkeit und glücklich im Felde gewesen war. Nun aber machte er sich los von den Künsten des Lagers, führte keinen Krieg mehr und bedrückte schwer das Römische Volk. Er tödtete seine eigenen Söhne, mehrere Patricier und Consuln und warf alle Mäßigkeit weg, sodaß der Tiberius, welcher vorher der Mäßige genannt worden war, nun, nachdem er das von sich geworfen hatte, der Zügellose genannt wurde. Diesem Manne versprach nun ein gewisser Künstler, er könne ihm dehnbares Glas verfertigen und Tiberius, der dasselbe an die

Wand geworfen hatte, hob es nicht zerbrochen, aber nur verbogen wieder auf und der Künstler brachte einen Hammer hervor, und indem er das Glas wie Kupfer behandelte, besserte er es bald wieder aus. Da nun aber Tiberius fragte, wie das möglich sey, sagte er, daß niemand auf Erden diese Kunst verstehe. Alsbald ließ ihm Tiberius das Haupt abschlagen, indem er sagte: wenn diese Kunst gewöhnlich wird, wird man Gold und Silber fürder für nichts achten.

Fünfundvierzigstes Capitel.

Wie allein die Guten in das Himmelreich eingehen werden.

Es lebte einst ein sehr edler König, weise und reich, der eine ihm sehr theure Gattin hatte, die der ihm schuldigen Liebe uneingedenk drei Söhne außerhalb ihrer Ehe gebar, die beständig aufrührerisch gegen den König und demselben in nichts ähnlich waren. Nachher aber empfing sie aus dem Saamen des Königs einen vierten Sohn, gebar und säugte ihn. Nun begab es sich aber, daß, als der Kreislauf seiner Tage geschlossen war, der König starb und sein königlicher Leib in einem Sarge verschlossen wurde. Da fingen nun nach seinem Tode die vier obengenannten Söhne an um die Oberherrschaft im Reiche zu streiten. Endlich kamen sie darin mit einander überein; sie wollten zu einem alten Krieger, der vormals Geheimschreiber des verstorbenen Königs gewesen war, gehen und sich einfach auf seine Entscheidung verlassen, und also geschah es. Als nun aber der Krieger

sie geduldig angehört hatte, sprach er: Höret meinen Rath! und wenn Ihr denselben werdet befolgt haben, wird Alles gut seyn. Es ist aber ersprießlich für Euch, daß Ihr den Leichnam des seligen Königs aus seinem Sarge herausnehmt und dann ein Jeder von Euch seinen Bogen und Pfeil in Bereitschaft hält; wer nun am Tiefsten in den Leichnam hineinschießen wird, der soll sein Reich erhalten. Dieser Rath gefiel ihnen, sie gruben den Leichnam aus seinem Ruheplatz aus und befestigten ihn an einem Baume. Der erste aber, welcher seinen Pfeil abschoß, verwundete die rechte Hand des Königs, weshalb man ihn beinahe schon zum alleinigen Erben und Herrn des Reichs ausrief. Der zweite aber schoß seinen Pfeil gewissermaßen voller Fröhlichkeit näher in das Gesicht hinein, woher er sich den Sieg mit größerer Gewißheit zuschrieb. Der dritte aber durchbohrte das Herz desselben und meinte nun, er werde vor seinen andern Brüdern auf das Sicherste die Herrschaft ohne Widerstreit in Besitz nehmen können. Als nun aber der vierte zu dem Leichnam hintrat, seufzte er schwer und sprach mit kläglicher Stimme: Weh mir, mein Vater, daß ich Deinen Leichnam von Deinen eigenen Söhnen verwundet sehen muß: ferner sey es von mir, daß ich nach dem Leibe meines Vaters, sey er nun lebendig oder todt, jemals schießen sollte. Als er so gesprochen hatte, da hoben ihn die Fürsten des Landes und das ganze Volk mit einander auf ihre Schultern und setzten ihn als den wahren Erben und Herrn des Reiches auf den Thron seines Vaters: die andern drei aber wurden aller ihrer Würden und Reichthümer beraubt und aus dem Lande gejagt.

Sechsundvierzigstes Capitel.

Von den sieben Todsünden.

Julius erzählt, daß im Monat Mai Jemand in einen Hain ging, in welchem sieben Bäume standen, voll von Blättern und hübsch anzusehen: und er sammelte vieles Laub, konnte aber nicht Alles fortbringen. Da kamen drei mächtige Männer und führten ihn dem Walde entgegen, er aber fiel beim Herausgehen in eine tiefe Grube und versank wegen der Größe seiner Last. So erzählt auch Plinius in seinem Buche von den Thieren, daß, wenn man bewirken will, daß ein Raabe, nachdem er auf einem Baume sein Nest gebaut hat, nie aus seinen Eiern Junge hervorbringen kann, man nur Glasasche zwischen dem Baume und seine Rinde zu streuen hat, und solange diese da seyn wird, wird er niemals Junge hervorbringen.

Siebenundvierzigstes Capitel.

Von den drei Königen.

Ein Dänischer König hegte gegen die drei Könige, welche geführt von dem Sterne vom Morgenlande nach Jerusalem kamen und dem eben geborenen Christus ihre Geschenke brachten, besondere Verehrung und rief sie um ihren Beistand an. Es reiste also der genannte König mit großem Gepränge nach Cölln, wo ihre heiligen Leichname mit schuldiger Ehrfurcht verwahrt werden und brachte ihnen drei goldene Kronen dar, wunderbar und

wie es sich für Könige geziemt, gearbeitet, darüber noch vertheilte er mehr denn 6000 Mark mit großer Ergebung an Kirchen und Arme, indem er dem getreuen Volk ein Muster seines Glaubens hinterließ. Als er aber eines Tages in seine Heimath zurückzog und seine Glieder dem Schlafe übergeben hatte, siehe da erblickte er im Traume die drei Könige, welche die Kronen, die er ihnen gebracht hatte, auf den Köpfen trugen und in hellem Lichte erglänzend, näher zu ihm traten, und er hörte sie einzeln so zu ihm sprechen. Der erste und ältere sprach: Mein Bruder, glücklich bist Du hierher gekommen, glücklicher noch wirst Du in Deine Heimath zurückkehren. Der andere sagte: Vieles hast Du gegeben, aber sehr Vieles wirst Du mit Dir hinwegnehmen. Der dritte sprach: Mein Bruder, Du hast Glauben gezeigt: aber wenn 33 Jahre erfüllt sind, wirst Du mit uns in den himmlischen Wohnungen herrschen. Der erste also sprach, indem er ihm eine Büchse hinreichte, die ganz voll Gold war: Nimm der Weisheit Schatz, durch welchen Du das Dir unterthänige Volk gerecht richten wirst, weil die Ehre eines Königs das Urtheilen liebt. Der zweite brachte ihm eine Büchse mit Myrrhen dar, indem er sagte: Nimm hin die Myrrhe der Buße, durch welche Du auch die lockenden Regungen des Fleisches zügeln wirst: denn der regiert am Besten, der sich selbst beherrscht. Der dritte bot ihm eine Büchse mit Weihrauch gefüllt an und sprach zu ihm: Nimm den Weihrauch der Ergebung und der demüthigen Milde hin: durch diesen wirst Du die Elenden aufrichten, denn sowie der Thau die Kräuter benetzt, auf daß sie wachsen, ebenso führt jene die Milde des Königs bis zu den Sternen hinauf und erhöht sie. Und wie sich noch

der König über die Herrlichkeit dieses Gesichtes verwunderte, erwachte er plötzlich und fand die Büchsen neben sich liegen, die er dann auch als eine Gabe Gottes freudig annahm: und nach Hause zurückgekehrt, erfüllte er auf das Demüthigste, was er im Traume erblickt hatte. Als aber das genannte Ziel erfüllt war, da hatte er es verdient, das Himmelreich in Besitz zu nehmen.

Achtundvierzigstes Capitel.

Von der gerechten Folge des Bösen.

Dionisius berichtet uns, daß Perillus, ein Erzkünstler, dem grausamen und tyrannischen Könige Fallaris, der die Agrigentiner auszog und ihnen ausgesuchte Martern auflegte, einen für seine Grausamkeit nur zuwohl passenden ehernen Stier anbot, den er neuerlich gemacht und der an der Seite eine unmerkliche Oeffnung hatte, durch welche diejenigen Leute hineingesteckt werden sollten, die mit dem Tode zu bestrafen wären, auf daß sie von dem unten angemachten Feuer verzehrt würden. Und wenn nun die Menschen selbst wegen der Bitterkeit des Todes in dem Stiere schreien würden, so würde man ihre Stimme nicht für eine menschliche, sondern für die eines Thieres halten, damit so der Kaiser auf keine Weise zum Mitleid bewegt würde. Der König lobte das Werk, sprach aber zu dem Erfinder mahnend also: Du wirst dieses zuerst auf Dich nehmen und eine Probe machen mit dem, was Du mir Grausamen als ein noch weit Grausamerer angeboten hast. Denn nichts

ist billiger, als daß der Erfinder einer neuen Todesart durch seine eigene Kunst umkomme: wie Ovidius sagt.

Neunundvierzigstes Capitel.

Von der argen Verblendung des Bösen.

Paulus, der Longobardische Geschichtschreiber erzählt, daß der Ungarische König Conan einst bei Forli ein Schloß Namens Sondat berennte. Als nun die Herzogin Rosinilla, die vier Söhne und zwei Töchter hatte, ihn von der Mauer herab als einen sehr schönen Mann erkannte, schrieb sie ihm heimlich: wenn Du mich zur Frau nimmst, will ich Dir meine Burg übergeben. Als dieser nun versprach, daß er sie heirathen wolle, übergab sie ihm das Castell, und alle ihre Kinder entflohen. Der König Conan aber hielt der Königin sein Versprechen und vollzog mit ihr am nächsten Tage seinen Ehebund, am zweiten aber übergab er sie zwölf Ungarn, um sie öffentlich zu beschimpfen und am dritten Tage ließ er sie am ganzen Körper bis an die Kehle durchbohren, indem er sprach: ein solches Weib, die vor fleischlicher Lust ihre eigene Stadt ins Verderben gestürzt hat, muß auch einen solchen Ehemann bekommen.

Fünfzigstes Capitel.

Von dem Lobe derer, so gerecht richten.

Valerius berichtet, daß der Consul Zelongus als Gesetz bekannt machte, daß, wenn jemand eine Jung-

frau ihrer Unschuld berauben würde, er beide Augen verlieren solle. Nun begab es sich, daß sein Sohn die einzige Tochter einer Wittwe schändete und ihre Mutter, wie sie das hörte, lief dem Kaiser entgegen und sprach: O Herr, lasset das Gesetz erfüllen, welches Ihr gemacht habt: denn siehe, Dein einziger Sohn hat meine einzige Tochter entführt und ihr Gewalt angethan. Als das der König hörte, da rührten sich alle seine Eingeweide und er befahl, es sollten seinem Sohne beide Augen ausgerissen werden. Da sprachen die Großen des Reichs zu ihrem Herrn: Du hast nur einen einzigen Sohn, der Dein Erbe ist: es würde ein Schaden für das ganze Reich seyn, wenn Dein Sohn seine Augen verlöre. Jener aber versetzte: Ist es Euch nicht bekannt, daß ich dieses Gesetz gegeben habe? es würde eine Schande für mich seyn, das zu brechen, was ich einmal festgesetzt habe. Da nun aber mein Sohn der erste ist, der gegen das Gesetz gethan hat, so soll er auch der erste seyn, der der Strafe unterliegt. Da sprachen die Weisen: Herr um Gottes Willen bitten wir Euch, daß Ihr Eueres Sohnes schonet. Jener aber durch ihre Bitten überwunden, erwiederte: Ihr Lieben, da es so ist, so höret mich. Meine Augen sind meines Sohnes Augen und so auch umgekehrt. Reißet also mein rechtes Auge heraus und das linke meines Sohnes: dann ist das Gesetz erfüllt. Und also geschah es, weshalb Alle die Klugheit und Gerechtigkeit des Königs lobten.

Einundfünfzigstes Capitel.

Von den ungerechten Einnehmern.

Josephus berichtet, daß der Kaiser Tiberius, als man ihn fragte, warum er die Statthalter in den Provinzen so lange in ihren Aemtern ließe, durch ein Gleichniß antwortete. Ich sah, sprach er, einst einen kranken Mann, der voller Geschwüre war und von Fliegen belästigt wurde. Als ich nun vermittelst einer Peitsche die Fliegen von demselben wegtrieb, sprach er zu mir: Du marterst mich auf doppelte Weise, während Du mich zu trösten meinst, indem Du die mit meinem Blute angefüllten Fliegen wegtreibst und mir dafür leere und hungrige zurückschickst. Wer könnte denn zweifeln, daß der Stachel einer hungrigen Fliege zweimal mehr Schmerz verursacht, als der einer gesättigten, wenn er nicht ein Mensch ist, der ein Herz von Stein und nicht von Fleisch hat.

Zweiundfünfzigstes Capitel.

Von der Treue.

Valerius erzählt, daß Fabius gefangene Römer loskaufte, nachdem er für sie eine Summe Geldes versprochen hatte: als ihm diese nun der Senat nicht geben wollte, so verkaufte er den Leuten sein einziges Grundstück und bezahlte den versprochenen Lohn, da er sich lieber seines ererbten väterlichen Gutes berauben als es an seinem gegebenen Worte mangeln lassen wollte.

Dreiundfünfzigstes Capitel.

Wie man gute Regenten nicht wechseln solle.

Valerius erzählt, daß, während alle Syracusaner den Tod des Sicilischen Königs Dionisius herbeiwünschten, eine gewisse Frau von außerordentlich hohem Alter in den Morgenstunden die Götter bat, es möchte in diesem Leben sie der König überleben. Dionisius, der sich hierüber verwunderte, befragte sie um die Ursache dieses Gebetes und sie erwiederte: als ich noch Mädchen war, hatte ich einen schlimmen Tyrannen, und als ich ihn zu verlieren wünschte, bekam ich einen schlimmern. Als ich nun wieder diesen loszuwerden trachtete, erhielt ich einen dritten noch schlimmern. Da ich nun also befürchte, daß auf Dich ein noch schlechterer folgt, so bete ich deshalb jeden Tag für Dein Leben. Wie das Dionisius hörte, belästigte er sie fürder nicht mehr.

Vierundfünfzigstes Capitel.

Vom Himmelreiche.

Der Kaiser Friedrich der Zweite erbaute ein marmornes Thor von bewunderungswürdiger Arbeit über einer Quelle fließenden Wassers in der Nähe von Capua. An diesem war der Kaiser in seiner Herrlichkeit mit zwei andern Richtern ausgehauen. In einem Halbzirkel um den Kopf des Richters zu seiner Rechten waren folgende Worte geschrieben: mögen sicher hereingehen, die rein zu

leben suchen. In einem Halbkreise um den Kopf des links stehenden Richters stand Folgendes geschrieben: der Neidische möge sich fürchten ausgeschlossen oder in ein Gefängniß gestoßen zu werden. In einem Halbkreise um den Kopf des Kaisers war Folgendes geschrieben: die mache ich elend, von welchen ich weiß, daß sie von der Bahn des Guten abweichen. In einem Halbkreise endlich über dem Thore, war geschrieben: durch des Kaisers Regierung werde ich die Wache des Reiches.

Fünfundfünfzigstes Capitel.

Von der Berufung der sündigen Seele aus der Verbannung.

Ein gewisser edler König hatte einen schönen, weisen, tapfern, gütigen und wohlgesitteten Sohn und vier Töchter, deren Namen folgende waren: Justitia (Gerechtigkeit), Veritas (Wahrheit), Misericordia (Erbarmen) und Pax (Frieden). Dieser König wollte nun seinem einzigen Sohne eine Gemahlin geben und bestellte einen Boten, der sich nach einer ehrbaren Jungfrau umsehen sollte. Endlich fand derselbe die schöne Tochter des Königs von Jerusalem, welche seinem Sohne übergeben wurde und die derselbe gar wundersam liebte. Nun hatte aber dieser Sohn einen Diener, welchem er aus allzugroßem Zutrauen die Verwaltung eines Herzogthums übertrug. Dieser Verräther aber verführte und schändete die angetraute Frau seines Herrn und verheerte seine Provinz. Wie nun der Sohn von dem Ehebruch seiner Gattin gehört hatte,

wurde er sehr traurig, entließ sie, gab ihr einen Scheidebrief und nahm ihr jegliche Ehre. Als sie nun so von Allem beraubt war, kam sie in die äußerste Dürftigkeit und ging gleichsam in Verzweifelung überall umher und bettelte ihr Brod. Wie das ihr Mann vernahm, empfand er Mitleid und sendete ihr einen Boten, der sie zurückrufen und ihr sagen sollte: komm o Herrin ohne Sorge zu Deinem Herrn: fürchte Dich nicht. Sie aber verweigerte es und sprach: sage meinem Herrn, ich kann nicht freiwillig zu ihm kommen. Wenn aber mein Herr fragt, warum ich mich weigere, so sage ihm: weil das Gesetz so ist. Wenn ein Mann eine Frau genommen und sie mit einem andern zu thun gehabt hat, so soll ihr jener den Scheidebrief geben und so gestraft, soll sie nicht wieder zu ihm zurückkehren. Nun habe ich einen Scheidebrief empfangen, weil ich mir Untreue habe zu Schulden kommen lassen, kann also nicht wieder zu ihm zurückkehren. Da sprach der Bote: mein Herr steht höher denn das Gesetz, da er dasselbe gegeben hat, und weil er nun Mitleid mit Dir empfindet, so kannst Du ohne Sorge zu ihm kommen. Jene aber versetzte: Was für ein Zeichen wird er mir geben, daß ich ohne Furcht zu ihm treten kann. Wenn er mir nur das zeigen wollte, dann würde ich keine Sorge mehr haben: wenn nehmlich mein Herzliebster zu mir träte und mich mit einem Kusse auf meinen Mund küssen wollte, dann bin ich sicher, daß er mich wieder zu Gnaden aufnimmt. Als der Herr durch den Boten dieses erfahren hatte, hielt er einen Rath darüber mit allen Großen seines Hofes und Reiches. Endlich beschloß man einen weisen Mann hinzuschicken, der sie zurückführen sollte, allein es fand sich in dem ganzen Königreiche auch nicht Einer, der sich mit dieser Sache

einlassen wollte. Wie das ihr Mann hörte, bestellte er an sie einen Boten, der ihr sagen sollte: was soll ich mit Dir thun? Es hat sich Niemand gefunden, der Dich zu mir zurückbringen möchte. Als sie das hörte, weinte sie bitterlich, daß sich Keiner fand, der sie zurückführte. Wie das ihr Mann vernahm, daß sie so wehklage, da machte er sich zu seinem Vater auf und sprach: mein Herr, so es Euch gefällig ist, will ich zu meiner verlobten Frau gehen und werde sie in meinen Palast zurückführen. Da versetzte sein Vater: gehe hin in Deiner Mannheit und bringe sie hierher. Hierauf sendete er einen Boten an sie, der ihr sagen sollte: siehe ich komme zu Dir und will Dich wieder zu mir nehmen. Wie die ältere Schwester oder die Justitia solches hörte, da trat sie vor den König hin und sprach: Herr, Euer Urtheilsspruch war gerecht und gut. Ich bin Euere Tochter Justitia: Ihr habt recht gerichtet, daß jene Buhlerin nicht länger die Frau meines Bruders seyn sollte, und habt ihr den Scheidungsbrief gegeben. Haltet also die Gerechtigkeit aufrecht und so Ihr gegen diesen thun werdet, da sage ich Euch, will ich nicht mehr Euere Tochter Justitia seyn. Wie sie das gesagt hatte, da kam die zweite Tochter oder die Veritas und sprach: Mein Vater, der Wahrheit gemäß habt Ihr über jene Buhlerin gerichtet, welche das Bette unseres Bruders durch ihre Untreue geschändet hat. Wenn Ihr sie wiedernehmen wollt, so handelt Ihr gegen die Wahrheit und so kann ich ohne Zweifel nicht länger Euere Tochter Veritas heißen. Wie das die dritte Schwester oder die Misericordia hörte, kam sie zu ihrem Vater und sprach: Herr ich bin Deine Tochter Misericordia, habe also Erbarmen mit der Sünderin und Verbrecherin, denn ihr Vergehen schmerzt sie sehr

und wenn Ihr nicht Mitleid mit ihr haben werdet, werde ich nicht mehr Euere Tochter Misericordia seyn. Wie das die vierte Schwester oder die Pax vernommen hatte, daß eine so große Uneinigkeit zwischen ihren Schwestern war, da wollte sie das Land verlassen und begab sich auf die Flucht: worauf die Justitia und Veritas ihr Schwert zogen und es dem Könige überreichten, also sprechend: siehe Herr, hier ist das Schwert der Gerechtigkeit, um jene Buhlerin hinzurichten, welche uns und unsern Bruder veruneinigt hat. Wie das die Misericordia sah, riß sie ihnen das Schwert aus den Händen und sprach: Ihr habt lange genug hier geherrscht und Euern Willen durchgesetzt: es ist nun auch einmal Zeit, daß ich von meinem Vater erhört werde; ich bin seine Tochter so gut wie Ihr. Da antwortete die Justitia: Es ist wahr, daß wir seit langer Zeit geherrscht haben und immer noch die Herrschaft behaupten wollen. Indessen, da zwischen uns eine so große Uneinigkeit herrscht, so mag unser Bruder herbeigerufen werden, der in allen Dingen einen scharfen Blick hat, zwischen uns zu richten: und also geschah es. Als aber der Sohn herbeikam und den Streit derselben unter einander vernahm, wie die Justitia und Veritas auf einer Seite Rache forderten, die Misericordia und Pax aber auf der andern Verzeihung, sprach er: Theuerste Schwestern, unsere von unserem Vater vielegeliebte Schwester Pax hat wegen Euerem Zwist das ganze Königreich verlassen: das will ich aber auf keine Weise leiden, weil ich für meine ungetreue Frau bereit bin Strafe zu leiden. Da sprach die Justitia: Wenn Du das thun willst, kann ich nichts dagegen einwenden. Also sagte er zur Misericordia: Du bemühst Dich also für meine Gemahlin, daß ich sie wieder

zu mir nehme? Wenn ich sie nun aber wieder hierher kommen lasse, ist es denn Deine Absicht für sie, wenn sie abermals sich Untreue zu Schulden kommen läßt, Dich ins Mittel zu schlagen? Jene aber versetzte: Nein, nur wenn sie Buße thut. Wie das der Königssohn hörte, führte er seine Schwester Pax wieder zurück und ließ sich die Schwestern gegenseitig küssen. Als nun aber Eintracht geworden war, da verließ der Königssohn sein Reich, fing für seine Gemahlin einen Krieg an und führte sie in allen Ehren zum Reiche seines Vaters zurück. Und so beschlossen Beide ihr Leben in Frieden.

Sechsundfünfzigstes Capitel.

Von dem Andenken an den Tod.

Es gab einst einen gewissen Fürsten, der sich sehr an der Jagd ergötzte: nun begab es sich einmal, daß, als er zum Jagen ausgezogen war, zufällig ein Kaufmann ihm auf derselben Straße nachfolgte und da er den Fürsten erblickte, wie er schön, angenehm anzuschauen und mit kostbaren Gewändern bekleidet war, sprach er in seinem Herzen zu sich: O mein Herrgott, dieser Mann da liegt dir wohl sehr am Herzen; sieh wie schön er ist, munter und angenehm anzusehen und wie Alle in seiner Umgebung anständig gekleidet sind. Als er dieß so bei sich gedacht hatte, sprach er zu einem von den Dienern des Fürsten: sage mir, mein Lieber, wer ist denn Euer Herr? Der aber versetzte: er ist Herr über viele Länder und gar mächtig durch seinen Reichthum an Gold, Silber und Dienerschaft. Da sprach der Kaufmann: Der steht bei

Gott wohl angeschrieben, denn er ist der schönste und weiseste von Allen, die ich gesehn habe. Wie jener das hörte, erzählt er im Geheim alle Worte des Kaufmanns seinem Herrn. Als nun der Herr gegen die Abendstunden nach Hause zurückkehrte, bat er den Kaufmann bei ihm zu übernachten. Der unterstand sich nicht dagegen etwas einzuwenden, sondern begab sich mit dem Fürsten in die Stadt. Als er nun das Schloß desselben betreten hatte, erblickte er so viele schöne mit Gold ausgemalte Zimmer und soviele Reichthümer, daß er sich gar sehr wunderte. Wie nun die Stunde des Abendessens da war, hieß der Fürst den Kaufmann sich neben seiner Gemahlin zu Tische setzen und als dieser eine so schöne und liebenswürdige Dame erblickte, gerieth er fast außer sich und sprach in seinem Herzen: o mein Gott, dieser Fürst hat Alles, was sein Herz begehrt, eine schöne Frau und Tochter, Söhne und Diener mehr als zuviel. Wie er noch so nachdachte, wurden vor die Fürstin und ihn Speisen gesetzt und siehe, die kostbarsten Delicatessen wurden auf einem Todenkopfe servirt und vor die Dame hingestellt und Allen wurde im großen Saale von silbernen Schüsseln durch ihre Diener aufgewartet. Wie nun der Kaufmann einen Todtenkopf vor sich sah, da bewegten sich alle seine Eingeweide und er sprach in seinem Herzen: weh mir, ich fürchte an diesem Orte mein Leben einzubüßen. Die Dame aber beruhigte ihn soviel sie vermochte. Als nun aber die Nacht gekommen war, führte man ihn in ein anständiges Zimmer, wo er ein Bett bereitet fand, das mit Vorhängen umgeben war, und in einem Winkel des Gemaches große Kandelaber. Als er nun das Bett bestiegen hatte, verschlossen die Diener die Thüre und der Kaufmann blieb allein

in dem Gemache zurück und betrachtete sich den Winkel, wo das Licht war, und sah zwei todte Menschen daselbst an den Armen aufgehängt. Wie er das gesehn hatte, ergriff ihn eine unerträgliche Furcht, sodaß er durchaus nicht einschlafen konnte; des Morgens früh aber stand er auf und sprach: Weh mir! ich fürchte, ich muß heute neben jenen Beiden hängen. Als nun aber der Fürst aufgestanden war, ließ er den Kaufmann zu sich rufen und sprach: mein Lieber, wie gefällt es Dir bei mir? Der aber versetzte: mir gefällt Alles recht wohl, außer daß man mich bei Tische auf einem Todtenkopfe bediente, sodaß ich unglaublichen Ekel empfand und nicht essen konnte. Als ich mich aber zu Bette gelegt hatte, sah ich zwei Jünglinge in einem Winkel des Gemaches aufgehängt, sodaß mich eine so gewaltige Furcht ergriff, daß ich nicht schlafen konnte und deshalb laßt mich um Gottes Willen jetzt weiter ziehen. Da sprach der Fürst: mein Lieber, Du sahest meine allzu schöne Frau und einen Todtenkopf vor ihr. Der Grund ist folgender. Der, dessen Kopf da war, war einst ein edler Herzog, der meine Frau beredete und sie verführte. Kaum hatte ich sie aber einmal zusammen getroffen, ergriff ich mein Schwert und hieb ihm den Kopf ab. Darum nun setze ich zum Zeichen ihrer Beschämung jenes Haupt jeden Tag vor sie hin, um ihr die Sünde, welche sie begangen hat, wieder vor das Gedächtniß zu führen. Der Sohn des Getödteten hat jene zwei mir so nahe verwandten Jünglinge ermordet, die in jenem Gemache hängen. Darum nun besuche ich jeden Tag ihre Körper, auf daß ich immer hitziger werde, ihr Blut zu rächen. Wenn ich aber die Treulosigkeit meiner Gattin bedenke und den Tod jener Jünglinge vor mein Gedächtniß zurückführe,

kann ich keine Freude mehr haben. Gehe also mein Lieber hin in Frieden und beurtheile fürder nicht mehr nach dem Scheine das Leben eines Menschen, bevor Dir nicht die vollständige Wahrheit bekannt worden ist. Da nahm der Kaufmann Abschied von ihm und machte sich zu seinen Handelsgeschäften auf den Weg.

Siebenundfünfzigstes Capitel.

Von des Lebens Vervollkommnung.

Titus herrschte im Römischen Reiche und gab ein Gesetz, daß der Geburtstag seines Erstgeborenen von Allen heilig gehalten werden sollte und daß, wer diesen Ehrentag seines Sohnes durch eine niedrige Arbeit beflecken würde, des Todes sterben müßte. Als er dieses Gesetz hatte bekannt machen lassen, rief er seinen Meister Virgilius zu sich und sprach: mein Lieber, ich habe zwar ein solches Gesetz gegeben, allein demohngeachtet können doch oft im Geheim Vergehen begangen werden, zu deren Kenntniß ich nicht gelangen kann. Wir bitten Dich also, daß Du vermöge Deiner Weisheit ein Mittel findest, durch welches ich diejenigen erkennen kann, welche gegen das Gesetz fehlen. Jener aber sprach: Herr, Dein Wille geschehe. Alsbald ließ Virgilius mitten in der Stadt durch seine Zauberkünste eine Bildsäule entstehen, welche dem Kaiser alle an jenem Tage heimlich begangenen Sünden sehen ließ, und also wurden auf die Anklage dieses Standbildes unendlich viele Menschen verurtheilt. Nun gab es aber in der Stadt einen gewissen Handwerksmann, Namens Focus, der an jenem Tage

wie an den übrigen arbeitete. Als er aber einstmals auf seinem Lager hingestreckt lag, dachte er bei sich darüber nach, wie so viele Menschen durch die Anklage jener Bildsäule ums Leben kämen. Frühe nun stand er auf und begab sich zur Bildsäule und sprach also zu ihr: O Du Bildsäule Du, viele Menschen werden auf Deine Anklage hingerichtet! Ich gelobe aber meinem Gotte. daß, so Du mich verklagen wirst, ich Dein Haupt zerbrechen werde. Als er so gesprochen hatte, machte er sich wieder nach seinem Hause auf den Weg. In der ersten Stunde aber schickte der Kaiser nach seiner Gewohnheit seine Boten zu der Bildsäule, um sie zu befragen, ob Jemand gegen das Gesetz gethan hätte. Wie die aber zu der Bildsäule gekommen waren und ihr den Willen des Kaisers hinterbracht hatten, sprach diese: Ihr lieben Leute, hebet Euere Augen auf und sehet, was auf meiner Stirne geschrieben steht. Wie jene aber ihre Augen in die Höhe erhoben hatten, erblickten sie auf ihrer Stirne ganz deutlich folgende drei Sätze: „die Zeiten ändern sich, die Menschen werden immer schlimmer, wer die Wahrheit sagen wird, wird seinen Kopf gebrochen sehen“. Gehet hin und meldet Euerem Herrn, was Ihr gesehn und gelesen habt. Also machten sich die Boten auf und hinterbrachten ihrem Herrn Alles. Als das der Kaiser gehört hatte, gebot er seinen Soldaten sich zu waffnen und nach der Bildsäule zu gehen, und so gegen sein Geheiß irgend Jemand etwas wider dieselbe vornähme, sollten sie ihn gefesselt an Händen und Füßen vor ihn führen. Die Soldaten begaben sich also zu jener Bildsäule und sprachen zu ihr: es gefällt dem Kaiser also, daß Du ihm diejenigen anzeigst, welche gegen das Gesetz gethan haben und so auch wer die waren, welche

Dich bedrohten. Da sprach die Bildsäule: holet den Schmied Focus, denn dieser sündigt nicht allein alle Tage wider das Gesetz, sondern hat gegen mich auch Drohungen ausgestoßen. Da ergriffen ihn jene und führten ihn vor den Kaiser. Da sprach dieser zu ihm: mein Lieber, was ist es, was ich von Dir höre? warum verletzest Du denn das gegebene Gesetz? Jener aber versetzte: Herr, ich kann das Gebot nicht halten, denn ich brauche jeden Tag acht Denare und ohne zu arbeiten, kann ich selbige nicht verdienen. Da versetzte der Kaiser: und weshalb acht Denare? Der aber sprach: ich bin gehalten jeden Tag im Jahre zwei Denare zu bezahlen, die ich in meiner Jugend geliehen habe: zwei verleihe ich, zwei verliere ich und zwei gebe ich aus. Da sagte der Kaiser: Du mußt Dich hierüber deutlicher gegen mich aussprechen. Darauf versetzte der Schmied: zwei Denare muß ich jeden Tag meinem Vater auszahlen, weil derselbe, da ich noch ein kleiner Knabe war, jeden Tag zwei Denare für mich ausgegeben hat. Nun befindet sich mein Vater jetzt in Dürftigkeit, also befiehlt mir meine Vernunft, daß ich ihm alle Tage zwei Denare gebe. Zwei andere Denare leihe ich meinem Sohne, der jetzt noch in der Lehre ist, auf daß, wenn es mir geschieht, daß ich in Armuth gerathe er mir einst jene zwei Denare wiedergeben kann, wie ich es jetzt mit meinem Vater mache. Zwei andere Denare bezahle ich jeden Tag für meine Frau. Da diese mir aber entgegen, eigenwillig und hinterlistig ist, so verliere ich aus diesen drei Gründen Alles, was ich ihr gebe. Zwei andere Denare endlich gebe ich für mich selbst in Speisen und Getränken aus. Leichter kann ich also auf gute Weise durchaus nicht durchkommen und eben sowenig diese Denare ohne

beständige Anstrengung erhalten. Ihr habt jetzt meinen Grund gehört, fället also ein gerechtes Urtheil. Da sagte der Kaiser: Mein Lieber, Du hast Dich gut verantwortet, gehe hin und arbeite treulich nach Deiner Weise. Nachher starb aber der Kaiser schnell und der Schmied Focus wurde von Allen wegen seiner Klugheit zum Kaiser erwählt und er verwaltete auch sein Reich auf ganz verständige Weise, als er aber gestorben war, so wurde auch sein Bild mit unter den andern Kaisern abgezeichnet, über seinen Kopf aber seine acht Denare.

Achtundfünfzigstes Capitel.

Vom Beichten.

Es herrschte einst ein gewisser König, mit Namen Asmodeus, der festsetzte, daß, was für ein Missethäter auch ergriffen und vor den Richter geführt wäre, er doch, wie groß auch sein Vergehen wäre, sein Leben und sein ganzes Eigenthum retten könne, wen er im Stande wäre, drei Wahrheiten zu sagen, die jedoch so wahr seyn müßten, daß Niemand etwas gegen dieselben einwenden könne, sie dürften jedoch nicht anders als ohne Falschheit seyn. Nun trug sich aber der Fall zu, daß sich ein gewisser Soldat gegen den König verging, entfloh und sich in einem Walde verbarg, in welchem er vieles Böses beging. Wie das der Richter gehört hatte, ließ er einen Hinterhalt in den Umkreis des Waldes legen, ihn ergreifen und mit auf den Rücken gebundenen Händen vor sich führen. Der Richter aber sprach zu ihm: mein Lieber, Du kennst doch das Gesetz? Jener aber versetzte: ja,

mein Herr. Wenn ich gerettet werden soll, muß ich drei Wahrheiten sagen oder ich kann dem Tode nicht entgehen. Da sagte der Richter: erfülle also die Wohlthat des Gesetzes oder Du mußt noch heute sterben. Jener aber sprach: Herr, laß Alle schweigen und still seyn. Hierauf sagte er: Herr, siehe das ist die erste Wahrheit! Ich sage Euch allen, daß ich mein ganzes Leben hindurch ein schlechter Mensch gewesen bin. Wie das der Richter hörte, sagte er zu den Umstehenden: ist das wahr, was der da sagt? Jene aber sprachen: wenn er nicht ein Missethäter wäre, stünde er jetzt nicht hier. Da fuhr der Richter fort: sage jetzt die zweite Wahrheit. Der aber versetzte: die zweite Wahrheit ist folgende: es mißfällt mir sehr, daß ich in dieser Gestalt hierher gekommen bin. Da sprach der Richter: Gewiß, das glauben wir Dir. Sage also auch die dritte Wahrheit und Du hast Dich dann vom Tode gerettet. Jener aber sprach: Sehet, das ist die dritte Wahrheit. Wenn ich einmal von hier werde entschlüpfen können, werde ich niemals freiwillig wieder in solcher Gestalt hierher kommen. Da versetzte der Richter: Amen, ich sage Dir, Du hast Dich auf recht kluge Weise freigemacht, gehe hin in Frieden: und also wurde jener gerettet.

Neunundfünfzigstes Capitel.

Von allzugroßem Hochmuth und wie die Stolzen oft zur tiefsten Niedrigkeit gelangen.

Es herrschte einst der gar mächtige Kaiser Jovinianus: als der einstmal auf seinem Bette ausgestreckt lag,

da schwoll sein Herz unglaublich von Hochmuth auf und er sprach bei sich: giebt es denn einen andern Gott als mich. Wie er noch so dachte, ergriff ihn der Schlaf und als er früh aufstand, rief er seine Krieger zusammen und sprach also zu ihnen: meine Lieben, es wird gut seyn, Speise zu uns zu nehmen, denn ich bin gesonnen, heute auf die Jagd zu gehen. Diese aber waren bereit, seinen Willen zu erfüllen, nahmen Speise zu sich und machten sich zur Jagd auf. Während aber der Kaiser ritt, ergriff ihn eine unerträgliche Hitze und es kam ihm vor, als müsse er sterben, so er sich nicht in kaltem Wasser baden könne. Er schaute sich also um und erblickte in der Entfernung ein breites Gewässer. Er sprach also zu seinen Soldaten: bleibet hier, bis ich mich werde abgekühlt haben. Hierauf gab er seinem Pferde die Spornen und sprengte eilig zu dem Wasser, sprang vom Pferde, legte alle Kleidungsstücke ab, trat ins Wasser und blieb solange darin, bis er ganz abgekühlt war. Während er aber noch darin wartete, kam ein gewisser Mann herbei, der ihm in Allem, in Gesicht und Geberden ähnlich war, legte seine Kleider an, bestieg sein Roß und ritt zu den Kriegern desselben. Von allen wurde er wie der Kaiser selbst aufgenommen und als das Spiel zu Ende war, machte er sich mit den Soldaten nach dem Palaste auf den Weg. Nachher kam nun aber Jovinianus schnell aus dem Wasser heraus, fand aber weder sein Pferd noch seine Kleider. Er wunderte sich hierüber gar sehr und ward sehr traurig; weil er nun aber nackt war und Niemanden sah, dachte er bei sich: was soll ich thun? ich bin erbärmlich hintergangen worden. Endlich kam er wieder zu sich und sprach: Hier in der Nähe wohnt ein Soldat, den ich zu einer Kriegsoberstenstelle

erhoben habe, zu dem will ich hingehen und mir Kleider und ein Pferd verschaffen, und so will ich dann nach meinem Palaste reiten und zusehen, auf welche Weise und durch wen ich so umgetauscht worden bin. Jovinianus machte sich also ganz nackend auf den Weg nach der Burg jenes Kriegers und klopfte an das Thor. Der Pförtner aber fragte nach dem Grunde seines Pochens und Jovinianus sprach: öffnet das Thor und sehet, wer ich bin. Der aber machte das Thor auf, und wie er ihn erblickt hatte, erstaunte er und sprach: wer bist Du denn? Der aber versetzte: ich bin der Kaiser Jovinianus, gehe hin zu Deinem Herrn und sage ihm, daß er mir Kleider leihe, denn ich habe meine Kleidungsstücke und mein Pferd eingebüßt. Der aber entgegnete: Du lügst, schändlicher Spitzbube: denn bereits vor Deiner Ankunft ist der Herr Kaiser Jovinianus mit seinen Kriegern auf dem Wege nach seinem Palaste hier vorbeigekommen, mein Herr hat ihn begleitet, ist aber bereits zurückgekehrt und sitzt jetzt bei Tische. Daß Du Dich aber einen Kaiser nennst, das will ich meinem Herrn melden. Alsbald trat auch der Pförtner vor diesen und berichtete seinem Herrn die Worte desselben. Wie der das vernahm, befahl er alsbald, ihn hereinzuführen, und als ihn der Krieger betrachtet hatte, erkannte er ihn nicht, der Kaiser aber erkannte ihn recht wohl. Darauf sagte der Krieger: sage mir wer bist Du denn und wie ist Dein Name? Der aber antwortete: ich bin der Kaiser Jovinianus und habe Dich zu der und der Zeit zu Deiner Oberstenstelle erhoben. Der aber sprach: o Du schändlicher Spitzbube, mit welcher Frechheit unterfängst Du Dir, Dich einen Kaiser zu nennen? Denn eben ist mein Herr, der Kaiser vor Dir nach seinem Palast geritten,

ich hatte mich ihm unterwegs angeschlossen und bin jetzt bereits zurückgekehrt. Daß Du Dich aber selbst einen Kaiser genannt hast, dafür sollst Du nicht ohne Strafe wegkommen. Hierauf ließ er ihn tüchtig durchhauen und nachher aus der Burg werfen. Wie der aber also gepeitscht und vertrieben war, da weinte er bitterlich und sprach: O Du mein Herrgott, wie ist das möglich, daß der Krieger, dem ich doch erst seine Oberstenstelle übertragen habe, mich nun nicht mehr kennt und mich so schrecklich hat auspeitschen lassen können? Da fiel es ihm bei: hier in der Nähe wohnt ja einer meiner Räthe, ein Herzog, zu dem will ich mich auf den Weg machen und ihm meine Noth kund thun: durch den werde ich Kleider bekommen und in meinen Palast zurückkehren können. Als er nun an das Thor des Herzogs gelangt war, pochte er an und der Thorwärter, wie er ein Klopfen hörte, schloß das Thor auf und als er einen nackten Mann erblickte, wunderte er sich und sprach: mein Lieber, wer bist Du denn und weshalb bist Du so nackend hierher gekommen? Jener aber versetzte: ich bin der Kaiser und habe durch einen Zufall meine Kleider und mein Pferd eingebüßt und komme darum zu Deinem Herzog, auf daß er mir in meiner Noth beispringe: weshalb ich Dich bitte, daß Du meine Sache vor Deinem Herrn führen mögest. Als das der Thürhüter gehört hatte, wunderte er sich, trat in den Palast und hinterbrachte Alles seinem Herrn. Der Herzog aber versetzte: laß ihn hereinkommen. Als er aber hereingeführt worden war, da erkannte ihn Niemand und der Herzog sprach zu ihm: wer bist Du denn? Und jener erwiederte: ich bin der Kaiser und habe Dich zum Reichthum und Ehren gebracht, habe Dich zum

Herzog gemacht und Dich zu meinem Rathe bestellt. Der Herzog aber sprach: elender Tollhäusler: kurz vor Deiner Ankunft bin ich mit meinem Herrn, dem Kaiser nach seinem Palaste geritten und eben von da zurückgekehrt: daß Du Dir aber eine solche Ehre angemaßt hast, das soll Dir nicht so leer ausgehen. Hierauf ließ er ihn in ein Gefängniß einschließen und mit Wasser und Brod beköstigen, nachher aber aus dem Gefängniß herausziehen, tüchtig durchprügeln und darnach aus seinem ganzen Lande jagen. Als der nun so verbannt war, da stieß er mehr Seufzer und Klagen aus, als irgend Jemand glauben kann und sparch bei sich: weh mir, was soll ich thun, denn ich bin jetzt Schimpf und Schande des Pöbels geworden. Es wird besser für mich seyn, nach meinem Palaste zu gehen, die Meinigen in demselben werden mich gewiß erkennen und sollte auch dies nicht seyn, so wird mich wenigstens meine Frau an gewissen Kennzeichen wiedererkennen. Hierauf ging er allein zu seinem Palast, klopfte an das Thor und wie der Pförtner ein Pochen vernahm, so öffnete er dasselbe. Als er ihn aber erblickt hatte, sprach er zu ihm: wer bist Du denn? Jener aber erwiederte: ich wundere mich, daß Du mich nicht kennst, da Du doch so lange Zeit bei mir gewesen bist. Der aber sprach: Du lügst: lange bin ich bei meinem Herrn, dem Kaiser gewesen. Und jener versetzte: der bin ich eben, und so Du meinen Worten glaubst, bitte ich Dich um Gottes Willen, daß Du zur Kaiserin gehst und ihr sagst, sie möge mir bei diesen Zeichen meine kaiserlichen Gewänder senden, weil ich durch Zufall alle die meinigen verloren habe: die Zeichen aber, welche ich ihr durch Dich schicke, kennt außer uns beiden niemand auf Erden.

Da sprach der Thorwärter: ich zweifle nicht, daß Du toll bist, weil eben mein Herr der Kaiser in diesem Augenblick bei Tafel sitzt und neben ihm die Kaiserin. Indessen will ich der Kaiserin berichten, daß Du gesagt hast, Du wärest der Kaser und ich bin gewiß, daß Du hart bestraft werden wirst. Der Pförtner machte sich also auf den Weg zur Kaiserin und meldete ihr Alles, was er gehört hatte. Sie aber ward nicht wenig betrübt, wendete sich zu ihrem Herrn und sprach also: o Herr, Ihr wisset, daß oft zwischen uns im Geheimen merkwürdige Dinge vorgegangen sind. Nun berichtet mir diese ein lüderlicher Kerl, der am Thore steht, durch den Pförtner und läßt mir durch diesen sagen, er sey der Kaiser. Als das der Kaiser gehört hatte, befahl er, jener solle vor das Angesicht aller Anwesenden hereingeführt werden, und als er so nackt hereingebracht wurde, da sprang ihm ein Hund, der ihm vorher sehr zugethan gewesen war, nach der Kehle, um ihn zu erwürgen. Indessen wurde er daran von der Dienerschaft gehindert, sodaß er weiter kein Leid von demselben erlitt. Ebenso hatte er einen Falken auf einer Stange, der, sobald er ihn erblickt hatte, alsbald seine Fesseln zerbrach und zum Saale hinausflog. Da sprach der Kaiser zu allen, die im Saale saßen: meine Theuern, höret meine Worte, die ich über jenen Landstreicher sagen werde. Sage mir, wer Du bist und weshalb Du hierher kommst. Jener aber sprach: o Herr, das ist eine wunderliche Frage. Ich bin der Kaiser und Herr dieses Ortes. Da sagte der Kaiser zu allen denen, welche an der Tafel saßen und um dieselbe herumstanden: saget mir bei Eurem Eid, den Ihr mir geleistet habt, wer von uns ist Euer Kaiser und Herr? Da entgegneten jene:

O Herr, bei dem Eid, welchen wir Euch geleistet haben, wir haben hierauf eine leichte Antwort zu geben: jenen Spitzbuben haben wir niemals gesehen, Ihr aber seid unser Herr und Kaiser, den wir von Jugend auf gekannt haben und darum bitten wir Euch einstimmig, daß jener gestraft werde, damit Alle sich an ihm ein Beispiel nehmen und eine solche Anmaßung nicht wieder versuchen. Darauf wendete sich der Kaiser zur Kaiserin und sprach: sage mir, meine Gebieterin, bei der Treue, welche Du mir bewahrst, kennst Du jenen Menschen, welcher sich Kaiser und Deinen Herrn nennt. Aber jene versetzte: o lieber Herr, warum fragst Du mich Solches? Bin ich nicht länger als dreißig Jahre mit Dir zusammengewesen und habe mit Dir Kinder gezeugt? Eins jedoch ist, worüber ich mich wundere, wie nehmlich jener Gauner zur Kenntniß der von uns vorgenommenen geheimen Angelegenheiten gelangt ist. Hierauf sprach der Kaiser zu dem, der hereingeführt worden war: mein Lieber, wie konntest Du es wagen, Dich selbst für einen Kaiser auszugeben? Wir fällen den Urtheilsspruch, daß Du heute einem Pferde an den Schweif gebunden werdest, und wenn Du noch einmal Dich erfrechst, dergleichen zu äußern, werde ich Dich zum schimpflichsten Tode verurtheilen. Hierauf berief er seine Trabanten zu sich und sprach: gehet hin und bindet diesen an den Schwanz eines Pferdes, tötet ihn aber nicht. Und also geschah es. Nachher aber bewegten sich mehr als irgend Jemand es glauben kann, die Eingeweide desselben und gleichsam an sich selbst verzweifelnd, sagte er: verflucht sey der Tag, an welchem ich geboren bin und mich meine Freunde verlassen haben. Meine Gattin und meine Söhne haben mich nicht er-

kannt. Als er noch so sprach, da dachte er: hier in der Nähe wohnt mein Beichtvater, zu dem will ich mich aufmachen, vielleicht daß er mich erkennen mag, da er ja öfters meine Beichte gehört hat. Hierauf begab er sich zu dem Einsiedler und klopfte an das Fenster seiner Klause. Jener aber fragte: wer ist da? und jener antwortete: ich bin es, der Kaiser Jovinianus: öffne Dein Fenster, auf daß ich mit Dir reden kann. Wie aber jener seiner Stimme gehört hatte, öffnete er zwar das Fenster, als er ihn aber erblickte, schlug er dasselbe mit Gewalt wieder zu und sprach: Hebe Dich weg von mir, Vermaledeiter, denn Du bist nicht der Kaiser, sondern der Teufel in Menschengestalt. Wie jener aber das hörte, stürzte er vor Schmerz auf den Boden, zerraufte die Haare auf seinem Haupte und seinen Bart und sprach: weh mir, was soll ich thun? Bei diesen Worten erinnerte er sich, wie sein Herz neulich, als er auf seinem Bett ausgestreckt lag, vor Hochmuth aufgeschwollen war und so gesprochen hatte: giebt es denn einen andern Gott außer mir? Alsbald pochte er an das Fenster des Einsiedlers und sprach: Höret, ich bitte Euch, um des Gekreuzigten Willen bei verschlossenem Fenster meine Beichte. Jener aber sprach: das ist mir ganz recht. Der aber beichtete nun mit Thränen über sein ganzes Leben und vorzüglich, wie er sich über Gott selbst erhoben und gesagt habe, er glaube an keinen andern Gott als an sich selbst. Als nun aber Beichte und Absolution vorüber waren, öffnete der Einsiedler sein Fenster und erkannte ihn und sprach: gesegnet sey der Höchste, jetzt kenne ich Dich: ich habe hier einige wenige Kleidungsstücke, die lege Du an und gehe in Deinen Palast und dort, wie ich hoffe, werden sie Dich erkennen. Hierauf

zog sich der Kaiser an, begab sich nach seinem Palast und klopfte an die Pforte desselben. Der Pförtner öffnete dieselbe alsbald und empfing ihn aufs Ehrenvollste: jener aber sprach: kennst Du mich denn? und jener erwiederte, eiwohl, Herr, sehr gut. Nur darüber wundere ich mich, daß ich den ganzen Tag hier gestanden habe und Euch nicht habe aus dem Hause gehen sehen. Jener trat nun in den Versammlungssaal und alle, die ihn erblickten, neigten ihr Haupt. Der andere Kaiser aber war bei seiner Frau. Ein Krieger aber, der aus dem kaiserlichen Gemach trat, schaute ihn genau an, kehrte hierauf in das Zimmer zurück und sprach: mein Herr, im Saale steht ein Mann, vor welchen sich Alle verbeugen und ihm Ehre erweisen und der ist Euch in Allem so ähnlich, daß ich durchaus nicht weiß, welcher von Euch beiden der Kaiser ist. Wie das der Kaiser hörte, sprach er zu der Kaiserin, gehe hinaus und siehe zu, ob Du ihn kennst. Sie aber eilte hinaus, und als sie ihn erblickt hatte, verwunderte sie sich, eilte in das Gemach zurück und sprach: o Herr, ich melde Euch einen zweiten an, wer aber von Euch mein Herr ist, kann ich durchaus nicht unterscheiden. Jener aber sprach: da das so ist, so will ich hinausgehen und die Wahrheit an den Tag bringen. Als er aber in den Saal getreten war, faßte er jenen bei der Hand, ließ ihn neben sich treten, berief alle Krieger, welche im Saale waren nebst der Kaiserin zu sich und sprach: bei dem Eide, welchen Ihr mir geleistet habt, sagt mir jetzt, welcher von uns ist Euer Kaiser? da antwortete zuerst die Kaiserin: mein Herr, mir liegt es ob, zuerst zu antworten: Gott aber in der Höhe sey mein Zeuge: ich weiß durchaus nicht anzugeben, wer von Euch mein Herr ist, und ebenso

sprachen Alle. Jener aber sprach: Ihr Lieben, höret mir zu. Dieser hier ist Euer Kaiser und Herr: er hat sich aber einstmals gegen Gott erhoben und deswegen hat ihn Gott gezüchtigt und die Kenntniß der Menschen ist von ihm gewichen, bis er seinem Gott Genugthuung geleistet hat. Ich aber bin sein Schutzengel und Wächter seiner Seele, der ich sein Reich verwaltet habe, solange er in der Buße war: nunmehro ist aber seine Buße vollendet und er hat für seine Sünden Genugthuung gegeben, darum seid ihm gehorsam und ich will Euch Gott empfehlen! Bei diesen Worten verschwand er alsbald aus ihren Augen, der Kaiser aber dankte Gott und lebte sein ganzes Leben in Frieden und weihete es Gott. Uns aber gebe dieser dasselbe.

Sechzigstes Capitel.

Von der Habsucht und ihren feinen Versuchungen.

Es war einst ein König, der eine einzige Tochter hatte, die war schön und reizend und hieß Rosimunda. Wie nun dieses Mädchen zu ihrem zehnten Lebensjahre gelangt war, war sie so geschickt im Laufen, daß sie eher an das Ziel gelangte, als irgend Jemand sie einholen konnte. Der König ließ also in seinem ganzen Reiche ausrufen, daß, so Jemand mit seiner Tochter einen Wettlauf machen wolle und eher als sie das Ziel erreiche, er sie zur Frau bekommen und nach seinem Tode auch das Reich erhalten solle. So aber Jemand dieses unternähme und im Laufen besiegt würde, der müsse das Haupt verlieren. Wie diese Verkündigung

ausgerufen worden war, da erboten sich unendlich Viele mit ihr zu laufen, aber Alle, die mit ihr liefen, blieben hinter ihr zurück und verloren ihre Köpfe. Nun war damals im Lande ein gewisser armer Mann, des Name war Abibas. Der dachte bei sich: ich bin arm und aus gemeinem Blut entsprossen: wenn ich nun auf irgend eine Weise jenes Mädchen besiegen könnte, würde ich nicht allein vorwärts kommen, sondern auch Alle aus meinem Geblüte. Er versorgte sich demnach mit drei Hilfsmitteln, erstlich mit einem Rosenkranze, weil Mädchen dieselben gern haben, dann mit einem seidnen Gürtel, welchen sich alle Mädchen wünschen, drittens mit einem seidnen Beutel, in welchem ein vergoldeter Ball war, auf welchem folgende Aufschrift stand: wer mit mir spielt, der wird nie dieses Spiel satt werden. Diese drei Dinge steckte er in seinen Busen, ging nach dem Palaste und klopfte an. Der Pförtner war da und verlangte den Grund des Anklopfens zu wissen. Der aber sprach: ich bin bereit mit der Prinzessin einen Wettlauf zu machen. Wie die das hörte, öffnete sie ein Fenster, und als sie ihn erblickt hatte, verachtete sie ihn in ihrem Herzen und sprach: siehe da ist ein elender Kerl, mit dem Du laufen mußt. Indessen konnte sie nichts dagegen einwenden, sondern bereitete sich zum Laufen. Beide liefen nun neben einander fort, allein bald kam ihm das Mädchen auf einen großen Zwischenraum zuvor und wie das Abibas bemerkte, warf er den Rosenkranz vor sie hin. Wie nun die Prinzessin den Kranz sah, bückte sie sich, hob den Kranz auf und setzte sich ihn auf den Kopf. Sie freute sich aber so über den Kranz, daß sie wartete, bis Abibas ihr vorgekommen war. Als sie das sah, sprach sie in ihrem Herzen: nie darf die Tochter meines

Vaters mit einem solchen Landstreicher verbunden werden. Alsbald warf sie den Kranz in eine tiefe Grube, lief ihm nach und erreichte ihn, und als sie ihn erreicht hatte, gab sie ihm eine Ohrfeige und sprach: bleib stehen, elender Kerl. Es geziemt sich nicht, daß mich der Sohn Deines Vaters zur Frau erhält, und alsogleich kam sie ihm vor. Wie das Abibas gewahr wurde, warf er den seidnen Gürtel vor sie hin und als sie den erblickte, bückte sie sich, hob ihn auf, gürtete sich mit ihm und freuete sich so über denselben, daß sie sich ebendamit länger aufhielt, sodaß sie Abibas zum zweiten Male weit überholte. Als das die Prinzessin bemerkte, weinte sie bitterlich, nahm aber den Gürtel und riß ihn in drei Stücke, lief jenen hierauf nach, holte ihn ein und als sie ihn erreicht hatte, hob sie die Hand auf, gab ihm eine Ohrfeige und sprach: o Elender, Du sollst mich nie zur Frau bekommen. Alsbald holte sie ihn wieder ein, aber Abibas, wie er das sah, wartete solange, bis sie ihm ganz nahe war. Hierauf warf er den seidnen Beutel vor sie hin und sie hatte denselben kaum erblickt, als sie sich auch bückte und den Beutel aufhob. Sie öffnete ihn und fand den vergoldeten Apfel darin, und als sie die Aufschrift las: wer mit mir spielt, wird niemals dieses Spiel satt werden, fing sie dermaßen und solange an mit ihm zu spielen, bis Abibas schneller zum Ziele gelangte und sie zur Frau bekam.

Einundsechzigstes Capitel.

Wie man Alles vorausbedenken müsse.

Es gab einen König Claudius, der eine einzige reizende und sehr anständige Tochter hatte: wie er nun

einmal auf seinem Bette lag, dachte er mit großer Bewegung über seine Tochter nach, wie er sie versorgen könnte. Er sprach aber bei sich: wenn ich sie einem reichen Thoren zur Frau gebe, werde ich meine Tochter ins Unglück stürzen: gebe ich sie aber einem weisen Armen, so wird ihr derselbe vermittelst seiner Klugheit alle Bedürfnisse im Ueberflusse verschaffen. Nun war aber damals in jenem Reiche ein gewisser Philosoph mit Namen Socrates, den der König sehr hochschätzte: diesen berief er zu sich und sprach zu ihm: mein Lieber, beliebt es Dir meine Tochter zur Frau zu nehmen? Jener aber erwiederte: eiwohl, bester Herr. Und jener versetzte: ich will sie Dir also unter der Bedingung geben, daß, wenn meine Tochter während ihrer Verbindung mit Dir stirbt, Du das Leben verlieren mußt. Wähle also, ob Du sie nehmen willst oder nicht. Jener aber entgegnete: mir ist es ganz recht, sie unter dieser Bedingung zu nehmen. Nun feierte der König mit großer Pracht ihre Vermählung und einige Zeit hindurch brachten sie ihr Leben in vollkommener Ruhe und Wohlsein hin. Nachher aber wurde die Gattin des Socrates auf den Tod krank und wie Socrates dieses vernahm, ward er sehr traurig, ging in einen Wald und weinte bitterlich. Während er nun so ganz in seinem Schmerz versunken war, jagte zufällig der König Alexander in demselben Walde. Ein Krieger Alexanders erblickte den Socrates, ritt an ihn heran und sprach zu ihm: mein Lieber, wer bist Du denn? Und jener entgegnete: ich bin der Mann eines solchen Herren, daß der, welcher ein Sclav meines Herren ist, noch Herr des Deinigen ist. Da sagte der Krieger: In der ganzen Welt giebt es keinen größern Herrn als den meinigen, aber weil Du

7*

so gesprochen hast, will ich Dich zu meinem Herrn führen und wir wollen hören, wer denn Dein Herr ist, von dem Du so Vieles und so Großes behauptest. Als er aber vor den König Alexander gebracht worden war, sprach dieser zu ihm: mein Lieber, wer ist denn Dein Herr, von dem Du solches sprichst, daß sein Sclav noch mein Herr seyn soll? Jener aber sprach: mein Herr ist die Vernunft, der Sclave desselben aber der Wille. So ist es auch in der That, denn Du hast zeither Dein Reich nicht nach der Vernunft, sondern nur nach Deinem Willen regiert. Darum bist Du ein Sclav meines Herrn: denn der Wille ist Dein Herr. Wie das Alexander hörte, sprach er zu ihm: mein Lieber, Du hast weise geantwortet, gehe hin in Frieden. Von diesem Tage aber fing der König an, sein Reich nach der Vernunft, nicht nach seinem Eigenwillen zu regieren. Socrates aber ging wieder in den Wald und weinte wegen seiner Gattin bitterlich. Da kam ein Greis zu ihm und sprach: O lieber Meister, weshalb ist Deine Seele so bekümmert? Und jener entgegnete: ich habe die Tochter des Königs unter der Bedingung zur Frau bekommen, daß, wenn sie nur während ihrem Zusammensein mit mir stirbt, ich mein Leben verlieren soll. Nun liegt sie jetzt auf den Tod darnieder und das ist der Grund meines Schmerzes. Darauf sprach der Greis: folge meinem Rath und es wird Dich nicht reuen. Deine Frau ist aus königlichem Blut; wenn der König eingeschlafen ist, dann möge Deine Frau ihre Brust und Brüste mit dem Blute ihres Vaters bestreichen. Dann wirst Du in diesem Walde drei Kräuter finden: von einem mache ihr einen Trank, von den beiden andern aber ein Pflaster und das lege sie da auf, wo sie

Schmerz empfindet: und so Du dieser meiner Lehre folgst, wird sie die vollkommenste Gesundheit wiedererlangen. Socrates erfüllte Alles und seine Gattin genaß von jeglicher Unpäßlichkeit. Wie aber der König vernahm, daß Socrates so bekümmert und sorgsam wegen der Krankheit seiner Tochter gewesen sey, erhob er ihn zu großem Reichthum und Ehrenstellen.

Zweiundsechzigstes Capitel.

Von der Schönheit einer treuen Seele.

Es herrschte einst der gar kluge Kaiser Gajus: in seinem Reiche lebte aber ein Weib Namens Florentina, die war sehr schön und reizend. Nun war aber eine so große Schönheit an ihr, daß sie drei Könige überfielen und sie von jedem gemißbraucht wurde. Darnach entstand aber zwischen diesen Königen wegen ihrer allzugroßen Liebe zu derselben ein Krieg und von allen Seiten fielen unendlich viel Leute. Wie das die Statthalter des Kaiserthums hörten, kamen sie alle zum Kaiser und sprachen: Herr jene Florentina in Deinem Reiche ist so schön, daß täglich sich Unzählige aus Liebe zu ihr umbringen und so Du nicht bald ein Mittel dagegen anwendest, werden bald soviel nur in Deinem Lande leben, alle verloren seyn. Wie das der König hörte, befahl er an sie einen Brief zu richten, den er mit seinem Ringe versiegelte, auf daß sie ohne weitern Verzug zu ihm käme. Ein Herold ging mit dem Briefe an sie ab, allein ehe er noch zu ihr kam, war sie bereits gestorben. Der Herold kehrte also wieder um und meldete dem

König ihren Tod. Da wurde der König sehr betrübt, daß er sie nicht in ihrer Schönheit sehen konnte, ließ alle Maler seines Reiches zu sich rufen und als sie gekommen waren, sprach er so zu ihnen: Ihr Lieben, folgendes ist die Ursache, weshalb ich nach Euch geschickt habe. Es gab ein gewisses Frauenzimmer mit Namen Florentina von so großer Schönheit, daß neulich Viele aus Liebe zu ihr starben. Jetzt ist sie todt und ich habe sie nicht gesehen. Gehet also hin und malet mir mit allem Euerem Fleiße ihr Bild mit aller ihrer Schönheit, damit ich erkennen kann, warum so Viele aus Liebe zu ihr in den Tod gegangen sind. Jene aber erwiederten: Herr, Ihr verlangt eine schwierige Sache. Denn in ihr lag eine so große Schönheit und Zierlichkeit, daß alle Maler der Welt ihr Bild in jeder Hinsicht nicht so zu malen im Stande wären, mit Ausnahme eines einzigen Malers, der in den Bergen einsam lebt: der allein und kein Anderer ist es, welcher Eueren Willen erfüllen kann. Als das der König gehört hatte, sendete er nach diesem Maler und als derselbe zu ihm gekommen war, sprach er zu ihm: mein Theuerster, wir sind von Deinem Fleiß und Deiner Geschicklichkeit in Kenntniß gesetzt worden: gehe hin und male mir das Bild der Florentina in jedem Stücke ihrer Schönheit gemäß und ich werde Dir einen des Gegenstandes würdigen Lohn geben. Jener aber sprach: Du verlangst eine schwierige Sache, indessen gestatte mir, daß ich alle schönen Frauen Deines ganzen Reiches wenigstens eine Stunde lang vor Augen haben darf und ich will thun, was Dir gefällig ist. Von diesen wählte nun der Maler die vier Schönsten aus, die andern aber beurlaubte er, daß sie wieder in ihre Heimath zurückkehren konnten. Nun fing der Maler an ihr Bild mit

rother Farbe zu malen und wenn nun eine von jenen vier Frauen irgend einen reizenden Gesichtszug oder Nase hatte und ebenso auch in Bezug der andern Theile des Körpers, als die übrigen, so setzte er das auf sein Bild. Auf diese Weise nahm er von jeder Frau irgend einen Theil und machte so sein Bild vollständig; als es aber fertig war, kam der Kaiser, um es zu sehen und als er es gesehn hatte, sprach er: O Florentina, wenn Du noch lebtest, müßtest Du vor Allen diesen Maler lieben, der Dich in Deiner so einzigen Schönheit dargestellt hat.

Dreiundsechzigstes Capitel.

Von den Vergnügungen der Weltlichgesinnten.

Es herrschte einst Vespasianus; der hatte eine sehr schöne Tochter, welche Aglae hieß und sie war so schön und in den Augen Aller reizend, sodaß ihre Schönheit die aller übrigen Frauen bei weitem übertraf. Nun begab es sich aber, daß er eines Tages, als seine Tochter vor ihm stand, diese scharf ansah und also zu ihr sprach: meine Theure, ich will Deiner Körperschönheit wegen Deinen Namen ändern und Du sollst von nun an Frau des Trostes genannt werden, zum Zeichen daß Alle, die traurig hierher kommen, mit Freuden wieder von Dir gehen. Der König besaß aber einen sehr schönen Garten, in welchem die Prinzessin öfters spatzieren ging. Er ließ nun in seinem ganzen Reiche ausrufen, daß so Jemand seine Tochter zur Frau haben wolle, er nur zu seinem Palaste kommen und unterhalb jenes Gartens

drei oder vier Tage hindurch lustwandeln möge: nachher solle er wiederkommen, wenn er seine Tochter noch zur Ehe begehre. Als diese Verkündigung geschehen war, kamen Viele zu seinem Palaste, traten in den Garten und wurden nie wieder gesehen und soviele auch kamen, Niemand kam wieder heraus. Nun gab es aber einen Krieger in dem entlegensten Theile des Reichs: der hörte auch von der Verkündigung, daß wenn Einer zum Palast käme, er die Tochter des Königs zur Frau bekommen könne, machte sich also dahin auf den Weg und klopfte an das Thor des Palastes. Der Pförtner öffnete die Thür und führte ihn hinein zum König, den trat er an und sprach: Herr, es ist das allgemeine Gerede, daß, so Jemand Eueren Garten betritt, er Euere Tochter zur Frau haben soll. Deshalb bin ich hierher gekommen. Darauf erwiederte der König: Geht in den Garten und so Ihr wieder herauskommt, sollt Ihr sie haben. Darauf sagte jener: Herr, gestatte mir eine einzige Sache. Ich bitte Dich inständig, daß, ehe ich den Garten betrete, ich einige Worte mit Deiner Tochter sprechen darf. Jener aber antwortete: das ist mir ganz recht. Hierauf begab sich jener zu den Mädchen und sprach: Meine Theuere, Euer Name ist Frau des Trostes und dabei ist es Dir gegeben, daß Alle, welche traurig zu Dir kommen, freudig wieder von Dir gehen. Ich aber komme nun gar traurig und trostlos zu Dir, gieb mir also einen Rath und eine Unterstützung, auf daß ich wieder voll Freude von Dir gehen kann. Denn vor mir sind Viele gekommen und in den Garten getreten, aber nie wieder erblickt worden: wenn mir nun also derselbe Fall begegnen sollte, weil ich Dich zur Ehe begehrt habe, was soll ich mir dann sagen? Jene aber erwiederte: ich will Dir die Wahrheit

sagen und Deine Traurigkeit in Freude verkehren. In jenem Garten ist ein wüthender Löwe, der Alle, die denselben betraten, getödtet hat und durch ihn sind Alle, die als Freier um meine Person hineingegangen sind, umgebracht worden! Waffne nun Deinen Leib mit Eisen von der Spitze Deines Fußes bis zum Wirbel Deines Hauptes und mögen alle Deine Waffen mit Gummi bestrichen seyn. Wenn Du nun aber in den Garten getreten bist, wird der Löwe alsbald auf Dich losstürzen. Du aber kämpfe männiglich gegen ihn und sobald Du müde bist, laß ihn los. Hierauf wird er mit seinen Zähnen Deinen Arm oder Bein packen, aber weil seine Zähne bald voll Gummi seyn werden, wird er Dir wenig Schaden zufügen können. Wenn Du aber das merkst, ziehe gleich Dein Schwert aus der Scheide und haue ihm den Kopf ab. Nun giebt es aber in jenem Garten noch eine andere Fährlichkeit. Es giebt nur einen einzigen Eingang, aber verschiedene Irrgänge, sodaß wer einmal hineingegangen ist, kaum wieder den Ausgang finden kann. Darum will ich Dir gegen jene Gefahr folgendes Mittel angeben. Ich gebe Dir hiermit einen Knaul Garn, den binde Du, sobald Du an den Eingang des Gartens gekommen bist, an dem Thore an und steige so an dem Faden immer in den Garten hinunter und laß denselben, so Du Dein Leben lieb hast, nicht fahren. Der Krieger aber erfüllte Alles genau, wie es ihm das Mädchen geheißen hatte. Er trat gewaffnet in den Garten, und als ihn der Löwe erblickt hatte, stürzte er mit seiner ganzen Wucht auf ihn los, der Krieger aber vertheidigte sich mannhaft und als er müde war, machte er einen Sprung von ihm hinweg. Nun hielt ihn der Löwe aber solange am Arme fest, bis seine Zähne ganz

voll von Gummi waren und der Krieger zog, wie er das bemerkt hatte, sein Schwert heraus und hieb dem Löwen das Haupt ab. Er aber freuete sich so sehr darüber, daß er den Faden, an welchem er herabgestiegen war, verlor. Er aber lief traurig und voller Schmerzen drei Tage lang im Garten herum und suchte eifrig seinen Knaul, endlich fand er ihn am Abend. Als er ihn aber wieder hatte, freuete er sich nicht wenig, stieg dem Faden folgend wieder herauf und gelangte bis ans Thor. Hier machte er den Faden los und ging zum Könige und erlangte dessen Tochter, die Dame des Trostes, zur Frau, worüber er gar große Freude empfand.

Vierundsechzigstes Capitel.

Von des Herrn Menschwerdung.

Einst war ein gewisser König, der drei vorzügliche Eigenschaften besaß. Erstlich war er tapferer als alle andere Menschen, zweitens weiser und drittens schöner. Der lebte lange ohne Frau, bis endlich seine Freunde zu ihm kamen und sagten: Herr, es thut gut ein Weib zu nehmen und Kinder zu zeugen, auch ist es nicht löblich ohne Frau zu leben. Jener aber antwortete: Ihr Lieben, es ist Euch bekannt, daß ich reich und mächtig genug bin, also keiner Schätze bedarf; gehet also hin zu allen Reichen und Schlössern und sucht mir eine schöne und kluge Jungfrau, und so ihr dieses Beides finden werdet, will ich sie, mag sie auch noch so arm seyn, zur Frau nehmen. Da zogen sie denn durch alle Länder und alle Schlösser und fanden endlich eine gar schöne und weise Jungfrau aus königlichem Geblüt und verkündeten ihre herrlichen

Eigenschaften ihrem Könige. Der wollte nun ihre Weisheit kennen lernen, berief also einen Herold zu sich und sprach zu ihm: Mein Lieber, hier hast Du ein Stück Leinwand, das in seiner Länge und Breite nur drei Zoll beträgt: gehe jetzt zu dem Mädchen, grüße sie von mir und gieb ihr dieses Stück Leinwand, daß sie mir daraus nach ihrer Weisheit ein Hemde mache, das für meinen Körper lang und breit genug ist: wenn sie das gemacht hat, soll sie meine Frau werden. Der Bote machte sich also zu dem Mädchen auf den Weg, brachte ihr den Gruß seines Königs und sprach zu ihr: hier ist ein leinenes Tuch, nur drei Zoll lang und breit: wenn Du aus diesem ein seinem Leibe passendes Hemde verfertigen kannst, wird er Dich zur Frau nehmen. Sie aber antwortete: es ist unmöglich ein Hemde aus einem Stück Leinwand zu fertigen, welches nur drei Zoll in der Länge und Breite hat; indessen mag er mir ein Gefäß senden, in welchem ich arbeiten kann und ich verspreche ihm ein Hemde, das lang genug seyn soll. Hierauf kehrte der Bote zurück und hinterbrachte dem König die Antwort des Mädchens. Alsobald sendete ihr der König das verlangte kostbare Gefäß. Sie aber fertigte aus einem so kleinen Stoffe in diesem Gefäße ein Hemd, das völlig für seinen Körper ausreichte. Jener aber nahm sie, wie er das sah, zur Frau.

Fünfundsechzigstes Capitel.

Von der Seelsorge.

Einst zog ein gewisser König aus einer Stadt in eine andere und so gelangte er an ein Kreuz, welches

auf allen Seiten beschrieben war. Auf der einen Seite stand geschrieben: o König, wenn Du auf diesem Weg hier fortreiten wirst, wirst Du eine gute Herberge für Deinen Leib finden, aber Dein Roß wird schlecht bewirthet werden. Auf der andern Seite des Kreuzes stand: wenn Du diesen Weg einschlägst, wirst Du eine Herberge finden, in welcher es Dein Roß sehr gut haben wird, aber Du wirst schlecht aufgenommen werden. Auf der dritten Seite stand geschrieben: wenn Du auf diesem Wege fortgehn wirst, wirst Du sowohl als Dein Roß gut aufgenommen werden, aber ehe Du hingelangst, wirst Du erst eine derbe Portion Schläge empfangen. Auf der vierten Seite endlich stand: wenn Du auf diesem Wege wandeln wirst, wirst Du herrlich bewirthet werden, wirst aber Dein Roß da im Stiche lassen müssen und gezwungen seyn, zu Fuße zu gehen. Als das der König alles Dieses gelesen hatte, wunderte er sich und dachte bei sich nach, welchen Weg er wohl einschlagen solle. Endlich sprach er zu sich: ich will den ersten wählen, denn da werde ich mich wohl befinden und die eine schlecht hingebrachte Nacht wird für mein Roß gar bald vergehen. Hierauf gab er seinem Rosse die Spornen bis an eine Straße, wo er eine Burg antraf, auf welcher ein Krieger wohnte, der ihn sehr wohl aufnahm und köstlich bewirthete, allein das Roß bekam nur wenig oder eigentlich nichts. Früh aber stand er auf, ritt nach seinem Palaste und erzählte das Alles, was ihm begegnet war und was er gesehn hatte.

Sechsundsechzigstes Capitel.

Von der Standhaftigkeit.

Einst gab es einen gewissen König, der eine schöne Tochter hatte, die er gewaltig liebte und welche auch nach seinem Tode sein Reich erhielt. Nun war sie aber ganz allein und verwaist gelassen, und wie dieß ein gewisser tyrannischer Herzog hörte, kam er zu ihr und versprach ihr Vieles, wenn sie ihm zu Willen wäre. Sie aber wurde von ihm verführt und ihrer Unschuld beraubt, und als sie so entehrt war, weinte sie bitterlich, der Tyrann aber trieb sie aus ihrem ererbten Lande. Als sie nun so landflüchtig war, stieß sie Seufzer und Klagen aus und setzte sich jeden Tag an die Heerstraße, um die Vorübergehenden um ein Almosen zu bitten. Wie sie nun eines Tags so weinend dasaß, ritt ein edler Ritter an ihr vorüber und als er ihre Schönheit erblickte, wurden seine Augen von ihr geblendet, und er sprach also zu ihr: meine Liebe, wer bist Du denn? Sie aber versetzte: ich war die einzige Tochter eines Königs und erhielt nach meines Vaters Tode nach dem Erbrechte sein Reich, allein durch einen gewissen Tyrannen ward ich verführt und von ihm meiner Unschuld beraubt und nachher hat er mir auch noch mein Erbtheil genommen. Da sagte der Ritter: wäre es Dir angenehm, mein Ehegespons zu werden. Sie aber versetzte: ja Herr, das würde vor Allem mein Wunsch seyn. Hierauf sprach jener: gieb mir Dein Wort darauf, daß Du keinen Andern als mich zum Mann nehmen willst, und ich werde gegen jenen Tyrannen einen Krieg anfangen und Dir Dein Land

wiederverschaffen. Wenn ich aber im Kampfe falle, und Dir Dein Erbtheil erobert haben werde, verlange ich weiter nichts, als daß Du meine mit Blut bespritzten Waffen als ein Zeichen meiner Liebe zu Dir aufbewahrst. Wenn aber dann Jemand kömmt und Dich zur Frau begehrt, dann gehe in Deine Kammer, in welcher meine Waffen hängen, und betrachte sie fleißig und erinnere Dich, wie ich aus Liebe zu Dir mein Leben verloren habe. Jene aber erwiederte: Herr, das verspreche ich Dir aufs Heiligste, aber fern sey es, daß Du in diesem Kriege Dein Leben einbüßest. Hierauf waffnete er sich und zog gegen den Tyrannen. Wie dieser Herzog solches vernahm, stellte er sich ihm mit aller seiner Macht entgegen und sie fingen mit einander einen Zweikampf an; der Ritter gewann zwar den Sieg und hieb dem Tyrannen das Haupt ab, allein er selbst erhielt im Kampfe eine tödtliche Wunde und starb in drei Tagen, nachdem er das Erbe des Mägdleins wiedergewonnen hatte. Diese aber betrauerte viele Tage lang seinen Tod, hing seine blutbefleckte Rüstung in ihrer Kammer auf und besuchte sie öfters und so oft sie selbige ansah, weinte sie bitterlich. Nun kamen aber viele Edle zu ihr, um sie zur Frau zu haben, und versprachen ihr Vieles, aber bevor sie ihnen eine Antwort gab, trat sie in ihre Kammer, um seine Rüstung fleißig zu betrachten und sprach: o Herr, Du bist mir zu Liebe gestorben und hast mir mein Erbe wiederverschafft, fern sey es von mir, daß ich einem Andern meine Einwilligung gebe. Darauf ging sie hinaus und sprach: ich habe Gott ein Gelübde gethan, mich niemals mit einem Manne zu verbinden. Wie jene das hörten, gingen sie weg und sie blieb so ihre ganze Lebenszeit in Zucht und Keuschheit.

Siebenundsechzigstes Capitel.

Von der in der äußersten Noth nicht zuläßlichen Entschuldigung.

Es herrschte einst der kluge Maximianus und in seinem Reiche waren zwei Ritter, der eine klug, der andere dumm, die sich beide gegenseitig sehr lieb hatten. Zu letzterem sprach der kluge: beliebt es Dir, mit mir einen Bund zu machen: dieß wird uns von Nutzen seyn. Jener aber versetzte: das ist mir ganz recht. Hierauf versetzte dieser: ein jeder von uns mag Blut aus seinem rechten Arm fließen lassen, ich will Dein Blut trinken, und Du magst mit dem meinen dasselbe thun und so wird keiner von uns den andern weder im Glück noch Unglück verlassen, und was einer von uns gewonnen haben wird, davon soll der andere die Hälfte haben. Jener aber entgegnete: so ist es mir recht. Sogleich tranken nun Beide, nachdem sie sich Blut entzogen hatten, dasselbe von einander und blieben nachher immer in einem und demselben Hause zusammen. Nun hatte aber der König zwei Städte erbaut, die eine auf der Spitze eines Berges, wo Alle, so dahin kamen, einen Reichthum an Schätzen finden und daselbst ihr ganzes Leben verbleiben könnten. Es führte aber zu dieser Stadt ein enger und steiniger Weg und auf diesem hielten drei Ritter mit einem großen Heere und Alle, so über jene Straße zogen, mußten entweder gegen diese kämpfen oder Alles sammt ihrem Leben verlieren. Auch hatte der König in jene Stadt einen Seneschall gesetzt, der ohne Ausnahme alle Ankommende aufnehmen und nach Rücksicht ihres Standes herrlich be-

wirthen sollte. Er hatte aber auch unter jenem Berge in einem Thale eine andere Stadt bauen lassen, zu welcher ein ebener und zum Gehen anmuthiger Weg führte. Es lagen aber drei Ritter an jenem Wege, welche alle Vorübergehende freundlich aufnahmen und nach eines Jeden Gefallen bedienten. In der Stadt selbst aber hatte er auch einen Seneschall bestellt, der Alle, welche in die Stadt oder in die Nähe derselben kamen, ohne Ansehn der Person ins Gefängniß werfen und sie sämmtlich bei der Ankunft des Richters demselben vorführen mußte, der Richter sollte aber Niemanden verschonen. Da sprach der kluge Ritter zu seinem Gesellen: mein Lieber, laß uns die Welt durchziehen, wie andere Ritter, und wir werden viele Güter erwerben können, von denen wir anständig leben mögen. Darauf entgegnete jener: also gefällt es mir auch. Hierauf zogen Beide auf einer Straße, bis sie an einen Kreuzweg kamen; da sprach der Kluge: mein Lieber, wie Du siehst, sind hier zwei Wege: der eine führt zu einer prächtigen Stadt: wenn wir ihn einschlagen, werden wir zu jener Stadt gelangen, in welcher wir Alles, was unser Herz begehrt, erhalten werden. Da ist aber eine andere Straße, welche nach einer andern Stadt hinführt, welche in einem Thale erbaut ist: gehen wir diese, wird man uns gefangen nehmen, ins Gefängniß stecken, vor den Richter führen und dieser uns an den Galgen aufhängen lassen. Ich rathe also dazu, diesen letztern Weg liegen zu lassen und den andern zu gehen. Darauf erwiederte der Dumme: mein Lieber, schon lange hörte ich von diesen zwei Städten: allein der Weg zu der auf dem Berge gelegenen Stadt ist schmal und sehr gefährlich, und an demselben lagern drei Ritter mit einem Heere, welche Alle, die da-

hin ziehen, überfallen, tödten und plündern: der andere Weg ist eben und auf demselben befinden sich drei Ritter, welche alle, die denselben betreten, freundlich aufnehmen, und alles Nöthige findet sich da. Und alles Dieses sehe ich ganz deutlich und darum glaube ich meinen Augen mehr denn Dir. Darauf sprach der kluge Ritter: obgleich der eine Weg schlecht zu gehen ist, so ist doch der andere, wenn man an das Ende desselben denkt, noch weit schlechter: denn er führt uns zu ewiger Schmach und von da werden wir zum Galgen geschleppt werden. Nun fürchtest Du Dich aber des Kampfes und der Wegelagerer wegen auf der andern Straße zu gehen. Das ist aber für Dich eine ewige Schande, weil Du ein Ritter bist und es den Rittern zukommt, gegen ihre Feinde zu streiten. Wenn Du aber anders mit mir diese Straße ziehen willst, verspreche ich Dir heilig, vor Dir her in den Kampf zu gehen und soviel ihrer auch seyn werden, Du wirst durch sie hindurch kommen, wenn Du mich unterstützest. Jener aber entgegnete: Amen, ich sage Dir, auf diesem Wege will ich nicht gehen, sondern vielmehr auf jenem. Da sprach der Kluge: da ich Dir mein Wort verpfändet und zum Zeichen der Treue Dein Blut getrunken habe, werde ich Dich nicht allein gehen lassen, sondern mit Dir ziehen. Beide schlugen nun diesen Weg ein und fanden unterwegs nach ihrem Gelüste vielerlei Annehmlichkeiten, bis sie an die Herberge jener drei Ritter kamen, von welchen sie mit großen Ehrenbezeugungen aufgenommen und prächtig bewirthet wurden. Bei jeder Erquickung sprach aber der dumme Ritter zu dem klugen: mein Lieber, habe ich es Dir nicht vorhergesagt, siehe, wieviel und wie große Ergötzlichkeiten wir auf dieser Straße genießen, die wir alle auf der

andern hätten entbehren müssen. Jener aber antwortete: Ende gut, Alles gut, das hoffe ich aber nicht. Sie brachten nun einige Zeit bei diesen Rittern zu, als aber der Seneschall dieser Stadt vernahm, daß zwei Ritter gegen das Gebot des Königs in der Nähe der Stadt wären, schickte er gleich seine Trabanten ab, auf daß sie sie fingen und zur Stadt führten. Als sie aber der Seneschall in Augenschein genommen hatte, ließ er den Dummen an Händen und Füßen gebunden in eine Grube werfen, den andern aber in einen Kerker sperren. Wie nun der Richter in die Stadt kam, wurden alle Missethäter aus derselben vor sein Angesicht gebracht und unter andern auch diese beiden Ritter. Da sprach der Kluge zum Richter: Herr ich klage gegen meinen Gesellen: denn der ist Ursache meines Todes. Ich habe ihm das Gesetz dieser Stadt vorhergesagt, sowie die Gefahren und doch wollte er auf keine Weise meinen Worten trauen und sich bei denselben beruhigen und meinem Rathe Folge leisten, sondern antwortete mir: ich traue meinen Augen mehr als Deinen Reden. Da wir nun durch Wort und Schwur mit einander verbunden waren, mochten wir im Glück oder Unglück seyn, und ich ihn allein sich auf den Weg machen sah, so habe ich meines Eides wegen mich ebenfalls hierher begeben, und darum ist er jetzt Schuld an meinem Tode: fälle also einen gerechten Urtheilsspruch. Da entgegnete der andre dumme Ritter dem Richter: dieser da ist gerade die Ursache meines Todes, denn es ist der ganzen Welt bekannt, daß er weise ist und ich von Natur aus dumm bin. Nun hätte er aber eben wegen seiner Weisheit nicht so leichtsinnig meiner Dummheit sich fügen sollen. Wäre jener mir aber nicht gefolgt, als ich mich allein auf den Weg

machte, so würde ich auf den Weg, welchen er gehen wollte, zurückgekommen und mit ihm marschirt seyn, des Eidschwurs wegen, welchen ich ihm geleistet habe. Darum nun, weil jener weise ist, ich aber dumm bin, so ist er die Ursache meines Todes. Darauf entgegnete der Richter Beiden und zwar zuerst dem klugen Ritter: Du Kluger, der Du so leichtsinnig seiner Dummheit nachgabst und ihm folgtest, und Du Dummer, der Du den Worte des Klugen nicht geglaubt, sondern Deine eigene Dummheit durchgeführt hast, Ihr sollt Beide nach meinem Urtheil an den Galgen gehenkt werden: und also geschah es.

Achtundsechzigstes Capitel.

Wie man die Wahrheit bis zum Tode nicht verschweigen müsse.

Es war einst ein König Gordianus, in dessen Reiche sich ein gewisser edler Ritter befand, der eine schöne Frau besaß, die aber ihrem Manne oft untreu war. Nun trug es sich eines Tages zu, daß der Mann sich auf eine weite Reise begab: diese ließ nun ohne Verzug ihren Buhlen holen. Es hatte aber diese Frau eine Magd, welche die Sprache der Vögel verstand. Wie nun der Liebhaber kam, waren damals gerade drei Hähne im Hofe. Um Mitternacht, als der Buhle neben der Frau vom Hause lag, fing der erste Hahn an zu krähen: wie das die Dame hörte, sprach sie zu ihrer Magd: sage mir, meine Liebe, was sagt denn der Hahn da in seinem Liede? Diese antwortete: der Hahn meint in seinem Gesange: Du thust Unrecht gegen Deinen Mann. Da

sprach die Frau: der Hahn muß sterben, und also geschah es. Einige Zeit nachher krähte der zweite Hahn und die Frau sprach zur Magd: was sagt der Hahn in seinem Gesange? Die Magd antwortete: mein Gesell ist für die Wahrheit gestorben, ich bin bereit auf die Wahrheit dessen, was er gesagt hat, zu sterben. Darauf entgegnete die Frau: tödte den Hahn, und also geschah es. Nachher krähte auch der dritte Hahn. Wie die Frau das hörte, sprach sie zur Magd: was sagt der Hahn in seinem Liede? diese antwortete: Schau, hör' und schweig dazu, so Du willst leben in Ruh. Darauf versetzte die Frau: diesen Hahn lasset leben.

Neunundsechzigstes Capitel.

Von der Keuschheit.

Einst herrschte der weise Gallus, der wollte einen Palast erbauen; nun lebte aber in seinem Reiche ein gar scharfsinniger Baumeister, mit welchem der Kaiser hinsichtlich dieses Baues abschloß. Es war aber zu derselbigen Zeit in jenem Reiche ein Ritter, der eine schöne Tochter hatte. Wie der die Klugheit des Baumeisters bemerkt hatte, dachte er bei sich: dem will ich doch meine Tochter zur Frau geben, er wird sie gewiß durch seine Klugheit und Kunstfertigkeit in eine glänzende Lage versetzen. Er berief ihn also zu sich und sprach zu ihm: mein Lieber, verlange von mir was Du willst und ich will es Dir geben, wenn es mir möglich ist, damit Du nur meine Tochter zur Frau nimmst. Jener aber entgegnete: das ist mir ganz recht. Sie vereinigten sich

bald mit einander und der Baumeister heirathete sie. Hierauf rief die Mutter des Mädchens ihren Schwiegersohn zu sich hinein und sprach also zu ihm: mein Sohn, jetzt hast Du meine Tochter zum Weibe genommen. Hier ist ein Hemde, welches, wie Du siehst, sehr schön ist: das will ich Dir geben. Sie fuhr also fort: dieses Hemde besitzt die Tugend, daß es Dein ganzes Leben hindurch nicht gewaschen zu werden braucht, nicht zerreißt, nicht zerfällt, noch seine Farbe verändert, solange zwischen Dir und meiner Tochter treue Liebe herrscht. So aber, was fern seyn möge, einer von Euch sein eheliches Gelübde verletzt, wird das Hemde alsbald alle seine Vorzüge verlieren. Wie das der Baumeister hörte, freuete er sich sehr, nahm das Hemde in Empfang und sprach: o Mutter, was für ein spaßhaftes Schutzmittel hast Du mir gegeben! keiner von uns wird nunmehro die Ehe brechen können, ohne daß davon durch dieses Hemde die vollständigste Kunde herauskäme. Wenige Tage nachher wurde der Baumeister zum Palaste des Königs berufen, um den neuen Palast zu erbauen: er nahm das Hemde mit sich, ließ aber seine Frau zu Hause, und blieb solange bei dem Könige, bis der Palast vollendet war. Während er aber mit seiner Arbeit beschäftigt war, wunderten sich Viele, daß das Hemde immer rein und weiß blieb, und der König selbst sprach zu ihm: Meister, ich bitte Dich, daß Du mir sagst, wie es möglich ist, daß während Du in fortwährender Arbeit beschäftigt bist, Dein Hemde ohne gewaschen zu werden, in seiner Reinheit und Weiße verbleibt. Jener aber versetzte: wisse, theuerster Herr, daß solange wir, ich und meine Frau, uns treu in unserer Liebe bleiben, mein Hemde nicht gewaschen zu werden braucht, allein wenn unser

eheliches Gelübde verletzt worden wäre, würde es gerade wie alle andere Leinwand der Wäsche bedürfen. Als dieß ein Ritter gehört hatte, dachte er bei sich nach: wie wäre es, wenn ich machen könnte, daß Dein Hemde gewaschen werden müßte? Er machte sich also nach dem Hause des Baumeisters ohne Wissen desselben auf den Weg, um dessen Frau zur Sünde zu reizen. Diese nun nahm ihn freundlich auf und er klopfte bei ihr wegen eines ungesetzmäßigen Liebesverhältnisses mit ihr an. Darauf versetzte sie: solcherlei Liebe verlangt, daß wir allein sind, komm mit mir, und damit führte sie ihn in ihr Kämmerlein. Kaum hatte sie ihn aber hineingeführt, so ging sie hinaus, schloß die Thüre ab und sprach: Hier mußt Du warten, bis ich Zeit habe, Dich loszulassen. Jeden Tag besuchte ihn nun die Dame und beköstigte ihn mit Wasser und Brod. Er aber ließ es nicht an Bitten fehlen, sie solle ihn doch gehen lassen, allein sie gestattete es nicht. Nachher kamen bald noch zwei andere Ritter vom Hofe des Königs zu ihr, einer nach dem andern, um sie zu verführen, allein es gelang ihnen nicht, sondern sie sperrte dieselben in dasselbe Gemach ein und erhielt sie mit Wasser und Brod. Dort blieben sie nun viele Tage und es entstand wegen dieser drei Ritter ein Gefrage und eine Bewegung am Hofe des Königs, wo sie hingekommen seyen. Als nun der Palast vollendet war, kam der Baumeister, nachdem er seinen Lohn empfangen hatte, nach Hause und seine Frau, die sich nicht wenig freute, nahm ihn mit großen Ehren auf und erkundigte sich fleißig wie er sich befinde. Er aber beantwortete ihr Alles gar wohl und sie sah sich nun sein Hemde an, und wie sie dasselbe ganz rein fand, sprach sie: Gesegnet sey unser Gott, an dem Hemde er-

kenne ich, daß zwischen uns noch eine wahrhafte Liebe besteht. Darauf sprach er zu ihr: meine Liebe, als ich noch mit dem Bau des Palastes beschäftigt war, kamen drei Ritter, einer nach den andern zu mir, und fragten mich wegen des Hemdes, wie es so ohne gewaschen zu werden, in seiner ganzen glänzenden Weiße bleiben könne, und ich habe ihnen die Wahrheit gesagt. Was aber nachher aus ihnen geworden ist, weiß ich durchaus nicht, obwohl wegen ihrer Entfernung am Hofe des Königs viel Nachforschungen angestellt worden sind. Da sprach sie: Herr, jene drei Ritter, von denen die Rede ist, sind zu mir gekommen und haben mir Vieles versprochen, wenn ich ihnen zu Willen seyn wollte, aber auf keine Weise war ich in Willens, so etwas zu begehen, sondern habe sie in meinem geheimen Kämmerlein eingeschlossen und bis jetzt mit Brod und Wasser genährt. Wie das der Baumeister hörte, freuete er sich über die Treue seiner Gattin, rettete diese Ritter vom Tode und ließ sie frei ihre Straße ziehen: sie Beide aber verharrten bis an das Ende ihres Lebens in wahrer Liebe.

Siebenzigstes Capitel.

Von der Reue einer treuen Seele.

Es gab einst einen König, der hatte eine schöne und kluge Tochter, die ihr Vater einem Manne zur Frau geben wollte. Sie aber hatte Gott ein Gelübde gethan, daß sie niemals einen Mann nehmen wollte, bevor sie nicht dreierlei von ihm erlangt hätte. Das erste bestand darin, daß er ihr der Wahrheit gemäß sagte, wieviel

Fuß in der Länge, Breite und Tiefe die vier Elemente hätten: zweitens, was den Wind von Norden her verändere und drittens, daß er Feuer in seinem Busen, ohne denselben zu verletzen, an seinem Fleische tragen sollte. Als der König dieß vernommen hatte, ließ er diese drei Sachen in seinem ganzen Reiche bekannt machen und daß, so Jemand dieses ohne Fehler vollbringen würde, er seine Tochter zur Frau haben solle. Nun kamen Viele deshalb herbei, aber Alle fielen durch. Nun befand sich aber ein gewisser Krieger in einer weit entfernten Gegend des Reichs: wie der von dem Gelübde der Prinzessin hörte, kam er zum Palaste des Königs, und indem er einen einzigen Diener und ein wildes Pferd mit sich brachte: suchte er vor den König zu gelangen und sprach: mein Herr König, ich bitte mir Deine Tochter zur Frau aus und bin bereit, jene drei Aufgaben zu lösen. Darauf erwiederte der König: das ist mir ganz recht. Der Krieger aber rief seinen Diener und sprach zu ihm: lege Dich auf die Erde. Wie der nun so dalag, maß ihn der Krieger vom Kopf bis zu den Füßen und sprach hierauf zum König also: siehe Herr, ich finde in allen vier Elementen kaum mehr als sieben Fuß. Da entgegnete der König: was hat denn das mit den Elementen zu schaffen? Und jener versetzte: Herr, jeder Mensch und jedes Thier ist aus den vier Elementen zusammengesetzt und also habe ich an meinem Diener die vier Elemente gemessen. Darauf erwiederte der König: Amen, ich sage Dir, Du hast die Sache ganz deutlich erwiesen. Nun wollen wir aber zum Zweiten schreiten, verändere jetzt den Wind. Gleich ließ jener sein toll gewordenes Pferd herbeiführen und gab ihm einen Trank ein, von dem es gänzlich geheilt wurde. Wie

das geschehen war, wendete er den Kopf des Pferdes nach Osten und sprach: siehe Herr, der Wind hat sich von Norden nach Osten gedreht. Hierauf versetzte der König: was hat denn Dein Beginnen mit dem Winde zu schaffen? Darauf entgegnete jener: ist es Euerer Weisheit nicht bekannt, daß das Leben eines jeden Geschöpfes nichts als Wind ist? solange als das Pferd schlechten hatte, solange stand es nach Norden zu: nun aber, da es durch die Kraft des Trankes gesund worden ist, habe ich seinen Kopf nach Osten gewendet, auf daß es bereit sey, eine Last zu tragen. Darauf entgegnete der König: Du hast die Sache ganz klar dargethan. Laßt uns demnach zum Dritten schreiten. Darauf versetzte jener: Herr ich bin bereit, dieß vor Aller Augen zu erfüllen. Hierauf nahm er seine beiden Hände voll glühender Kohlen und steckte diese in seinen Busen und sein Fleisch wurde durchaus nicht verletzt. Darauf sprach der König: die andern beiden Stücke hast Du gut bewiesen, sage mir aber jetzt, warum Dich die Kohlen nicht beschädigen. Darauf entgegnete jener: dieß geschieht nicht durch meine Kunst, sondern durch die Kraft eines Steines, welchen ich beständig bei mir trage: denn wer solchen Stein bei sich an einem reinen Orte trägt, wird nie vom Feuer verletzt werden können. Sehet, hier ist er: und damit zeigte er Allen seinen Stein. Darauf erwiederte der König: Du hast alle drei Aufgaben richtig gelöst, und damit richtete er die Hochzeit aus, gab ihm seine Tochter mit vielen Schätzen zur Frau und Beide beschlossen ihre Tage im Wohlleben.

Einundsiebenzigstes Capitel.

Von der Vergeltung der ewigen Heimath.

Es gab einst einen König, der ein großes Gastmahl hatte zurichten lassen: dann ließ er durch sein ganzes Reich Herolde ziehen, die mußten das Gastmahl laut ausrufen: daß Alle, von welchem Stande sie auch wären, zu demselben kommen könnten und nicht nur ein gutes Mahl finden sollten, sondern auch unendliche Schätze bekommen würden. Wie nun die Herolde durch die Länder und Schlösser zogen, um das Gebot des Königs zu verkünden, da waren damals zwei Männer in einer Stadt: von diesen war der eine stark und kräftig, aber blind, der andere aber lahm und schwächlich, konnte aber sehr gut sehen. Hierauf sprach der Blinde zu dem Lahmen: mein Lieber, weh uns Beiden, es ist im ganzen Lande verkündigt worden, daß der König zu der und der Zeit ein treffliches Gastmahl anstellen will, bei welchem nicht blos ein Jeder Speisen nach seinem Gelüste empfangen, sondern auch große Reichthümer erhalten soll. Du aber bist lahm, ich aber blind: folglich können wir nicht mit zu dem Schmause kommen. Darauf entgegnete der Lahme: wenn Du meinem Rathe folgen willst, werden wir Beide dahin kommen und Schätze und Schmaus wie alle Andere haben. Darauf erwiederte der Blinde: ich bin bereit jedweden Rath, welcher uns nützlich ist, zu erfüllen. Da sprach der Lahme: Du bist stark und kräftig am Körper, ich aber bin schwächlich und lahm: also wirst Du mich auf Deinem Rücken tragen, ich aber will Dich auf dem Wege leiten, weil

ich ganz deutlich sehen kann, und so werden wir Beide zum Schmause kommen und unsern Lohn, wie die Andern bekommen. Darauf entgegnete der Blinde: Amen, ich sage Dir, Dein Rath ist gut, steige alsogleich auf meinen Rücken. Und also geschah es, der Lahme zeigte den Andern den Weg und dieser trug ihn, und so kamen Beide zum Mahle und bekamen unter den Andern die versprochenen Schätze.

Zweiundsiebenzigstes Capitel.

Von der Tödtung der Undankbaren.

Man liest von einem gewissen König, der einen einzigen Sohn hatte, welchen er sehr liebte und zättlich erzog. Wie nun der Knabe zu dem gesetzlichen Mannesalter gekommen war, lag er dem König von Tag zu Tag an, er solle ihm sein Reich abtreten, weil er es nicht mehr zu regieren im Stande sey, er aber es vermöge. Der König aber sprach: mein Theurer, wenn ich sicher wäre, daß Du mich freundlich und ehrenhaft Dein ganzes Leben über behandeln würdest, würde ich es Dir abtreten und Dir jede Menschenpflicht, welche der Vater dem Sohne schuldig ist, leisten. Der aber sprach: Herr vor Deinen Magnaten und Edeln des Reiches will ich Dir einen Eid leisten, daß es Euch an nichts fehlen soll, sondern daß ich Euch in größern Ehren als mich selbst halten will. Der König aber glaubte seinen Worten, gab ihm sein Reich und behielt für sich nichts. Wie der aber gekrönt und auf den Thron gesetzt worden war, da erhob sich sein Herz unglaublich von Hochmuth und nach wenigen Jahren erwieß

er seinem Vater keine Ehre mehr, noch ließ er ihm irgend etwas Gutes zufließen. Der aber fing an sich bei den weisen Männern des Landes zu beklagen, wie sein Sohn seinen Vertrag nicht halte. Die Weisen aber, welche ihn sehr hoch hielten, beschuldigten den König, daß er seinem Vater schlecht abwarte. Wie das der König hörte, ward er voller Wuth und sperrte seinen Vater in einem Schlosse ein, wo Niemand zu ihm Zutritt haben konnte. An diesem Orte nun litt er Hunger und vieles Elend: nun begab es sich aber einstmals, daß der König in derselben Burg übernachtete. Der Vater aber trat ihn an und sprach zu ihm: o mein Sohn, erbarme Dich Deines greisen Vaters, der Dich gezeugt und Dir Alles gegeben hat: ich leide an diesem Orte Hunger und Durst und befinde mich jetzt in einem bedeutenden Unwohlsein, ein Trunk Wein würde mich vielleicht stärken. Der König entgegnete: ich weiß nicht, ob Wein in der Burg ist. Jener aber erwiederte: ja mein Sohn, es sind fünf Faß Wein in der Burg und ohne Euer Wissen wagt der Seneschall dieses Schlosses nicht sie anzubohren und mir einen Trunk zu reichen: ich bitte Dich also, mein Sohn, daß Du mir einen aus dem ersten Faß geben läßt. Darauf sprach der König: das werde ich nicht thun, denn es ist Most und der taugt nicht für alte Leute. Jener aber sagte: gieb mir also aus dem zweiten Fasse: Hierauf sprach jener: das will ich nicht thun: dieses ist für meine Leibwachen und für die Pagen bestimmt, die ich bei mir habe. Jener aber entgegnete: gieb mir also aus dem dritten Fasse. Darauf sprach der König: das kann ich nicht thun, denn der Wein ist stark und Du bist schwächlich und unpaß, das könnte die Ursache zu Deinem Tode seyn. Darauf versetzte jener: gieb mir demnach vom vierten Fasse.

Darauf erwiederte der: das kann ich auch nicht machen, denn der Wein ist zu alt und essigsauer und taugt nicht viel, überhaupt nicht für Deine Constitution. Darauf sagte der Vater: Mein Sohn, gieb mir also vom fünften Fasse. Darauf entgegnete jener: das sey ferne, denn es sind eitel Hefen und die Magnaten meines Reiches würden mich beschuldigen, daß ich Dich getödtet hätte, wenn ich Dir Hefen gäbe. Wie das der Vater hörte, ging er traurig von ihm weg und schrieb alsbald heimlich einen Brief an die Edeln seines Reiches, wie ihn sein Sohn behandele, sie möchten ihn doch um Gottes Willen aus seiner Noth helfen. Alle Magnaten aber fühlten Mitleid, nahmen ihn gleich wieder zu ihrem König an und betrachteten den Vater wieder wie vorher als solchen, den Sohn aber warfen sie ins Gefängniß, wo er elendiglich umkam.

Dreiundsiebenzigstes Capitel.

Der Geiz macht Manchen blind.

Es war einst in der Stadt Rom ein gewisser König, der festsetzte, es solle ein jeder Blinde jedes Jahr vom Kaiser hundert Groschen bekommen. Nun trug sich der Fall zu, daß einst drei und zwanzig Gesellen mit einander zur Stadt kamen, und, um mit einander zu trinken, in einer Kneipe einkehrten. Hier blieben sie sieben Tage lang liegen und aßen und tranken, nachher aber als sie mit dem Wirthe zusammenrechnen wollten, gaben sie ihm Alles, was sie nur an Geld besaßen, aber jener sprach: Ihr lieben Leute, bestimmt es fehlen noch 100 Groschen: Amen ich sage Euch, Ihr sollt dieses

Haus nicht verlassen, bevor Ihr mir nicht den letzten Heller bezahlt habt. Wie jene das hörten, sprachen sie zu einander: Was sollen wir thun? wir haben nichts zum Bezahlen. Da versetzte einer: ich will Euch einen klugen Rath ertheilen. Es ist vom Kaiser ein Gesetz gegeben worden, daß wer blind ist, hundert Groschen aus seinem Schatze erhalten soll. Laßt uns also mit einander loosen und auf wen das Loos trifft, dessen Augen wollen wir ausreißen und dann wird dieser zum Palast gehen, hundert Groschen erhalten und uns alle ledig machen können. Jene aber sprachen: das ist der beste Rath. Sie loosten also unter sich und das Loos fiel auf den, welcher den Rath gegeben hatte. Alsbald blendeten sie ihn und führten ihn zum Palast: man klopfte an das Thor und der Pförtner verlangte die Ursache des Pochens zu wissen. Jener aber sprach: siehe hier ist ein Blinder, der die Wohlthat des Gesetzes fordert. Darauf versetzte der Thorwärter: ich will es dem Seneschall sagen. Er ging also zum Seneschall und sprach: es steht ein Blinder am Thore, welcher die Wohlthat des Gesetzes begehrt. Jener aber versetzte: ich will zu ihm gehen und ihn sehen. Wie er aber den Blinden sah, betrachtete er ihn ganz genau, und als er ihn betrachtet, sprach er zu ihm: Mein Lieber, was verlangst Du. Und jener sprach: hundert Groschen, wie das Gesetz besagt. Darauf entgegnete jener: Amen, ich sage Dir, am gestrigen Tage sahe ich Dich, wie Du in der Schenke noch zwei ganz helle Augen hattest: Du verstehst das Gesetz schlecht. Dieses heißt so: wenn Jemand aus Krankheit oder irgend einem Unfall blind wird und sich gegen die Noth nicht schützen kann, der soll die Wohlthat des Gesetzes erhalten. Nun hast Du

aber freiwillig Deine Augen zerstört, in der Schenke mit getrunken und den Rath gegeben, Dich zu blenden. Suche Dir also einen andern Trost, denn hier sollst Du keinen Heller bekommen. Wie jener das hörte, ging er voll Bestürzung vom Palaste weg und kam nie wieder.

Vierundsiebenzigstes Capitel.

Von Fürsorge und Vorsehung.

Es war einst ein König, der hatte nur einen einzigen Sohn, welchen er sehr zärtlich liebte. Nun ließ der König mit großen Unkosten einen goldenen Apfel machen und als dieser fertig geworden war, da wurde der König zum Tode krank, berief seinen Sohn zu sich und sprach: mein Lieber, wenn ich aus dieser Krankheit nicht davonkommen kann, so gehe mit meinem Segen nach meinem Tode durch alle Länder und Burgen und nimm den goldnen Apfel, den ich habe machen lassen, mit Dir, und wen Du als den größten Thoren antreffen wirst, dem gieb den Apfel in meinem Namen. Der Sohn nun versprach das Geheiß seines Vaters getreulich zu erfüllen, der König aber wendete sich nach der Wand um und gab seinen Geist auf. Der Sohn ließ ihn hierauf aufs Ehrenvollste begraben, nahm nach dem Begräbniß desselben den Apfel und zog durch verschiedene Länder und Schlösser, traf zwar und erblickte viele thörigte Leute, jedoch gab er Keinem den Apfel. Nachdem aber machte er sich nach einem gewissen Reiche auf den Weg, kam zu der Hauptstadt desselben und sah den König mit großem Gepränge mitten durch die

Stadt reiten. Er befragte sich nun bei einigen Bürgern um die Verhältnisse dieses Landes und jene sagten ihm: es ist die Gewohnheit in diesem Reiche so, daß nie ein König bei uns anders zur Regierung gelassen wird, als daß er nach Verlauf eines Jahres aller Würden und Schätze beraubt, in die Verbannung getrieben wird, wo er eines elenden Todes sterben muß. Wie das der Königssohn hörte, dachte er bei sich: jetzt habe ich gefunden, was ich lange suchte. Er begab sich also zum König, begrüßte ihn mit gebogenen Knieen und sprach zu ihm: Heil sey Dir, o König. Mein Vater ist mir gestorben und hat Euch in seinem Testamente diesen goldenen Apfel vermacht. Der König aber nahm den Apfel und sprach zu ihm: mein Lieber, wie kann das möglich seyn? der König hat mich niemals gesehen, noch habe ich Deinem Vater irgend etwas Gutes erwiesen, weshalb er mir ein so kostbares Spielwerk hätte geben sollen. Darauf entgegnete jener: mein Herr König, mein Vater hat Euch den Apfel ebenso gut vermacht wie einem Andern, aber er hat mir bei seinem Segen aufgegeben, diesen Apfel dem größten Thoren zu geben, welchen ich finden könnte. Ich bin nun, wie Ihr nicht zweifeln werdet, durch viele Königreiche und Schlösser gezogen, habe aber noch keinen so argen Thoren und Narren angetroffen als Euch, weshalb ich Euch nach seinem Geheiß den Apfel übergeben habe. Darauf sagte der König: ich bitte Dich mir zu sagen, weshalb Du mich für einen solchen Thoren ansiehst. Jener aber antwortete: Siehe Herr, das will ich klar beweisen. Es ist die Gewohnheit dieses Landes, daß Jemand ein ganzes Jahr hindurch König ist, am Ende desselben aber aller seiner Ehre und Reichthümer beraubt und in die Verbannung getrieben wird, wo er eines er-

bärmlichen Todes sterben muß. Amen, nun sage ich Euch, daß ich aus diesen meinen Worten abnehme, wie es in der ganzen Welt keinen so argen Dummkopf geben kann, als Ihr seid, der nur eine so kurze Zeit hindurch König seyn und nachher so elend sein Leben beschließen soll. Darauf entgegnete der König: ohne Zweifel ist Alles wahr, was Du mir da gesagt hast und darum werde ich, solange ich noch im gegenwärtigen Jahre im Besitze meiner Macht bin, unermeßliche Reichthümer vor mir her in das Land meiner Verbannung senden, damit ich, wenn ich dahin komme, von jenen Gütern solange ich lebe, leben kann. Und also geschah es: er wurde am Schlusse des Jahres der Regierung beraubt und in die Verbannung geschickt, wo er aber noch viele Jahre von jenen Gütern lebte und sein Leben in Frieden beschloß.

Fünfundsiebenzigstes Capitel.

Wie man der Sorge um die Welt nicht nachhängen müsse.

Es lebte einst ein König, der drei schöne Töchter hatte, welche er an drei Herzöge verheirathete. Nun starben aber alle diese drei Herzöge in einem und demselben Jahre, und wie der König das hörte, wollte er seine Töchter zum andern Male verheirathen, rief die älteste Tochter zu sich hinein und sprach: meine Liebe, Dein Mann ist jetzt todt, ich will Dich einem andern zur Frau geben. Jene aber sprach: das will ich auf keine Weise mir zu Schulden kommen lassen und zwar aus folgendem Grunde. Wenn ich mir einen andern Mann

nehmen wollte, so ist es nothwendig, daß ich selbigen so liebe, wie meinen ersten Mann, oder auch mehr oder weniger. Ersteres ist aber nicht möglich, weil der erste meine Jungfrauschaft bekam, darum kann ich ihn also nicht so lieben: wenn aber mehr, so würde das noch weit schlimmer seyn, und wenn weniger, würde zwischen uns nicht eben eine besondere Liebe stattfinden. Darum schließe ich aus allen Diesem, daß ich keineswegs einen andern Mann nehmen darf. Wie das der König hörte, rief er die andere Tochter herein und sprach: meine Liebe, Dein Mann ist gestorben: ich will Dich mit einem andern verbinden. Jene aber sprach: Herr, das werde ich niemals zugeben: denn wenn ich einen andern Mann nähme, müßte ich ihn entweder seiner Reichthümer, oder seiner Tapferkeit oder seiner Schönheit wegen nehmen. Nun brauche ich aber keinen wegen seiner Schätze, da ich selbst Ueberfluß an solchen habe, auch nicht der Tapferkeit wegen, da ich Freunde habe, die mich beschützen können, und endlich auch der Schönheit wegen nicht, denn mein Mann war der schönste von allen auf der ganzen Welt. Nehme ich nun alles dieses zusammen, so will ich durchaus keinen andern Mann wieder haben. Wie das der König hörte, rief er seine dritte Tochter und sprach: meine Liebe, Dein Mann ist gestorben, ich bin gesonnen, Dich mit einem andern zu vermählen. Jene aber versetzte: das will ich keineswegs versuchen. Denn so ich so einen andern Mann nähme, würde mich derselbe nur wegen meiner Schönheit oder meines Reichthums heirathen. Nun würde er es aber wegen meiner Schönheit nicht können, denn ich bin nicht schön: nähme er mich also meines Reichthums halber, so würde niemals eine wahre Liebe zwischen uns stattfinden, sondern sie würde, wenn der Reichthum verschwunden wäre,

ebenfalls dahin seyn. Hieraus folgere ich, daß ich nie einen zweiten Mann nehmen soll. So sagen auch die Lehrer in der heiligen Schrift, daß Mann und Weib in der Ehe eins sind im Leibe und zwei in der Seele. Also ist der Leib meines Mannes auch der meinige und so auch umgekehrt. Ich kann also jeden Tag zum Grabe meines Mannes gehen und seine Gebeine sehen. Darum habe ich meinen Mann immer als gegenwärtig vor meinen Augen und will darum keinen andern haben. Wie solches der König vernommen hatte, reizte er sie nicht weiter zum Heirathen an.

Sechsundsiebenzigstes Capitel.

Von der Eintracht.

Es begab sich einstens in einer Stadt, daß darin zwei treffliche Aerzte lebten, in jeglicher Wissenschaft der Heilkunst wohl unterrichtet, welche alle, die zu ihnen kamen, von jeglicher Krankheit heilten, sodaß das Volk durchaus nicht wußte, welcher von ihnen der bessere sey. Nun erhob sich aber mittlerweile zwischen ihnen selbst ein Streit, welcher von ihnen größer und vollkommener sey. Da sprach einer zum andern: mein Lieber, nicht mögen zwischen uns Zwietracht, Neid oder Streit darüber seyn, wer von uns der vollkommnere ist, sondern wir wollen eine Sache unternehmen, und wer von uns dabei einen Fehler macht, der möge der Diener des andern seyn. Darauf sprach der andere: sage mir, was ist denn das? Und jener sprach: ich will Deine zwei Augen, ohne daß es Dir weh thut, aus Deinem Kopfe nehmen und auf Deinen Tisch legen: und so es Dir beliebt,

werde ich sie, ohne Dich zu verletzen, wieder in denselben einsetzen. Wenn Du aber an mir in Allem dasselbe thust, dann sind wir Beide einander gleich und ein Jeder von uns möge den Andern wie seinen Bruder ernähren. So aber Jemand hierbei einen Fehler macht, der soll des Andern Diener seyn. Jener aber entgegnete: das ist eine herrliche Probe und gefällt mir in Allem sehr wohl. Der aber, welcher diese Untersuchung vorgeschlagen hatte, nahm seine Instrumente und bestrich mit einer edlen Salbe die äußern und innern Theile unter den Augen des Andern, zog dann mit seinem Instrumente beide Augen seines Gesellen heraus und legte sie auf den Tisch. Hierauf sprach er zu seinem Gesellen: mein Lieber, wie befindest Du Dich jetzt? Und jener entgegnete: Eins weiß ich, daß ich nichts sehe und keine Augen mehr habe, aber keine Verletzung empfinde. Indessen wünschte ich wohl, daß Du mir meine Augen, wie Du versprochen hast, wieder einsetztest. Und jener entgegnete: das will ich sehr gerne thun. Hierauf nahm er seine Salbe, bestrich wie früher die innern und äußern Theile der Augen und setzte selbige wieder ein. Und hierauf sagte er: mein Lieber, wie geht es denn jetzt? Und jener antwortete: sehr gut, denn ich habe beim Ausnehmen derselben keine Verletzung gefühlt. Darauf sprach jener: Nun ist nur noch übrig, daß Du mir denselben Dienst erweisest. Der andere aber versetzte: ich bin bereit. Er nahm hierauf seine Instrumente und Salben und bestrich damit, wie jener es gethan hatte, die innern und äußern Theile der Augen, nahm dieselben darauf heraus und legte sie auf den Tisch und sprach: mein Lieber, was meinst Du dazu? Und jener antwortete: es kommt mir so vor, als hätte ich meine Augen verloren und keinen Schmerz empfunden, in-

dessen möchte ich meine Augen gern wiederhaben. Wie nun jener seine Instrumente zurecht machte, um die Augen wiedereinzusetzen, war das Fenster des Gemachs geöffnet worden und ein Rabe hereingeflogen, der, wie er die Augen auf dem Tische sah, plötzlich eins raubte und damit davonflog. Wie das der Arzt gewahr wurde, war er gar traurig und sprach bei sich: wenn ich meinem Gesellen seine Augen nicht wiederschaffen kann, muß ich sein Knecht sein. Er sah sich also um und erblickte von weitem eine Ziege, gleich nahm er ihr ein Auge heraus und setzte es jenem an der Stelle des geraubten ein. Als er das gethan hatte, sprach er zu seinem Gesellen: mein Lieber, wie befindest Du Dich nunmehro? Der aber sprach: weder bei dem Herausziehen noch bei dem Wiedereinsetzen habe ich irgend eine Verletzung gefühlt, eins von meinen Augen aber schaut immer aufwärts nach den Bäumen. Und jener entgegnete: darum, daß ich ein ebenso großes Kunststück an Dir gemacht habe, wie Du an mir, sind wir Beide einander gleich und es sey fürder kein Streit mehr zwischen uns. Und also lebten Beide nachher ohne Zwietracht mit einander.

Siebenundsiebenzigstes Capitel.

Wie man nicht nach Reichthum jagen solle.

Es lebte einst ein König: der hatte zwei Töchter, die eine war sehr schön und flößte Allen Liebe ein, allein die andere war schwarz und Allen verhaßt. Wie nun der König sah, daß von seinen Töchtern die eine schön,

die andere schwarz war, legte er ihnen Namen bei; die schöne Tochter hieß er Rosimunda, die schwarze aber Gratia Plena. Hierauf schickte er einen Herold durch sein ganzes Reich und ließ ausrufen, es könne ein Jeder zu ihm kommen, er wolle seine Töchter dem geben, der ihrer würdig wäre: wer aber die schöne Tochter zur Frau nähme, der solle mit ihr nichts als ihre Schönheit bekommen und wer die schwarze heirathen werde, der solle nach seinem Tode mit ihr sein ganzes Reich erhalten. Viele, welche das hörten, kamen an den königlichen Hof und wie sie beide Mädchen sahen, da liefen sie alle der schönen nach und verlangten sie zur Ehe. Da fing Gratia Plena, die schwarze Tochter, an bitterlich zu weinen und der König sprach zu ihr: meine Tochter, weshalb ist Deine Seele so traurig? Jene aber erwiederte: Zu mir kommt Niemand, der mich aufsuchte oder mit mir spräche, Alle laufen zu meiner Schwester und verachten mich. Darauf versetzte ihr Vater: o meine Tochter, weißt Du nicht, daß Alles, was ich besitze, Dein Eigenthum ist und daß, wer Dich heirathet, mein Reich bekommen wird? So wurde sie getröstet und hörte auf zu weinen. Nachdem kam ein gewisser König an den königlichen Hof, und da er die Schönheit der Rosamunda gewahr geworden war, verlangte er sie nur mit ihrer Schönheit zur Frau. Der König sagte ihm auch das Mädchen zu und vermählte sie ihm mit großem Vergnügen, die andere Tochter aber mußte viele Jahre warten, bis sie verheirathet wurde. Endlich dachte aber ein gewisser edelgeborener Herzog, der aber arm war, bei sich: wenn auch das Mädchen häßlich ist, wird doch der, welcher sie besitzt, der Herr dieses Reiches werden. Er machte sich also zum König auf und begehrte sie zum Weibe. Der König aber freuete sich, verlobte sie ihm mit Freuden

und nach dem Tode desselben erhielt er das ganze Land als sein Eigenthum.

Achtundsiebenzigstes Capitel.

Von der Beständigkeit der Gegenliebe.

Ein gewisser König hatte eine schöne Tochter, die an einen edlen Herzog vermählt war; mit diesem hatte sie schöne Kinder und unter ihnen herrschte die größte Liebe. nun starb aber der Herzog, und über seinen Tod erhob sich im Staate ein gar großes Wehklagen und die Dame ließ ihn auf's Ehrenvollste bestatten. Nach seinem Tode kamen aber seine Freunde zu ihr, um sie zu bereden, einen zweiten Mann zu nehmen, indem sie ihr vorstellten, wie ihr Alter noch ganz frisch wie ihre Schönheit sey. Die Dame aber antwortete: ich mag keinen andern Mann heirathen, denn mein Mann, der jetzt todt ist, war gar zu gut, zärtlich und reich und liebte mich in Allem über die Maßen, und wegen unserer gegenseitigen gar zu großen Liebe hat mich sein Tod so betrübt, daß ich, wie ich meine, nicht mehr ohne ihn werde am Leben bleiben können. Wenn wir nun annehmen wollten, daß es möglich wäre wieder einen solchen Mann zu finden und er stürbe vor mir, so würde mir dieses ein schwerer Kummer seyn; darum will ich nie einen andern Mann nehmen. So ich aber einen schlechten bekäme, so würde es für mich drückend seyn, nach einem guten einen schlechten zu haben.

Neunundsiebenzigstes Capitel.

Was Einer nicht versteht, mag er nicht unternehmen.

Es war einst ein gewisser König, der kleine Hunde wunderbarlich gern hatte, und ob sie gleich Tag und Nacht tüchtig bellten, doch in seinem Schlosse schlafen ließ und ihnen eben da auch zu fressen gab. Nun gewöhnten sich diese aber so daran, an seinem Busen zu schlafen und da zu fressen, daß sie kaum irgend wo anders seyn wollten, und manchmal legten sie gar ihre Pfoten um den Hals des Königs, und so hatte denn der König seinen großen Spaß und Zerstreuung mit ihnen. Nun gab es daselbst auch einen Esel, der wie er dieses Alles sah, bei sich dachte: wenn ich sänge und vor dem König herumtanzte, auch meine Beine um den Hals des Königs legte, würde derselbe mir gewiß alle nur möglichen Speisen zum Fressen und seinen Schooß zum Schlafen geben. Kaum hatte er sich das überlegt, so sprang er aus seinem Stalle heraus, lief in die Hofhalle hinein und begann vor dem König zu singen; dann sprang er hin und her, lief zum König hin und legte ihm seine Beine um den Nacken, aber die Diener, welche das sahen, meinten, der Esel müsse toll geworden seyn, nahmen ihn, prügelten ihn gehörig und jagten ihn in seinen Stall zurück.

Achtzigstes Capitel.

Von des Teufels Arglist und wie Gottes Gerichte verborgen sind.

Es lebte einst ein Einsiedler der sich in seiner Höhle aufhielt und Tag und Nacht Gott auf's Frömmste diente. Nun war aber eines Tages neben seiner Zelle ein Schaafhirt, der seine Schaafe weidete. Es begab sich aber eines Tages, daß der Hirt vom Schlafe überfallen wurde und ein Räuber kam, der ihm alle seine Schaafe wegtrieb. Darüber kam aber der Herr der Schafe hinzu, der den Schäfer fragte, wo seine Schaafe wären. Der aber begann zu schwören, daß er zwar die Schaafe verloren habe, aber wie, das wisse er durchaus nicht. Wie das der Herr hörte, gerieth er in Wuth und erschlug ihn. Als das der Einsiedler sah, sprach er in seinem Herzen: o mein Gott, siehe dieser Mensch hat einen Unschuldigen verklagt und getödtet. Weil du erlaubst, das so etwas geschehen kann, will ich wieder in die Welt hinaus gehen und leben wie die Andern. Wie er das gedacht hatte, verließ er seine Einsiedelei und machte sich wieder auf um in die Welt zu gehen, Gott aber wollte ihn nicht verderben, sondern sendete einen Engel in Menschengestalt zu ihm, daß er sich zu ihm geselle. Als nun der Engel selbigen auf der Straße getroffen hatte, sprach er zu ihm: mein Lieber, wo geht Dein Weg hin? Jener aber entgegnete: nach jener Stadt zu, die da vor mir liegt. Der Engel aber sprach zu ihm: ich will unterwegs Dein Begleiter seyn, denn ich bin ein Engel Gottes und zu Dir gekommen, auf daß wir auf diesem Wege mit ein-

ander zusammen gehen. Hierauf zogen Beide nach der Stadt: wie sie aber hineinkamen, da baten sie einen Krieger ihnen um Gottes Willen Herberge zu geben. Dieser Krieger aber nahm sie sehr freundlich auf und bewirthete sie in Allem mit großer Demuth auf das Ehrenvollste und Glänzendste. Nun hatte aber dieser Krieger seinen einzigen Sohn in der Wiege liegen, welchen er zärtlich liebte, und als man zu Abend gespeist hatte, wurde das Schlafgemach geöffnet und für den Engel und Eremiten Betten auf's Anständigste zurechte gemacht. Um Mitternacht aber stand der Engel auf und erwürgte den Knaben in seiner Wiege. Wie das der Einsiedler sah, dachte er bei sich: das ist nimmermehr ein Engel Gottes: jener gute Soldat hat ihm um Gottes Willen jegliche Nothdurft verabreicht und hat nichts als dieses unschuldige Söhnlein und dieses hat er getödtet. Indessen wagte er nicht ihm irgend etwas zu sagen. Früh standen nun Beide auf und machten sich nach einer andern Stadt auf den Weg, in welcher sie im Hause eines Bürgers mit großen Ehren aufgenommen und glänzend bewirthet wurden. Dieser Bürger nun besaß einen goldenen Becher, den er gar werth hielt und auf welchen er sehr stolz war: um Mitternacht stand der Engel auf und stahl diesen Becher. Wie das der Einsiedler sah, dachte er bei sich: das ist meines Erachtens nach ein böser Engel: Jener Bürger hat uns Gutes gethan und dafür hat er ihm seinen Becher gestohlen. Indessen sagte er ihm nichts, denn er fürchtete sich vor ihm. In der Frühe aber standen sie auf und zogen ihres Weges, bis sie an ein Gewässer kamen, über welches eine Brücke führte. Sie betraten dieselbe und es begegnete ihnen ein armer Mann. Zu dem sprach der Engel: mein Lieber, zeige uns doch den Weg nach jener Stadt, der Arme

aber drehte sich um und zeigte mit dem Finger nach der Richtung derselben. Wie er sich aber umgedreht hatte, faßte ihn der Engel plötzlich bei der Schulter und warf ihn über die Brücke hinab und der Arme versank alsbald. Wie das der Einsiedler sah, sprach er in seinem Herzen: jetzt weiß ich, daß das der Teufel ist, nicht aber ein guter Gottesengel. Was hat denn der Arme Böses gethan und doch hat er ihn umgebracht. Er gedachte sich nun von ihm los zu machen, allein aus Furcht sagte er ihm nichts. Wie sie nun aber in der Abendstunde zur Stadt gelangten, traten sie in das Haus eines Reichen und baten um Gottes Willen um ein Nachtlager. Der aber schlug es ihnen rund ab. Darauf sprach der Engel des Herrn also zu ihm: um Gottes Willen laßt uns nur auf das Dach Eueres Hauses steigen, damit uns nicht die Wölfe und wilden Thiere fressen. Jener aber antwortete: sehet, hier ist der Stall, in welchem meine Schweine wohnen, wenn es Euch gefällt, könnt Ihr Euch zu ihnen legen, wenn nicht, so weichet von mir, denn ich werde Euch keinen andern Platz einräumen. Darauf entgegnete ihm der Engel: so es nicht anders seyn kann, wollen wir bei Euren Schweinen bleiben: und also geschah es. Früh am Morgen standen sie auf, der Engel rief den Wirth herbei und sprach: mein Lieber, hier schenke ich Dir einen Becher, und mit diesen Worten gab er ihm den Becher, welchen er jenem Bürger gestohlen hatte. Wie das der Einsiedler sah, sprach er bei sich: jetzt weiß ich gewiß, daß das der Teufel ist: das war ein guter Mann, der uns mit aller Demuth aufnahm, und dem hat er seinen Becher gestohlen und jenem Schurken geschenkt, der uns bei sich nicht hat aufnehmen wollen. Hierauf sprach er zu dem Engel: ich will nicht weiter bei Euch warten und befehle Euch

zu Gott. Darauf entgegnete der Engel: Höret mich und dann möget Ihre gehen. Du lebtest früher in einer Einsiedlerwohnung und der Herr jener Schaafe schlug seinen Hirten todt. Wisse daß jener Hirt damals den Tod nicht verdient hat, denn ein Anderer hatte das Verbrechen begangen, also hätte er nicht sterben sollen. Gott aber ließ zu, daß er getödtet wurde, auf daß er durch diese Strafe dem ewigen Tode entging wegen einer Sünde, die er ein ander Mal begangen und für die er niemals Buße gethan hatte. Der Räuber aber, der mit allen Schaafen entwischt ist, wird ewige Pein leiden und der Besitzer der Schaafe, welcher den Hirten umbrachte, wird sein Leben durch reichliches Almosenspenden und Werke der Barmherzigkeit für das, was er unwissentlich begangen hat, sühnen. Nachher habe ich aber den Sohn jenes Kriegers, der uns eine gute Herberge gewährt hat, in der Nacht erwürgt. Wisse aber, daß ehe jener Knabe geboren ward, dieser Krieger der beste Almosenspender war und viele Werke der Barmherzigkeit ausübte, seitdem aber der Knabe auf die Welt kam, ist er sparsam und habsüchtig geworden und sammelt alles nur Mögliche um den Knaben reich zu machen, so daß dieser die Ursache seines Verderbens ist, und darum habe ich den Knaben umgebracht, und so ist er wieder, was er früher war, nehmlich ein guter Christ geworden. Dann habe ich auch den Becher jenes Bürgers, der uns mit solcher Demuth bei sich aufnahm, gestohlen. Wisse aber, daß ehe jener Becher gefertigt war, auf der ganzen Erde kein Mensch lebte, der nüchterner war als dieser, allein nachdem jener gemacht war, freuete er sich so über denselben, daß er den ganzen Tag aus ihm trank und jeden Tag zwei- oder dreimal betrunken war: darum habe ich ihm den Becher genom-

men und jetzt ist er wieder nüchtern geworden, wie früher. Dann hab ich den Armen in's Wasser gestürzt. Wisse, daß jener Arme ein guter Christ war, allein wenn er noch die Hälfte seines Weges weiter gezogen wäre, würde er in einer Todsünde einen Andern erschlagen haben: nun ist er aber gerettet und thront jetzt in himmlischen Ehren. Endlich habe ich den Becher jenes Bürgers dem gegeben, welcher uns die Aufnahme verweigert hatte. Wisse aber, daß auf Erden nichts ohne Grund geschieht. Er hat uns doch noch den Schweinestall zugestanden und darum habe ich ihm den Becher gegeben, und wenn er aufgehört hat zu leben, wird er in der Hölle thronen. Lege also künftig Deinem Munde einen Zügel an, auf daß Du Gott nicht tadelst, denn er weiß Alles. Wie das der Einsiedler hörte, fiel er vor die Füße des Engels nieder und flehte ihn um Vergebung an: hierauf machte er sich nach seiner Einsiedlerwohnung auf und wurde ein guter Christ.

Einundachtzigstes Capitel.

Von der wundersamen Gnade Gottes und der Geburt des seligen Papstes Gregor.

Einst herrschte der kluge König Marcus, der nur einen einzigen Sohn und eine einzige Tochter hatte, die er zärtlich liebte. Wie er aber zu einem sehr hohen Alter gelangt war, da ergriff ihn eine schwere Krankheit und als er sah, daß er nicht länger leben könne, ließ er alle Fürsten seines Reiches zu sich berufen und sprach zu

ihnen: Ihr Lieben, Ihr müßt wissen, daß ich heute meine Seele dem Herrn wieder zurückgeben muß: nun habe ich aber in meinem Herzen keine größere Besorgniß, als über meine Tochter, weil ich sie noch nicht verheirathet habe und darum mein Sohn, der Du mein Erbe bist, befehle ich Dir bei Verlust meines Segens, daß Du sie so anständig, wie es sich gebührt, verheirathest und mittlerweile sie so wie Dich selbst alle Tage in Ehren hältst. Wie er so gesprochen hatte, wandte er sich gegen die Wand um und gab seinen Geist auf und über seinen Tod erhob sich im ganzen Lande ein gewaltiges Wehklagen und sie begruben ihn auf das Ehrenvollste. Nach diesem fing nun der Sohn an auf das Klügste zu regieren und seine Schwester in allen Ehren zu halten, da er sie gar wundersam liebte, so daß sie jeden Tag, wenn auch seine Edlen bei ihm waren, an einem Tische auf einem Sessel ihm gegenüber saß, Beide mit einander aßen und in einer Kammer in getrennten Betten bei einander schliefen. Nun begab es sich aber eines Nachts, daß ihn eine große Versuchung überkam, so daß es ihm schien, als müsse er seinen Geist aufgeben, wenn er nicht an seiner Schwester seine Lust büßen könnte. Er sprang also vom Bette auf und ging zu seiner Schwester hin, welche er schlafend fand, und weckte sie. Als sie nun also geweckt war, sprach sie: o Herr, wozu bist Du denn zu dieser Stunde gekommen? Er aber antwortete: wenn ich nicht bei Dir schlafen darf, werde ich um mein Leben kommen. Sie aber versetzte: fern sey es von mir, eine solche Sünde zu begehen: rufe Dir es in's Gedächtniß zurück, wie unser seliger Vater Dich vor seinem Tode mit seinem Segen unter der Bedingung beehrt hat, daß Du mich in allen Ehren hältst: so Du aber eine solche Sünde begehen wolltest, würdest Du weder dem Zorne Gottes

noch dem Aerger der Menschen entgehen können. Jener aber sprach: wie es auch kommen mag, ich will meinen Willen haben, und also schlief er bei ihr: nachher aber kehrte er auf sein Lager zurück. Die Prinzessin aber weinte bitterlich und wollte sich nicht zufrieden geben, der Kaiser aber tröstete sie, so gut er konnte, und liebte sie merkwürdiger Weise immer mehr. Als aber ein halbes Jahr vergangen war, saß sie einst auf ihrem Sessel am Tische und ihr Bruder betrachtete sie aufmerksam und sprach: meine Liebe, was ist Dir? Dein Gesicht ist in seiner Farbe verändert und Deine Augen haben ihre Schwärze verloren. Jene aber sprach: das ist kein Wunder, denn ich bin schwanger und folglich zerknirscht. Als Jener das hörte, wurde er unglaublich traurig, weinte bitterlich und sprach: verflucht sey der Tag, wo ich geboren ward, denn ich weiß durchaus nicht, was ich thun soll. Jene aber erwiderte: Herr, folge meinem Rath und es wird Dich nicht gereuen: wir sind nicht die Ersten, welche Gott schwer beleidigt haben. Hier wohnt in der Nähe ein alter Krieger, ein Rath unseres seligen Vaters, nach dessen Meinung unser Vater oft gehandelt hat: der mag hierher berufen werden und unter dem Siegel der Beichte wollen wir ihm Alles sagen: er aber wird uns einen nützlichen Rath geben, wie wir Gott Genugthuung leisten und der weltlichen Schande entgehen können. Darauf entgegnete der König: das gefällt mir ganz wohl: indessen wollen wir versuchen uns erst mit Gott zu versöhnen. Sie beichteten also Beide reinen Herzens und mit großer Zerknirschung, als sie aber gebeichtet hatten, sandten sie nach dem Krieger und berichteten ihm im Geheimen Alles mit vielen Thränen. Darauf sprach jener: Herr, da Ihr Euch mit Gott versöhnt habt, so höret meinen Rath.

Damit Ihr das Aergerniß der Welt vermeiden möget, müßt Ihr für Euere und Eueres Vaters Sünden das gelobte Land besuchen und an dem und dem Tage alle Fürsten Eueres Reiches vor Euch zusammenrufen und dann folgende Worte ordentlich zu ihnen sprechen: Ihr Lieben, ich will das heilige Land besuchen und habe keinen Erben als meine Schwester: dieser müßt Ihr nun wie mir selbst Gehorsam leisten und mir dieses in Gegenwart Aller versprechen: Dir aber, mein Lieber, befehle ich bei Leibesstrafe, daß Du die Bewachung meiner Schwester übernimmst. Ich aber gebe Euch die Hand darauf, daß ich sie so geheim und sicher bewachen will, daß Niemand zu irgend einer Zeit weder vor- noch nachher etwas von Euerem Falle erfahren soll, ausgenommen meine Frau, welche ich ihr mit meinen eigenen Händen zur Bedienung geben will. Darauf erwiderte der König: das ist ein guter Rath, ich werde Alles erfüllen, was Ihr mir sagt. Alsbald ließ er alle seine Reichsfürsten zusammenrufen und erfüllte Alles von Anfang bis zu Ende, wie es oben geschrieben steht, nach dem Rathe des Kriegers. Wie er aber Alles zu Stande gebracht hatte, sagte er Allen Lebewohl und machte sich nach dem gelobten Lande auf den Weg, der Krieger aber führte seine Herrin, die Schwester des Königs nach seiner Burg. Wie aber die Frau des Ritters dieses sah, eilte sie ihrem Herrn entgegen und sprach: mein geehrter Herr, wer ist denn diese Dame? Er aber antwortete: es ist unsere Gebieterin, die Schwester des Königs: schwöre mir bei dem allmächtigen Gott und bei Verlust Deines Lebens, daß Du Alles, was ich Dir sagen werde, geheim halten willst. Jene aber entgegnete: Herr, ich bin bereit. Wie sie aber geschworen hatte, sprach der Ritter: unsere Gebieterin ist durch unsern

Herrn, den König geschwängert worden, weshalb ich Dir hiermit befehle, daß ihr kein menschliches Wesen einen Dienst thue, Deine Person ausgenommen: so wird der Anfang, die Mitte und das Ende geheim bleiben können. Jene aber versetzte: Herr, ich will Alles getreulich erfüllen. Die Dame ward nun in ein besonderes Gemach geführt und in Allem auf das Glänzendste bedient. Wie aber ihre Zeit gekommen war, gebar sie einen schönen Knaben, und als der Ritter das gehört hatte, sprach er zu ihr: o theuerste Gebieterin, es wird gut seyn einen Priester zu rufen, daß dieser den Knaben taufe. Diese aber sprach: ich gelobe meinem Gotte, daß derjenige, so von einer Schwester mit ihrem eigenen Bruder gezeugt ist, durch mich nicht die Taufe erhalten soll. Darauf sprach der Ritter: Ihr wißt, daß eine schwere Sünde zwischen Euch und Euerem Bruder begangen worden ist, wollet jedoch darum nicht die Seele des Knaben tödten. Darauf erwiderte die Dame: ich habe ein Gelübde gethan und das will ich streng halten, Dir aber befehle ich, daß du mir ein leeres Faß bringst. Darauf versetzte jener: dazu bin ich bereit, und ließ ein Faß mit sich in das Gemach bringen. Sie aber legte den Knaben anständig in eine Wiege und schrieb auf ein kleines Täfelchen folgende Worte: Ihr Lieben, Ihr müßt wissen, daß dieser Knabe nicht getauft ward, da er von einem Bruder mit seiner Schwester erzeugt ist, lasset ihn also zur Ehre Gottes taufen. Ihr werdet unter seinem Haupte einen schweren Schatz von Gold finden, mit dem möget Ihr ihn aufziehen, zu seinen Füßen liegt aber ein Pfund Silber, mit dem mag er ein Gewerbe betreiben. Und als dieses Alles geschrieben war, legte sie das Täfelchen in die Wiege unter die Seite des Knaben, das Gold unter den Kopf, das Silber

zu den Füßen. Hierauf bedeckte sie die Wiege mit seidenen und goldbrokatenen Zeugen und befahl hierauf dem Ritter, die Wiege in das Faß zu thun und in's Meer zu werfen, auf daß sie dahin schwämme, wohin es Gott haben wolle: der Ritter aber vollzog Alles und als das Faß in's Meer geworfen war, blieb er so lange am Ufer stehen, bis er das Faß wegschwimmen sah. Nach diesem kehrte er zu seiner Gebieterin zurück, als er aber in die Nähe seiner Burg gekommen war, da kam ihm ein königlicher Bote aus dem heiligen Lande in den Weg und er sprach zu ihm: mein Lieber, wo kommst Du denn her? Der aber antwortete: ich komme vom gelobten Lande. Jener aber entgegnete: Was bringt Ihr denn Neues mit? Jener erwiederte: mein Herr, der König ist gestorben und sein Leichnam nach einem seiner Schlösser geführt worden. Als das der Ritter hörte, weinte er bitterlich, und als seine Frau dazu kam und vom Tode des Königs hörte, wurde sie viel trauriger, als man nur glauben kann. Der Krieger aber richtete sich auf und sprach zu seiner Frau: weinet nicht, daß es unsere Gebieterin nicht merke: wir wollen ihr nicht eher etwas davon sagen, als bis sie aus den Wochen ist. Mit diesen Worten begab sich der Ritter zu seiner Gebieterin hinein und seine Frau folgte ihm; wie aber die Dame sie gewahr wurde und sie ganz niedergeschlagen fand, sprach sie: Ihr Lieben, weshalb seid Ihr denn traurig? Jene aber erwiederten: hohe Frau, wir sind nicht traurig, sondern vielmehr voller Freude, weil Ihr von der schweren Gefahr befreit seyd, in welcher Ihr Euch befandet. Jene aber antwortete: dem ist nicht also, sondern zeiget mir an, was es giebt, und wollet nichts vor mir geheim halten, es sey böse oder gut. Darauf sagte der Ritter: es ist ein Bote aus dem heiligen

Lande vom Könige unserem Herrn und Euerem Bruder gekommen, der Neuigkeiten mitgebracht hat. Alsbald sprach sie: lasset den Boten rufen. Wie der gekommen war, sprach die Dame zu ihm: wie steht's mit meinem Herrn? Der aber erwiederte: Euer Herr ist gestorben und sein Leichnam aus dem heiligen Lande nach seinem Schlosse gebracht worden, auf daß er neben seinem Vater begraben werde. Wie das die Dame gehört hatte, fiel sie zur Erde nieder, und der Ritter, wie er den Schmerz seiner Gebieterin sah, warf sich ebenfalls zu Boden und mit ihnen die Frau des Ritters und der Bote und sie alle lagen eine lange Weile da, und vor dem unendlichen Schmerz war in ihnen weder Sprache noch Empfindung mehr. Nach geraumer Zeit richtete sich aber die Prinzessin auf, zerraufte sich die Haare ihres Hauptes, zerkratzte sich das Gesicht bis auf's Blut und schrie mit lauter Stimme: Weh mir, verflucht sey der Tag, an welchem ich empfangen ward, verwünscht sey die Nacht, in welcher ich geboren wurde: wie viele Unbilden erleide ich und was ist an mir schon erfüllt worden! Dahin ist meine Hoffnung, dahin ist meine Kraft, mein einziger Bruder, mein zweites Ich. Was ich jetzt weiter thun soll, weiß ich durchaus nicht. Da sprang der Ritter auf und sprach: O theuerste Gebieterin, höret mich. Wenn Du Dich aus Schmerz selbst umbringen willst, wird das ganze Reich untergehen. Du allein bist noch übrig und nach dem Erbrechte kommt Dir die Regierung zu. So Du Dich also tödten wirst, wird Reich und Land an Fremdlinge kommen. Laßt uns also aufstehen und an den Ort gehen, wo der Leichnam liegt, und ihn mit allen Ehren beerdigen, dann wollen wir sehen, wie wir das Land regieren müssen. Sie aber faßte wieder Muth durch die Worte des Ritters

und machte sich mit einer anständigen Begleitung nach dem Schlosse ihres Bruders auf. Als sie aber daselbst angelangt war, fand sie den königlichen Leichnam auf der Bahre, sie warf sich auf denselben hin und küßte ihn von der Sohle seiner Füße bis zu dem Scheitel seines Hauptes. Ihre Ritter aber, wie sie in ihr den allzugroßen Kummer über den Tod ihres Bruders gewahr wurden, rissen ihre Gebieterin von dem Leichname hinweg, führten sie in ihr Kämmerlein und übergaben den Körper mit gebührenden Ehren dem Grabe. Nach diesem sendete ein Herzog von Burgund seine feierlichen Abgesandten an sie, sie solle ihm ihre Hand als Ehefrau reichen. Sie aber antwortete sogleich: so lange ich lebe, will ich keinen Mann nehmen. Wie das die Gesandten hörten, meldeten sie ihren Willen ihrem Herrn: der Herzog aber, als er Solches vernahm, wurde zornig auf sie und sprach: wenn ich sie bekommen hätte, wäre ich jetzt Besitzer ihres Landes, aber daß sie mich so gering geschätzt hat, daß soll ihrem Lande nicht zu Gute kommen. Hierauf versammelte er sein Heer, drang in ihr Land ein, sengte und brennte, mordete und vollbrachte unzähliges Böse und trug in allen Schlachten den Sieg davon. Die Prinzessin aber flüchtete in eine Stadt, welche starke Mauern hatte und in welcher ein sehr festes Schloß war, und da blieb sie viele Jahre. Um aber wieder auf den in's Meer geworfenen Knaben zu kommen, so schwamm denn das Faß mit dem Kinde durch viele Länder, bis es endlich am sechsten Feiertage in die Nähe eines Mönchklosters kam. An demselben Tage ging aber der Abt desselben an das Meeresufer und sprach zu den Fischern, lieben Leute, machet Euch bereit zum Fischen. Diese aber rüsteten ihre Netze zu, und während sie noch so ihre Vorbereitungen machten, kam das Faß

mit den Wellen an's Land. Da sprach der Abt zu seinen Knechten: sehet, hier ist ein Faß, öffnet es und sehet zu, was darin ist. Diese aber öffneten das Faß und siehe ein kleiner Knabe in kostbare Stoffe gehüllt schaute den Abt an und lächelte. Der Abt aber sprach mit betrübtem Gesicht: o mein Gott, was ist das, daß wir hier einen Knaben in seiner Wiege finden? Er hob ihn hierauf mit seinen eigenen Händen heraus, fand unter seiner Seite das Schrifttäfelchen, welches seine Mutter dahin gelegt hatte, und las darin, daß er von einem Bruder und einer Schwester gezeugt und noch nicht getauft worden sey, daß man ihn aber um Gottes Willen bitte, ihm das Sacrament der Taufe zu geben, dann auch, daß er ihn mit dem Golde, welches er unter seinem Haupte finden werde, erziehen und daß jener mit dem Silber zu seinen Füßen irgend ein Gewerbe treiben solle. Wie der Abt solches gelesen und die mit kostbaren Stoffen geschmückte Wiege gesehen hatte, erkannte er, daß der Knabe aus edlem Blute sei: er ließ ihn also sogleich taufen und legte ihm seinen eigenen Namen bei, nämlich Gregorius, und gab den Knaben hierauf einem Fischer zum Aufziehen, nachdem er demselben das Pfund Gold, welches er gefunden hatte, eingehändigt hatte. Der Knabe aber wuchs heran und ward von Jedermann geliebt, bis er sieben Jahre seines Alters erfüllt hatte, worauf ihm der Abt sogleich einen Lehrer bestellte. Er aber machte solche Fortschritte in seinen Studien, daß ihn bald alle Mönche des Klosters wie einen ihrer Brüder liebgewannen, der Knabe aber übertraf innerhalb weniger Jahre Alle an Wissenschaft. Da begab es sich, daß er eines Tages mit den Söhnen des Fischers Ball spielte und den einen derselben, dessen Vater er für den seinigen hielt, mit dem Balle verwundete. Der aber

weinte bitterlich, als er getroffen war, ging nach Hause und klagte es seiner Mutter also sprechend: mein Bruder Gregor hat mich verwundet. Wie das aber seine Mutter gehört hatte, ging sie hinaus und ließ ihn hart an also redend: O Gregorius, wie kannst Du es wagen meinen Sohn zu werfen, da wir doch nicht wissen, weder wer noch woher Du bist. Jener aber antwortete: o meine liebe Mutter, bin ich denn nicht Dein Sohn, daß Du mir solches vorwirfst? Sie aber versetzte: mein Sohn bist Du nicht, und woher Du bist, ist mir unbekannt, Eins aber weiß ich, daß man Dich eines Tages in einem Fasse gefunden und der Abt Dich mir zum Aufziehen übergeben hat. Jener aber, als er das gehört hatte, weinte bitterlich, machte sich zu dem Abt auf und sprach: o mein Herr, ich bin lange bei Euch gewesen und habe gemeint ein Fischerknabe zu seyn, während ich es doch nicht bin und nicht einmal meine Eltern kenne: so es Euch gefällt, lasset mich unter die Soldaten gehen, denn hier will ich nicht länger mehr bleiben. Der Abt aber erwiderte: mein Sohn, denke nicht daran: alle Mönche, so in diesem Hause sind, haben Dich so lieb, daß sie Dich nach meinem Tode zu ihrem Abte machen werden. Jener aber entgegnete: Herr, ganz gewiß will ich nicht eher Ruhe haben, als bis ich zu meinen Eltern gekommen bin. Wie das der Abt gehört hatte, ging er zu seiner Truhe und zeigte ihm das Brieftäfelchen, welches er in seiner Wiege gefunden hatte, und sprach also zu ihm: Nun mein Sohn, lies darin und Du wirst ganz deutlich erfahren, wer Du bist. Als der aber las, daß er der Sohn eines Bruders und seiner Schwester sey, fiel er zur Erde nieder und sprach: o weh mir, was habe ich für Eltern. Ich will zum gelobten Lande reisen und da für die Sünden meiner Eltern streiten und mein Leben

daselbst beschließen. Ich bitte Dich also inständigst, o Herr, daß Ihr mich unter die Soldaten bringt. Dieses that der Abt auch, und als er Freiheit hatte sich weg zu begeben, da erhob sich eine große Trauer im Kloster, Jammern unter dem Volke und in der ganzen Nachbarschaft ein Wehklagen. Er begab sich aber an's Meer und machte mit den Schiffern aus, daß sie ihn in's gelobte Land brächten. Wie sie aber dahin fuhren, war ihnen der Wind entgegen und plötzlich wurden sie nach der Stadt getrieben, in deren Schlosse seine Mutter war. Die Schiffer aber wußten durchaus nicht, was das für eine Stadt oder was es für ein Land war. Wie aber der Ritter in der Stadt angekommen war, da kam ihm ein Bürger entgegen und sprach zu ihm: Herr, wo wollt Ihr hin? Und er antwortete: ich suche eine Herberge. Der Bürger aber führte ihn mit seiner ganzen Dienerschaft in sein Haus und bewirthete sie köstlich. Wie sie aber noch bei Tafel saßen, sprach der Herr Gregorius zu seinem Wirth: Herr, was ist denn das für ein Städtchen, wer ist denn der Besitzer derselben? Jener aber sprach: Werthester, wir hatten einst einen mächtigen Kaiser, der im heiligen Lande starb und keinen anderen Erben hinterließ als seine Schwester: nun begehrte diese aber ein gewisser Herzog zum Weibe und sie hatte sich vorgenommen, nie zu heirathen: darum hat nun jener aus Rache dieses ganze Reich, mit Ausnahme dieser einzigen Stadt, mit starker Hand in Besitz genommen. Der Ritter aber sprach: darf ich Dir ein Geheimniß meines Herzens sicher kundthun? Jener aber entgegnete: Ja Herr, das kannst Du. Jener aber sagte: bei meinem Schwerte, ich bin ein Ritter, sey so gut und gehe morgendes Tages zum Palast und rede mit dem Seneschall wegen mir und sage ihm, daß so er mir Löhnung giebt,

ich dieses Jahr für das Recht seiner Gebieterin kämpfen will. Darauf versetzte der Bürger: Herr, ich zweifle nicht, daß er sich von ganzer Seele über Deine Ankunft freuen wird: morgen früh will ich nach dem Palaste gehen und diese Sache zu Stande bringen. Er stand also früh auf, machte sich zum Seneschall auf den Weg und meldete ihm die Ankunft jenes Ritters: der aber feruete sich nicht wenig, und schickte einen Boten nach dem Ritter Gregorius. Als er ihn aber erblickt hatte, stellte er ihn seine Gebieterin vor und empfahl ihn derselben auf's Dringendste. Wie ihn diese aber sah, betrachtete sie ihn genau, wußte aber natürlich nicht, daß er ihr Sohn war, denn sie dachte, daß der schon vor vielen Jahren von dem Meere verschlungen sey. Der Seneschall aber miethete ihn in Gegenwart seiner Gebieterin, auf daß er ihm ein volles Jahr seine Dienste weihete, und am folgenden Tage rüstete er sich zum Streite. Nun befand sich damals gerade jener Herzog mit einem großen Heere auf einer Ebene, der Herr Gregorius griff dieses an, bahnte sich durch Alle einen Weg, bis er auf den Herzog stieß, welchen er an demselben Orte niederstieß, ihm das Haupt abhieb und den Sieg gewann. Derselbige Ritter aber machte von Tage zu Tage immer größere Fortschritte, der Ruf seiner Siege ging vor ihm her, und ehe noch ein Jahr voll war, hatte er schon das ganze Reich aus den Händen der Feinde wiedererobert. Hierauf begab er sich zum Seneschall und sprach: mein Lieber, es ist Euch bekannt, in welchem Zustande ich Euch antraf und in welche Lage ich Euch gebracht habe: ich bitte Euch also, gebt mir meinen Sold, denn ich gedenke in ein ander Land zu ziehen. Der Seneschall aber sprach: Herr, Du hast weit mehr verdient, als wir Dir unserer Uebereinkunft nach zu zahlen

schuldig sind: darum will ich zu meiner Gebieterin gehen, um mit ihr wegen Deiner Anstellung und Belohnung abzuschließen. Wie er aber zur Prinzessin kam, sprach er: o theuerste Frau, ich will Euch einige wichtige Worte sagen: seitdem wir ein Oberhaupt entbehren mußten, haben wir jegliches Unglück erfahren, es dürfte gut für Dich seyn, einen Mann zu nehmen, vermittelst dessen wir über die Zukunft sicher seyn können. Euer Reich hat Ueberfluß an Reichthümern, darum rathe ich Euch nicht einen Mann seiner Schätze wegen zu nehmen. Darum weiß ich nicht, wo Ihr einen Mann hernehmen wollt, der für Euere Ehre und das Heil des ganzen Volkes besser geeignet wäre, als Herr Gregorius. Jene aber pflegte stets zu antworten, ich habe Gott gelobt, mich nicht mit einem Manne zu verbinden. Allein auf die Rede ihres Seneschalls machte sie sich einen Tag Bedenkzeit zu einer Antwort aus, und wie der Tag da war, sprach sie zu Allen, die es hörten: weil der Herr Gregorius uns und unser Reich tapfer aus den Händen der Feinde befreit hat, will ich ihn zum Manne nehmen. Jene aber, als sie Solches hörten, freuten sich sehr. Sie bestimmte also einen Tag zur Vermählung, und als nun Beide, der Sohn mit seiner Mutter, mit großem Jubel und Beifall des ganzen Landes verehelicht worden waren und keines von ihnen wußte, wer der andere war, so entstand zwischen ihnen ein gar innige Liebe. Nun begab es sich eines Tages, daß Herr Gregorius auf die Jagd gegangen war und eine Magd zu ihrer Gebieterin also sprach: o theuerste Frau, habt Ihr denn unsern Herrn, den König, in irgend etwas beleidigt? Jene aber entgegnete: in nichts. Ja ich meine, daß in der ganzen Welt nicht zwei Eheleute gefunden werden mögen, die sich gegenseitig so lieb haben, wie mein Herr und ich.

Sage mir also, meine Liebe, was Dich zu diesen Reden veranlaßt hat. Jene aber sprach: alle Tage, wenn die Tafel gedeckt wird, geht unser Herr König ganz froh in sein geheimes Zimmer, wenn er aber wieder herauskommt, stößt er Wehklagen und Thränen aus: nachher aber wäscht er sich das Gesicht, und ich weiß durchaus nicht, weshalb er das macht. Wie das die Fürstin gehört hatte, ging sie in das geheime Gemach, sah in jedes Fach, bis sie endlich zu dem Schrein kam, worin das Täfelchen lag, worin er alle Tage zu lesen pflegte, wie er ein Sohn zweier Geschwister wäre, und dann bitterlich weinte. Das war aber dasselbe Täfelchen, welches in seiner Wiege gefunden worden war. Als aber die Fürstin dieses Täfelchen fand, erkannte sie es sogleich wieder, öffnete es und las ihre eigene Handschrift. Da dachte sie bei sich: wie wäre dieser Mann zu dem Täfelchen gekommen, wenn er nicht mein Sohn wäre? Hierauf begann sie mit lauter Stimme zu schreien und zu sagen: wehe mir, daß ich geboren und auf die Welt gekommen bin: wäre doch meine Mutter am Tage meiner Empfängniß gestorben. Da sie nun dieses Geschrei erhob, hörten es die Ritter, so bei Hofe waren, und eilten mit Andern zu ihrer Gebieterin und fanden sie am Boden liegend, standen auch lange Zeit um sie herum, bis sie einige Worte von ihr erhalten konnten. Darauf aber öffnete sie den Mund und sprach: so Ihr mein Leben lieb habt, suchet meinen Herrn. Die Ritter aber, als sie das vernahmen, sprangen auf ihre Rosse, jagten zum Kaiser und sprachen zu ihm: Herr, die Königin liegt in tödtlicher Noth darnieder. Er aber, als er das hörte, gab das Jagdspiel auf und eilte zu seinem Schlosse und in das Gemach, wo seine Gemahlin lag. Wie ihn aber die Fürstin erblickte, sprach sie: o Herr, laßt Alle

hinausgehen, damit Niemand als Ihr höre, was ich Euch sagen will. Wie aber Alle hinaus waren, sprach die Königin: Herr, sagt mir, von welcher Herkunft Ihr seyd. Er aber versetzte: das ist eine sonderbare Frage: Du weißt ohne Zweifel, daß ich aus fernen Landen stamme. Jene aber entgegnete: ich schwöre Dir bei Gott, daß, so Du mir nicht die Wahrheit sagst, Du mich gleich des Todes sterben sehen wirst! Der aber antwortete: Nun wohl, ich sage Dir, daß ich arm war und außer den Waffen, mit welchen ich Euch und Euer ganzes Land von der Sclaverei frei gemacht habe, nichts besaß. Jene aber sprach: sage mir also nur, aus welchem Lande Du entsprungen bist und wer Deine Eltern waren, denn so Du mir die Wahrheit nicht sagen wirst, will ich nie wieder Speise zu mir nehmen. Und jener erwiederte: ich will Euch ein Geständniß der Wahrheit gemäß ablegen. Ein gewisser Abt hat mich von meiner Kindheit an erzogen und mir öfters gesagt, daß er mich in einer Wiege in einem Fasse liegend gefunden habe, und von der Zeit an bis jetzt hat er mich dann bei sich behalten, bis ich in dieses Land gekommen bin. Wie das die Fürstin gehört hatte, zeigte sie ihm das Brieftäfelchen und sprach: Kennst Du diese Schreibtafel? Wie der diese erblickt hatte, fiel er zur Erde nieder, jene aber sprach: o mein süßer Sohn, Du bist mein einziges Kind: Du bist mein Mann und mein Herr. Du bist mein und meines Bruders Sohn: o mein süßes Kind, ich habe Dich nach Deiner Geburt mit jenem Täfelchen in das Faß gelegt. Weh mir, o mein Gott, warum hast du mich lassen geboren werden, da so vieles Böse durch mich verübt worden ist? Ich habe meinen eigenen Bruder erkannt und Dich geboren; wäre ich doch verzehrt worden, daß mich kein Auge sähe, und wäre ich doch

gleich vom Leibe meiner Mutter zu Grabe getragen worden. Damit rannte sie mit dem Kopfe gegen die Mauer und sprach: o mein Herrgott, siehe mein und meines Bruders Sohn ist mein Gatte. Darauf sprach der Herr Gregorius: ich glaubte schon der Gefahr entronnen zu seyn und bin so in des Teufels Netz gefallen: laß mich, meine Frau, daß ich mein Elend beklage. Weh mir, wehe! Hier ist meine Mutter, meine Freundin, meine Gattin: also hat mich der Teufel umgarnt. Wie die Mutter den Sohn also in Trauer sah, sprach sie: o theuerster Sohn, ich will um meiner Sünden willen mein ganzes Leben hindurch in die weite Welt gehen, Du aber magst das Land verwalten. Der aber entgegnete: so soll es nicht seyn, vielmehr sollst Du, Mutter, im Lande verbleiben, ich aber will so lange herumwandern, bis uns von Gott unsere Sünden vergeben sind. Er stand also mitten in der Nacht auf, zerbrach seine Lanze, zog Reisekleider an, nahm Abschied von seiner Mutter und machte sich mit bloßen Füßen auf den Weg. Nun kam er in einer dunklen Nacht in eine Stadt an das Haus eines Fischers und bat ihn um Gottes Willen um eine Herberge. Der Fischer aber schaute ihn sorgfältig an, und als er die Feinheit seiner Gliedmaßen und seine ganze Haltung betrachtet hatte: sprach er: mein Lieber, Du bist kein wirklicher Reisender, wie aus Deinem Körperbau deutlich hervorgeht. Jener aber sprach: wenn ich auch kein armer Reisender bin, so bitte ich Dich doch diese Nacht um Gottes Willen um Aufnahme. Wie das die Fischersfrau sah, bat sie mitleidig, er möchte ihn doch hereinlassen. Sobald er aber in das Haus getreten war, ließ ihm der Fischer hinter der Thüre ein Lager zurichten, gab ihm Fische, Brod und Wasser und sprach zu ihm: Fremder, so Du einen sichern Platz finden willst, so

solltest Du in die Einsamkeit gehen. Jener aber entgegnete: Herr, ich würde das sehr gern thun, allein ich kenne keinen solchen Ort. Der aber versetzte: gehe morgen mit mir, ich will Dich an einen einsamen Ort bringen. Jener aber antwortete: das lohne Dir Gott. Früh morgens aber weckte der Fischer den Fremden, der aber war so eilig, daß er seine Brieftafel hinter der Thür liegen ließ. Der Fischer aber ging mit dem Fremden auf die See und fuhr darin wohl sechzehn Meilen weit, bis er an einen Felsen kam, hier ließ er sich Fesseln an seine Füße legen, welche ohne einen Schlüssel nicht geöffnet werden konnten, sobald er aber dieselben verschlossen hatte, schleuderte er den Schlüssel in's Meer. Hierauf kehrte der Fischer nach Hause zurück, der Fremde aber blieb siebzehn Jahre lang in der Buße. Nun begab es sich aber, daß der Papst starb, und als er gestorben war, kam eine Stimme vom Himmel herab und sprach: Suchet den Mann Gottes Gregorius und setzet ihn zu meinen Stellvertreter ein. Wie das die Wähler hörten, freuten sie sich sehr und sendeten Boten durch alle Theile der Welt, welche ihn aufsuchen sollten. Endlich kehrten diese in dem Hause jenes Fischers ein, wie sie aber bei Tische saßen, sprachen sie zu dem Fischer: o mein Lieber, wir plagen uns recht, indem wir durch alle Länder und Schlösser ziehen und einen heiligen Mann Namens Gregorius suchen, den wir zum Papst machen sollen, und finden ihn nicht. Als der sich aber an jenen Fremden erinnerte: sprach er: es sind jetzt siebzehn Jahre, daß ein Fremder mit Namen Gregorius in diesem Hause einkehrte, den ich an einen Felsen führte und dort verließ. Ich weiß aber, daß er bereits seit langer Zeit gestorben ist. Nun begab es sich, daß er an demselbigen Tage Fische fing, und wie er den einen Fisch herauszog, fand

er den Schlüssel, welchen er vor siebzehn Jahren in's Meer geworfen hatte, in demselben. Sogleich rief er mit lauter Stimme aus: o Ihr Lieben, sehet hier den Schlüssel, welchen ich in's Meer geworfen habe, ich hoffe, Ihr sollt Euch nicht vergebliche Mühe gemacht haben. Wie das die Boten hörten und sahen, freuten sie sich sehr. In der Frühe aber standen sie auf und baten den Fischer, er möchte sie zu dem Felsen führen, und also geschah es. Wie sie aber dort anlangten und jenen erblickten, so sprachen sie: o Gregorius, Du Mann Gottes, komm zu uns und steige im Namen des allmächtigen Gottes zu uns herab, denn es ist der Wille Gottes, daß Du zu seinem Stellvertreter auf Erden gesetzt werdest. Jener aber entgegnete: so das Gott gefällt, so geschehe sein Wille. Damit führten sie ihn vom Felsen herab. Ehe er aber in die Stadt hinein kam, da läuteten alle Glocken derselben von sich selbst, und die Bürger, wie sie das hörten, sprachen: gesegnet sey der Höchste, denn jetzt kommt der, welcher Christi Stellvertreter seyn soll. Hierauf gingen ihm Alle entgegen, empfingen ihn mit großen Ehrenbezeugungen und setzten ihn zu Christi Stellvertreter ein. Wie aber der heilige Gregorius zum Verweser Christi bestellt worden war, benahm er sich in Allem gar löblich und der Ruf von ihm flog durch den ganzen Erdkreis, daß ein so heiliger Stellvertreter Christi eingesetzt worden sey. Nun kamen Viele aus allen Theilen der Welt herbei, auf daß sie seinen Rath und Hülfe erhielten. Wie aber seine Mutter hörte, daß ein so seliger Mann zum Stellvertreter Christi erhoben worden sey, da dachte sie bei sich: wo kann ich denn besser hingehen, als zu diesem heiligen Manne und ihm mein Leben anvertrauen? Indessen wußte sie durchaus nicht, daß es ihr Sohn und

Mann sey. Sie machte also auf den Weg gen Rom und beichtete dem Stellvertreter Christi: vor der Beichte erkannte aber Keines das Andere, allein wie der Papst die Beichte seinere Mutter gehört hatte, da erkannte er sie wohl und sprach: o meine süße Mutter, Frau und Freundin, der Teufel gedachte uns zur Hölle zu führen, allein durch die Gnade Gottes sind wir ihm entgangen. Wie jene das hörte, fiel sie vor seinen Füßen nieder und weinte bitterlich vor Freude: der Papst aber hob sie vom Boden auf und baute in ihrem Namen ein Kloster, wo er sie zur Aebtissin machte, und innerhalb weniger Zeit gaben Beide an Gott ihre Seelen zurück.

Zweiundachtzigstes Capitel.

Von dem Gericht der Untreue.

Es gab einen Ritter, der ein sehr schönes Schloß besaß, auf welchem zwei Störche nisteten: unterhalb der Burg war aber eine klare Quelle, in welcher sich die Störche zu baden pflegten. Nun begab es sich, daß der weibliche Storch Junge bekam; alsbald machte sich das Männchen auf um auf die Erde hinab zu fliegen und Speise für seine Jungen zu sammeln. Kaum aber war er fort, so beging das Weibchen eine Treulosigkeit an ihm, allein ehe das Männchen noch wieder kam, flog sie an die Quelle, um sich zu baden, damit das Männchen ihre Untreue nicht spüren möchte. Wie das der Ritter öfters sah, wunderte er sich, verschloß aber die Quelle, damit sich der Storch weder waschen noch baden könnte. Wie jenes aber die Quelle zugemacht sah und sich ob der begangenen Untreue nicht baden konnte, kehrte es in's

Nest zurück. Wie aber das Männchen zurück kam und witterte, daß irgend eine Treulosigkeit vorgefallen seyn müsse, flog es davon und brachte innerhalb eines Tages eine große Menge andere Störche mit sich, welches jenes Weibchen vor den Augen des Ritters umbrachten.

Dreiundachtzigstes Capitel.

Von der ängstlichen Bewachung der Seele.

Einst war ein König Trojanus, der ein großer Gartenliebhaber war. Als er nun einmal einen Garten angelegt und Bäume jeder Art in demselben gesetzt hatte, bestellte er einen Wächter über den Garten, der ihn getreulich hüten sollte. Nun gab es aber einen gewaltigen Eber, der in den Garten eindrang und die Bäume umhieb und ausriß. Wie das der Wächter, der Jonathas hieß, bemerkte, hieb er demselben das linke Ohr ab, der Eber aber schrie nach Verlust seines Ohres laut auf und lief davon. Am andern Tage kam aber der Eber wieder hinein und verübte in dem Garten unzählige Unthaten, und Jonathas, der dieses sah, hieb ihm auch das rechte Ohr ab, worauf der Erber mit schrecklichem Geschrei hinaus lief. Nichtsdestoweniger kam er auch zum dritten Male hinein, und Jonathas hieb ihm, als er ihn erblickte, den Schwanz ab, und der Eber lief also beschimpft schreiend hinweg. Noch kam er zum vierten Male wieder und richtete vieles Unglück an, aber Jonathas durchbohrte ihn mit seinem Spieße und so starb er und wurde dem Koch übergeben, damit er für die königliche Tafel zugerichtet würde. Nun aß der König von

jedem Thiere das Herz lieber als irgend ein anderes Stück: der Koch aber, wie er den Eber zugerichtet und das Herz ganz fett gefunden hatte, verzehrte es. Als nun dem Könige von seinem Diener der Eber aufgetragen wurde, suchte er das Herz, die Diener aber gingen wieder zu dem Koche und verlangten das Herz des Ebers. Jener aber sprach: saget meinem Herrn, daß der Eber kein Herz hatte, und so er es nicht glaubt, mache ich mich verbindlich, es ihm aus vielen Gründen zu beweisen. Die Diener aber, als sie solches gehört hatten, hinterbrachten dem Könige jedes Wort, und der König sprach: was muß ich hören? Es giebt kein Thier ohne Herz: weil er sich aber erbietet, die Sache zu beweisen, so wollen wir ihn hören. Der Koch wurde also zum König berufen, auf daß er ihm beweisen möchte, wie der Eber kein Herz haben könnte. Der aber sprach: Herr, höret mich. Ein jeder Gedanke kommt aus dem Herzen, darus folgt aber ganz richtig, daß wo das Nachdenken fehlt, auch kein Herz seyn kann. Jener Eber ist zuerst in den Garten gekommen und hat darin viel Unheil angerichtet. Wie ich das gesehen habe, habe ich ihm das linke Ohr abgehauen. Wenn er nun ein Herz gehabt hätte, würde er nun über sein abgehauenes Ohr nachgedacht haben. Dieß hat er aber nicht gemacht, denn er ist zum andern Male wiederum hereingekommen. Also hatte er kein Herz. Ebenso, wenn er ein Herz gehabt hätte, würde er darüber nachgesonnen haben, daß ich ihm auch sein rechtes Ohr abgehauen habe, allein er hat auch nicht an den Verlust seines rechten Ohres gedacht, denn er ist darum doch wieder hineingedrungen und hat nun auch seinen Schwanz eingebüßt. Wenn er also auch nur einen Theil von einem Herze besessen hätte, würde er an seine Ohren und seinen Schwanz gedacht haben.

Allein alles Dieses hat er nicht gethan, denn er ist nach alle dem wieder hinein gelaufen, und darum habe ich ihn umgebracht, und aus diesen drei Gründen beweise ich, daß er kein Herz hatte. Wie aber der König das gehört hatte, billigte er seine Gründe, und der Koch kam also ungestraft davon.

Vierundachtzigstes Capitel.

Wie man der Wohlthaten Gottes immerdar eingedenk seyn muß.

Es regierte einst der König Pompejus, in dessem Reiche sich eine gar schöne und liebreizende Dame aufhielt, in deren Nähe ein Ritter wohnte, der gleichfalls sehr anmuthig anzuschauen und von edler Geburt war, und diese Dame öfters besuchte, und von ihr sehr geliebt wurde. Wie dieser Ritter nun einmal zu dieser Dame kam, sah er ihr einen Falken auf der Hand sitzen, den er gar sehr zu besitzen wünschte, und sprach also zu ihr: o meine Gute, wenn ich irgend Deiner wegen etwas gethan habe, oder wenn Du mich liebst, so gieb mir den Falken. Die Dame erwiderte: ich will ihn Dir unter der einzigen Bedingung abtreten, daß Du ihn nicht so sehr lieben darfst, daß Du Dich deshalb von meiner Gesellschaft zurückziehen solltest. Darauf sprach der Ritter: das sey ferne von mir, daß ich mich wegen irgend einer Sache von Dir trennen sollte, vielmehr bin ich jetzt noch weit mehr gehalten Dich zu lieben, denn vorher. Darauf gab ihm die Dame den Falken. Jener aber nahm Abschied von ihr und fand so viel Vergnügen an dem Falken, daß er seine Dame nicht weiter besuchte und

wenig an sie dachte, sondern jeden Tag mit dem Falken spielte. Nun schickte die Dame öfters Boten an ihn, und er kam dennoch nicht, endlich aber schrieb sie ihm, er solle ohne weiteren Verzug mit dem Falken zu ihr kommen, was er auch that. Als er nun bei ihr angelangt war, sprach die Dame zu ihm: zeige mir den Falken, und als sie ihn ergriffen hatte, riß sie ihm den Kopf vom Rumpfe. Der Ritter aber sprach nicht wenig betrübt: o Gebieterin, was habt Ihr gethan? Sie aber sprach: gräme Dich nicht, sondern freue Dich vielmehr, und sey froh, denn der Falke war Ursache, daß Du mich nicht mehr, wie früher besuchtest: darum habe ich den Falken getödtet, daß Du zu mir eben so häufig, als Du es sonst zu thun pflegtest, kommen möchtest. Der Ritter aber, als er sah, daß es die Dame aus einer frommen Ursache gethan hatte, war damit zufrieden und besuchte sie wie früher.

Fünfundachtzigstes Capitel.

Wie unsere Rede eine liebliche Musik vor Gott ist.

Einst herrschte der Kaiser Tiberius, der sich wundersam ergötzte, wenn er Musik hörte. Einstens begab es sich aber, daß er, als er zur Jagd ausgezogen war, rechts von sich Citherspiel hörte und durch die Süßigkeit desselben so erfreut wurde, daß er fast außer sich kam. Er wandte also sein Roß nach dem Orte, wo die Musik herkam und sprengte dahin. Wie er aber an die Stelle gekommen war, so erblickte er in einiger Entfernung ein munteres

Bächlein, und neben dem Gewässer saß ein armer Mann, der eine Cither in der Hand hielt. Aus jener Cither kam aber eine so unvergleichliche Musik heraus, daß der Kaiser vor Vergnügen ganz begeistert wurde. Es sprach also der Kaiser zu jenem: mein Lieber, sag mir doch, warum Deine Cither so lieblich klingt? Jener aber erwiderte: Herr, dreißig Jahre und darüber bin ich schon an diesem Gewässer, und Gott hat mir eine solche Gnade angethan, daß, sobald ich nur die Saiten meiner Cither berühre, eine so herrliche Melodie herausdringt, daß die Fische aus dem Wasser nach meiner Hand zu geschwommen kommen, durch welche ich mich, meine Frau und meine Familie ernähre. Allein wehe mir, es ist ein Jammer, daß seit wenigen Tagen von der anderen Seite des Wassers her ein Pfeifer kommt, der so süß bläst, daß die Fische mich verlassen und zu ihm gehen. Darum, o Herr, weil Ihr mächtig seyd und Kaiser des ganzen Landes, lasset mir Eueren Beistand gegen den Pfeifer zu Theil werden. Darauf entgegnete der Kaiser: mein Lieber, ich kann Dir nur in einem Stücke helfen und das muß Dir genug seyn. Ich habe hier in meinem Beutel einen goldenen Angelhaken, den will ich Dir geben, und Du magst ihn an die Spitze Deines Stabes befestigen lassen: berühre dann die Saiten Deiner Cither, auf deren Schlag sich die Fische in Bewegung setzen werden: diese ziehe alsbald vermittelst des Hakens an's Land, und der Pfeifer wird dir mit Beschämung Platz machen. Der arme Mann erfüllte Alles, und ehe noch die Fische zu dem Pfeifer gelangen konnten, zog er sie mit dem Haken an sich heran, der Pfeifer aber, als er das gewahr wurde, entfernte sich voller Verwirrung.

Sechsundachtzigstes Capitel.

Wie der Herr sich zu den um die göttliche Gnade bettelnden Sündern mitleidig herabläßt.

Es war einst ein Kaiser, der das Gesetz gab, daß sofern ein Weib ihrem Mann untreu gewesen wäre, sie in ewigem Gefängniß gehalten werden solle. Nun trug es sich aber zu, daß ein gewisser Ritter eine Frau aus adligem Blute heirathete, welche er sehr liebte. Er begab sich aber auf eine Reise in ferne Welttheile, seine Frau aber beging nach seiner Entfernung Ehebruch und ward schwanger: da nun die Sache nach den Gesetzen bewiesen worden war, ward ihr auf das Geheiß des Kaisers der Kerker zugesprochen, und sie gebar in demselben einen sehr schönen Knaben. Das Kind aber wuchs heran und ward von Allen, die es sahen, hoch geliebt. Die Mutter stieß jedoch beständig Seufzer und Wehklagen aus und konnte sich nicht trösten, und es begab sich eines Tages, daß der Knabe seine Mutter weinen sah und zu ihr sprach: liebe Mutter, warum bist Du so niedergeschlagen in Deiner Seele. Darauf entgenete die Mutter: o mein süßes Kind, ich habe viele Ursache zu weinen, denn über unsern Häuptern gehen die Menschen frei herum und die Sonne strahlt in ihrem Glanze, wir aber sind hier im Finstern und haben kein Licht. Darauf sprach der Sohn: o süße Mutter, das Licht über unsern Häuptern, von welchem Du sprichst, habe ich niemals erblickt, denn ich bin in diesem Kerker geboren. So ich nur hier Speise und Trank beständig im Ueberflusse haben werde, gefällt es mir hier und ich will hier bleiben, so lange ich lebe. Während

sie aber noch also mit einander redeten, stand der Kaiser mit seinen Rittern am Eingange des Kerkers, und einer von ihnen sprach zu ihm: Herr, höret Ihr nicht jenes Klaggeschrei zwischen Mutter und Sohn da unten im Kerker? Jene aber erwiederte: ei ich höre es gar wohl und habe Mitleid mit ihnen. Alsbald sprachen die Ritter: Herr, wir bitten Dich, daß jenen Deine Gnade und Erbarmen zu Theil werde, und der König antwortete ihnen: ich nehme Euere Bitten an, worauf sie Beide aus dem Kerker führten und von jeglicher Strafe freimachten.

Siebenundachtzigstes Capitel.

Wie sich Christus für uns in den Tod gegeben hat.

Einst hatte sich ein Kaiser zu einer Schlacht, wo Alles auf Tod und Leben ging, allzusehr bloß gegeben, und konnte dem Tode kaum noch ausweichen, als ein tapferer Ritter, welcher dieses gewahr wurde, sich zwischen den Kaiser und seine Feinde warf, so daß der Kaiser unverletzt davon kam, der Ritter aber verschiedene Wunden bekam und nur mit großer Schwierigkeit geheilt wurde, obgleich er demohngeachtet alle diese Narben behielt. Indessen wurde er von Allen gepriesen, weil er so herrlich für seinen Herrn gestritten hatte. Nun begab es sich aber nachmals, daß dieser Ritter seines Erbtheils auf ungerechte Weise verlustig gehen sollte, er machte sich also zu dem obengenannten Kaiser auf und bat ihn, er möchte ihm doch helfen und einen Ausspruch für ihn thun. Jener aber sprach: mein Lieber, ich kann Dir gegen-

wärtig nicht aufwarten, ich will Dir aber einen Richter geben, der Deine Sache untersuchen und thun wird, was recht ist. Jener aber sprach: o Herr, warum sprichst Du also? und alsbald zerriß er vor Aller Augen seine Kleider und zeigte ihnen die bis auf das nackte Fleisch gehenden Wundenmale, so sprechend: ist es denn recht, fuhr er fort, daß nachdem ich so viel für Dich geduldet habe, ein Anderer als Du Richter in meiner Sache und Sachwalter für mich sey? Darauf entgegnete der Kaiser, als er dieses gehört hatte: mein Lieber, Du sprichst was wahr ist, denn als ich in Todesgefahr war, hat kein Anderer als Du mich gerettet: er bestieg demnach sogleich den Richterstuhl und fällte ein Urtheil zu seinen Gunsten.

Achtundachtzigstes Capitel.

Von der teuflischen List, welche Viele in's Verderben führt.

Man erzählt von einem Fürsten, der, weil er mit allen seinen Streitkräften nicht im Stande war, seine Feinde zu überwinden, folgende List brauchte. Er stellte sich, als müsse er aus seinem Lager flüchten und ließ dasselbe mit den darin befindlichen Lebensmitteln den Feinden zurück. Nun vertheilte er auch durch das ganze Lager eine Menge Fässer ganz mit Wein gefüllt, der aber mit dem Saamen einer gewissen Pflanze versetzt war, so daß wer von jenem Weine trank, alsbald einschlafen mußte. Er wußte auch, daß seine Feinde hungrig und gefräßig waren, und wirklich fielen sie auch voller Freude über den Wein her, tranken nach ihrem Gelüste

und wurden alsbald, wie halb todt, vom Schlafe überwältigt, worauf der Fürst zurückkam und Alle nach Herzenslust niederhauen ließ.

Neunundachtzigstes Capitel.

Von dem dreifachen Laufe der Welt.

Es gab einst einen Ritter, der drei Söhne hatte, und als er sterben sollte, dem Erstgebornen ein Erbgut, dem zweiten aber einen gesammelten Schatz aussetzte. Dem dritten Sohne aber gab er einen kostbaren Ring, der mehr werth war, als Alles das, was er den ersten Beiden vermacht hatte. Uebrigens gab er auch den beiden ersteren Söhnen zwei, aber nicht so kostbare Ringe, allein alle hatten dasselbe Aussehen. Wie nun der Vater gestorben war, sprach der erste Sohn: ich habe den kostbaren Ring meines Vaters. Darauf der zweite: nicht Du hast ihn, sondern ich. Der dritte aber sagte: es ist nicht recht, daß Ihr ihn haben solltet, weil der ältere von Euch ein Erbgut, der andere aber einen Schatz erhalten hat: also lehrt die Vernunft, daß ich jenen köstlichen Ring haben muß. Da rief der erste Sohn aus: laßt uns durch die That beweisen, welcher Ring der kostbarere und bessere ist. Jener aber entgegnete: also gefällt mir es auch. Alsbald wurden verschiedene Kranke herbeigebracht, welche an verschiedenen Gebresten litten, aber die ersten beiden Ringe machten gar nichts, der Ring des Jüngeren aber heilte alle Krankheiten.

Neunzigstes Capitel.

Von der freien Entscheidung.

In einem gewissen Lande gab es einst ein Gesetz, daß der ältere Bruder allemal das Erbe theilen, der jüngere aber wählen sollte. Der Grund lag aber darin, weil es größerer Besonnenheit zum Theilen bedarf, als zum Wählen, der Aeltere aber muß besonnener seyn. Nun war aber ein anderes Gesetz da, welches gestattete, daß der Sohn einer Magd eben so gut ein Erbtheil bekommen konnte, als die freigeborenen Söhne. Es begab sich aber, daß zwei Brüder, der eine von einer Magd, der andere von einer Freien, eine Erbschaft zu theilen hatten. Der ältere Bruder aber theilte so: er legte auf eine Seite das ganze Erbe, auf die andere aber stellte er die Mutter seines Bruders. Sein Bruder dachte nun: ich muß meine Mutter über Alles lieben, und folglich wählte er seine Mutter und ließ sein Erbe fahren, indem er von der Gutmüthigkeit seines Bruders etwas zu erhalten hoffte: allein er bekam nichts. Darauf ging er vor den Richter und klagte seinen Bruder an, daß er ihn von seinem Erbe ausgeschlossen hätte, der Bruder aber verantwortete sich und sagte, er habe ihn nicht betrogen, weil der, welcher wähle, nicht aber, der welcher theile, seiner Sache gewiß sey.

Einundneunzigstes Capitel.

Von der Faulheit und Trägheit.

Einst war ein König, Namens Plinius, der drei Söhne gehabt haben soll, welche er ungemein liebte. Er dachte nun bei sich nach, wie er über sein Reich verfügen sollte, und rief seine drei Söhne zu sich, zu denen er also sprach: wer von Euch der faulste ist, der soll nach meinem Tode mein Reich empfangen. Darauf sprach der erste Sohn zu seinem Vater: gebt mir demnach Euer Reich, denn ich bin so faul, daß, wenn ich am Feuer sitze, ich mir lieber die Beine verbrennen lasse, als daß ich mich von da entfernen sollte. Der zweite Sohn sprach: wenn ich einen Strick um den Hals hätte und bald gehenkt werden sollte, in meiner Hand aber ein Schwert hielte, würde ich aus Faulheit meine Hand nicht ausstrecken, um den Strick zu zerschneiden. Darnach sprach der dritte Sohn zu seinem Vater: ich muß König werden, denn in Faulheit gehe ich allen Andern vor, wenn ich nehmlich auf dem Rücken in meinem Bette liege und Wassertropfen auf meine beiden Augen fallen, weiß ich aus Faulheit weder meinen Kopf nach rechts noch nach links zu drehen, noch will ich es auch. Wie das der König hörte, vermachte er ihm sein Reich, weil er meinte, daß er der Faulste sey.

Zweiundneunzigstes Capitel.

Christus hat um unser Leben Willen den Tod gewählt.

Man liest von einem gewissen Könige, der eine Frau hatte, deren Name Cornelia war. Nun begab es sich eines Tages, daß in einem Schlosse des Königs unter einer Mauer zwei Schlangen gefunden wurden, ein Männchen und ein Weibchen. Wie das der König gehört hatte, befragte er seine Meister und Gelehrten, was das bedeute. Diese aber meinten, jene Schlangen hätten sich dort versteckt, als ein Zeichen des Todes des Mannes oder der Frau, und sagten, so das Männchen getödtet würde, müsse der Mann sterben, wenn aber das Schlangenweibchen, werde die Frau des Todes seyn. Wie das der König gehört hatte, sprach er: tödtet die männliche Schlange, aber das Weibchen lasset leben, denn weit lieber möchte ich seinen Tod als den seines Weibchens, und dabei gab er auch die Ursachen an. Denn, sagte er, wenn meine Frau leben bleibt, kann sie noch viele Söhne zeugen, die die Nachfolge in meinem Reiche erhalten können, wenn sie aber stirbt, werde ich keinen Erben haben.

Dreiundneunzigstes Capitel.

Von der Freude und der Erbschaft einer treuen Seele.

Ein mächtiger Mann schickte seine zwei Söhne auf eine hohe Schule, daß sie die Wissenschaft erlernten und

ausgebildet würden und nachher eine Pfründe erhalten könnten. Wie aber die Zeit vorüber war, schickte er ihnen den schriftlichen Befehl, nach ihrer Heimath zurückzukehren, und die beiden Brüder eilten auch auf diese Sendung schnell in ihre Vaterstadt zurück. Der eine Bruder aber freute sich sehr seiner Rückkehr und wurde, als er zurückgekommen war, mit Freuden empfangen und in sein Erbe eingesetzt, der andere aber war sehr bekümmert, daß er wieder nach Hause mußte, und seine Mutter, welche ihm entgegenkam und küßte, riß ihm mit ihren Zähnen den Mund ab, seine Schwester aber, welche der Mutter folgte, und ihn ebenfalls küßte, riß ihm dabei die Nase ab, ihr folgte sein Bruder, welcher ihm die Augen ausschlug, und endlich kam sein Vater, packte ihn bei den Haaren und zog ihm die Haut ab.

Vierundneunzigstes Capitel.

Wie eine schöne Seele, sobald sie von dem Aussatz der Sündhaftigkeit angesteckt ist, nur durch tiefes Seufzen und Wehklagen ihre frühere Schönheit wieder erlangen kann.

Es war einst ein König, der in ferne Welttheile ziehen wollte, und eine einzige Tochter hatte, welche schön und glänzender als die Sonne am Himmel war, so daß er nicht wußte, wessen treuem Gemüthe er sie zur Bewachung anvertrauen sollte. Endlich übergab er sie einem gewissen Ritter, der sein Geheimschreiber war und den er sehr hoch hielt, mit dem Befehle, sie beständig zu

hüten, daß sie nicht zu einer Quelle, welche in jenem Lande oder in der Gegend entsprang, gelangen könnte: wenn sie nämlich daraus trinken würde, werde sie den Aussatz bekommen: denn das war die natürliche Eigenschaft dieser Quelle, obwohl sie von der angenehmsten Süßigkeit war. Damit nun der Ritter sie ihrem Vater bei seiner Rückkehr eben so reizend wiedergeben könnte, als er sie, wie gesagt, empfangen hatte, dachte er bei sich nach, daß wenn er das nicht im Stande seyn werde, er seines ganzen Dienstes verlustig seyn würde, und nicht wagen dürfte seinen Herrn zu erwarten, wenn er einige Zeit ihre Bewachung hintenangesetzt hätte. Endlich kam doch einmal die besagte Prinzessin heimlich zu der Quelle, trank aus ihr und wurde aussätzig. Wie das der Ritter gewahr wurde, erfaßte ihn ein gewaltiger Schmerz und er floh mit ihr aus dem Lande in eine Wüste. Dort fand er eine Einsiedelei, pochte mit seiner Hand an die Thür derselben und traf in ihr einen Eremiten an, welchem er alles schon Erzählte mittheilte. Der Einsiedler aber gab dem Ritter einen klugen Rath, indem er zu ihm sprach: gehe hin zu jenem Berge, welchen ich Dir zeigen werde, dort wirst Du einen Stein nebst einem Stabe finden, mit diesem mußt Du derb auf den Stein schlagen, bis Du aus demselben eine Feuchtigkeit und etwas Flüssiges herausbringst, damit bestreiche und salbe sie, und sie wird gesund werden und ihre frühere Schönheit wieder erhalten. Als nun der Ritter es so gemacht hatte, wie es ihm der Einsiedler geheißen, bekam die Prinzessin ihre frühere Gesundheit und Schönheit wieder.

Fünfundneunzigstes Capitel.

Wie Christus uns das Erbe des ewigen Vaterlandes verschafft hat.

Man liest in der Römer That, daß einst ein gewisser Tyrann lebte, mit Namen Maxentius, welcher die römischen Bürger ihres Erbes berauben wollte. Wie also die Grausamkeit dieses Tyrannen schwer auf ihnen lag, flohen sie, aus dem Lande vertrieben, hinüber nach Britannien zum König Constantinus. Endlich als immer Mehrere dorthin strömten, reizten sie ihn gegen den Tyrannen auf, indem sie sich also vernehmen ließen: O König Constantine, führe uns wieder in unser Land zurück. Durch diese Worte ließ sich Constantinus bewegen, waffnete sich, bestieg sein Roß und streckte den Tyrannen zu Boden und gab so den Römern ihr Erbe wieder.

Sechsundneunzigstes Capitel.

Wie das gegenwärtige Leben ein Leben der Vergebung und Gnade ist.

Der König Alexander stellte an seinem Hofe eine brennende Kerze auf und schickte Herolde aus, welche in seinem ganzen Reiche ausrufen und sagen sollen: so Jemand gegen den König irgend ein Verbrechen verübt habe, der solle kühnlich kommen, so lange die Kerze brenne, und der König werde ihn, troß dem, daß er ein Uebelthäter sey, gehen lassen, so aber Jemand eine Missethat begangen hätte und nicht käme, derselbe solle,

wenn die Kerze verlöscht sey, eines elenden Todes sterben. Wie das die Völker in seinem Reiche vernahmen, kamen ihrer viele zu dem Könige und baten ihn um Gnade, und der König nahm sie gnädig auf. Es waren aber auch Viele, so nicht kommen wollten und sein Gebot gering achteten, allein als die Kerze verlöscht war, da ließ sie der König mit Gewalt holen und elendiglich umbringen.

Siebenundneunzigstes Capitel.

Vom Tode.

Man liest in den Chroniken, daß im Jahre 12 nach Roms Erbauung das römische Volk eine marmorne Säule auf dem Forum errichtete und darauf das Bild des Julius Cäsar setzte: und über den Kopf derselben schrieb man den Namen Julius, weil sie zu Ehren desselben errichtet worden war. Es hatte aber eben dieser Julius Cäsar bei seinem Tode oder noch vorher drei Anzeichen erhalten. Denn hundert Tage vor dem Tode schlug der Blitz vor seinem Standbild auf dem Forum ein und nahm von dem darüber geschriebenen Namen die ersten Buchstaben hinweg. In der Nacht aber, welche seinem Todestage voranging, öffneten sich die Fenster seines Schlafgemachs mit einem so starken Geräusch, daß er glaubte das Haus wolle einstürzen. An demselben Tage seines Mordes aber wurde ihm, als er auf das Capitol ging, ein Brief eingehändigt, welcher ihm seinen Tod anzeigen sollte, so daß, wenn er selbigen sogleich gelesen hätte, er dem Tode entgangen seyn würde.

Achtundneunzigstes Capitel.

Wie Gott in diesem Leben versöhnt werden kann.

Man erzählt, daß es eine alte Sitte bei den Römern war, daß wenn sie eine Burg oder eine Stadt belagerten, sie eine Kerze von einem bestimmten Maaße anzündeten, und so lange dieselbe brannte, waren sie bereit Jeden in Frieden aufzunehmen, ein wie großer Uebelthäter er auch früher gewesen seyn mochte, sobald sich aber das Licht verzehrt hatte, dann übten Alle die strengste Gerechtigkeit gegen ihre Feinde aus, und wollten mit Niemandem, wenn er auch all sein Gut hingab, Erbarmen haben.

Neunundneunzigstes Capitel.

Von dem mannhaften Kampfe Christi und seinem Siege.

Einst war ein König Cäsar, in dessen Reiche ein edelmüthiger und tapferer Ritter lebte, welcher einstmals durch einen Wald ritt und eine Kröte mit einer Schlange kämpfen sah: die Kröte aber war stärker und besiegte die Schlange. Wie das der Ritter sah, half er der Schlange und verwundete die Kröte sehr schwer, diese aber entrann und begab sich auf die Flucht, indessen der Ritter von derselben selbst eine tiefe Wunde erhalten hatte. Wie das der Ritter gewahr wurde, stieg er vom Pferde, allein das Krötengift blieb in der Wunde: er begab sich hier-

auf nach Hause und blieb lange krank an dieser Wunde, machte sein Testament und bereitete sich zum Tode. Wie er aber einstmals am Feuer lag und gleichsam schon an seinem Wiederaufkommen verzweifelte, kam auf einmal die Schlange, welche er vom Tode gerettet hatte, herein und seine Diener sprachen, als sie die Schlange erblickten: Herr, eine Schlange ist hereingekrochen. Wie sie aber der Ritter ansah, erkannte er, daß es die Schlange war, für deren Beschützung er seine Wunde und alle seine Uebel bekommen hatte. Der Ritter sprach also: wollet sie nicht hindern, sie wird mir, wie ich meine, nichts Böses zufügen. Demnach kam die Schlange vor den Augen Aller auf ihn zu und saugte mit ihrer Zunge das Gift aus der Wunde, bis sie das ganze Maul voll hatte. Alsbald eilte sie zum Hause hinaus und gab das Gift wieder von sich: hierauf kehrte sie zurück und kam zum andern Male zu ihm, und so zwei und drei Mal, bis sie das ganze Gift aus ihm gesogen hatte. Als das geschehen war, gab der Ritter der Schlange Milch zu trinken, und als sie getrunken hatte, da kam die Kröte, von welcher der Ritter seine Wunden empfangen hatte, herein und fing an mit der Schlange zu kämpfen, wie wenn sie sich dafür rächen wollte, daß die Schlange den Ritter geheilt hatte. Wie aber der Ritter dieses sah, sprach er zu seinen Dienern: Ihr Lieben, ohne Zweifel ist das die Kröte, welche ich bei der Vertheidigung jener Schlange verwundet habe und von der alle meine Leiden herrühren. Wenn diese die Schlange besiegt, wird sie mich anfallen, und so Ihr also mein Leben lieb habt, müßt ihr sie auf der Stelle umbringen. Wie das die Diener hörten, tödteten sie sie mit Schwertern und Stöcken, die Schlange aber, als wollte sie ihre Zufriedenheit und Dank darüber zu erkennen geben, wand sich

um die Füße des Herrn und kroch alsdann hinaus, der Ritter aber erlangte seine Gesundheit vollkommen wieder.

Hundertstes Capitel.

Daß Christus den Sünder nicht gleich nach Verdienst verstößt, sondern mit Langmuth seine Buße erwartet.

Einst lebte ein Kaiser Diocletianus, der ein Gesetz gab, daß, dafern eine Frau ihrem Manne untreu geworden sey, sie des Todes sterben müsse. Nun begab sich aber der Fall, daß ein gewisser Ritter ein Mädchen zur Frau nahm und mit ihr einen Sohn zeugte. Dieser wuchs heran und wurde von Allen geliebt. Nachher aber zog sein Vater in einen Krieg und kämpfte männiglich darin, verlor aber seinen rechten Arm, während der Zeit seiner Abwesenheit aber brach seine Frau ihm ihre Treue, und als der Mann zurück kam, fand er sich von seiner Frau betrogen. Da nun dem Gesetz zufolge der Mann sie tödten mußte, so berief er seinen Sohn zu sich und sprach: mein lieber Sohn, Deine Mutter hat ihre ehelichen Pflichten verletzt, sie sollte also dem Gesetze gemäß durch mich sterben, allein ich habe meinen Arm eingebüßt, und darum werde ich sie nicht tödten können: demnach befehle ich Dir, sie zu tödten. Darauf entgegnete ihm sein Sohn: das Gesetz gebeut, seine Eltern in Ehren zu halten, so ich also meine eigene Mutter tödten müßte, würde ich gegen das Gesetz handeln und mir den Fluch meiner Mutter zuziehen: ich will Dir

also in diesem Stücke nicht gehorchen. Also entging das Weib durch ihren Sohn dem Tode.

Hundertunderstes Capitel.

Wie die Welt im Argen liegt und überall Gefahren drohen.

Man erzählt von einem gewissen Manne, Namens Ganterus, der sich immer Vergnügungen und Freude ohne Ende wünschte; der stand eines Morgens in der Frühe auf und spatzierte allein auf der Heerstraße, bis er an ein Land kam, in welchem der König erst neulich gestorben war. Die Fürsten des Reiches, als sie ihn so mannhaft sahen, erwählten ihn zu ihrem Könige, und er freute sich über seine Wahl. Wie aber die Nacht kam, da führten ihn die Seinigen in ein Gemach, in welchem er einen grimmigen Löwen am Kopfende seines Bettes erblickte, am Fußende einen Drachen, an der rechten Seite aber einen Bären und auf der andern Schlangen und Kröten. Da sprach Ganterus: Was soll denn das heißen? Muß ich denn in diesem Bette bei diesen Bestien schlafen? Jene aber antworteten: Freilich, Herr, denn alle Könige vor Dir haben in diesem Bette gelegen und sind von diesen Thieren gefressen worden. Darauf entgegnete der König: Alles gefällt mir hier recht wohl, allein vor diesem Bette sammt den Bestien da habe ich einen Abscheu, darum mag ich nicht Euer König seyn, und also ging er weg von ihnen. Er kam aber in ein anderes Land, wo ihn die Bürger gleichfalls zu ihrem König wählten. Wie nun

die Nacht kam, trat er in sein Schlafgemach und erblickte ein sehr schönes Bett, aber ganz voll von scharfen Scheermessern. Da sprach Ganterus: ich soll mich doch nicht etwa in dieses Bett legen? Da sprachen seine Diener: Ja, Herr. Denn alle Könige vor Dir haben in diesem Bette gelegen und sind darin gestorben. Jener aber erwiderte: Alles ist gut hier, das Bett ausgenommen, darum mag ich aber Euer König nicht seyn. Er stand also früh auf und machte allein einen Marsch von drei Tagen. Unterwegs traf er aber einen Greis, der mit einem Stock in der Hand über einer Quelle saß, und zu ihm sprach: mein lieber Wanderer, wo kommst Du denn her? Darauf antwortete er: aus weiter Ferne. Dann fragte jener weiter: was schaffest Du? Jener antwortete: ich suche drei Dinge und kann sie nicht finden. Darauf fragte jener wieder: was denn für drei Dinge? Ganterus antwortete: erstlich Ueberfluß ohne Mangel, zweitens Freude und Leid, drittens Licht oder Helle ohne Finsterniß. Da sprach der Greis: nimm diesen Stab und gehe immer auf dieser Straße fort: Du wirst bald einen Berg vor Dir erblicken, und am Fuße dieses Berges steht eine Leiter, welche sechs Stufen hat: diese steige hinan, wenn Du aber auf die sechste Sprosse gekommen seyn wirst, wirst Du auf dem Gipfel des Berges einen sehr schönen Palast gewahr werden. An die Pforte desselben thue drei Schläge, und der Pförtner wird Dir antworten. Dann zeige ihm Deinen Stab und sprich: derjenige, welcher der Eigenthümer dieses Stabes ist, befiehlt Dir hiermit, daß Du mich hineingehen lässest. Wenn Du aber darinnen seyn wirst, wirst Du alles jenes Dreies finden, was Du suchest. Jener aber erfüllte Alles, wie es ihm der Alte gesagt hatte, und wie der Thürhüter den Stab sah, ließ

er ihn hinein, und da fand er alles Dreies und mehr noch, und blieb sein ganzes Leben daselbst.

Hundertundzweites Capitel.

Von den Uebertretungen der Seele und ihren Wunden.

Einst war ein Kaiser Titus, in dessem Reiche ein gewisser edler Ritter lebte, der Gott sehr ergeben war und eine schöne Frau besaß, die ihm aber oft untreu war und nie von ihren Treulosigkeiten ablassen wollte. Wie Solches der Ritter gewahr wurde, trauerte er sehr in seinem Herzen und dachte das heilige Grab zu besuchen, und sprach also zum seinem Weibe: meine Liebe, ich will nach dem heiligen Lande ziehen und übergebe Euch Euerer eigenen Ehre. Wie er aber über das Meer gegangen war, da verliebte sich die Dame in einen Cleriker, der wohl in der schwarzen Magie erfahren war, und schlief bei ihm. Nun begab es sich einstmals, daß sie bei einander lagen und die Dame zu ihm sprach: wenn Du im Stande wärest, mir eine einzige Sache durchzusetzen, könntest Du mich zur Frau nehmen. Und jener versetzte: was ist denn das, was Du willst, so ich es irgend kann, will ich Dir zu Diensten seyn. Jene aber sprach: mein Mann ist nach dem gelobten Lande gezogen und liebt mich nicht besonders, so Du ihn durch eine besondere Kunst tödten könntest, würdest Du Alles, was ich habe, erhalten. Darauf erwiderte der Cleriker: ich will Dir zu Willen seyn, jedoch unter der Bedingung, daß Du mich zum Manne nimmst. Jene aber sprach: darauf nimm mein festes Versprechen. Der Cleriker

aber machte ein Bild mit dem Namen des Ritters, und hing es vor seinen Augen an die Wand auf. Während mittlerweile der Ritter durch eine Straße der Stadt Rom ging, begegnete ihm ein gewisser kluger Meister, sah ihn genau an und sprach zu ihm: mein Lieber, ich habe Dir etwas im Geheimen zu sagen. Jener aber entgegnete: Redet, Meister, was Euch beliebt. Der aber versetzte: noch heute wirst Du ein Kind des Todes seyn, so Du nicht Beistand von mir erhältst. Deine Frau ist eine Buhlerin und hat Deinen Tod angestellt. Wie der Ritter aber hörte, daß jener so die Wahrheit über seine Frau sprach, da hing er sich an ihn, glaubte ihm und sprach: o lieber Meister, rette mein Leben, und ich will Dir einen würdigen Lohn geben. Der antwortete aber: ich will Dich herzlich gern retten, so Du thust, was ich Dir heißen werde. Der Ritter aber sprach: ich bin berit. Hierauf ließ der Meister ein Bad zurichten, zog dem Ritter seine Kleider aus und hieß ihn in das Bad gehen. Nachher aber gab er ihm einen hellpolirten Metallspiegel in die Hand und sprach: siehe fleißig in den Spiegel und Du wirst Wunderdinge schauen. Wie der aber in den Spiegel blickte, während der Meister neben ihm in einem Buche las und zu ihm sprach: sage mir, was Du siehest, sagte er zu ihm: ich sehe in meinem Hause einen Cleriker, der von Wachs ein Bild gemacht hat, das mir ganz ähnlich ist, und an die Wand aufgehängt hat. Darauf sprach der Meister weiter: was siehest Du jetzt? Jener aber sprach: eben hat er einen Bogen ergriffen, einen spitzigen Pfeil auf denselben gelegt und fängt an nach dem Bilde zu schießen. Da sprach der Meister: so Dir Dein Leben lieb ist, so wirf, sobald Du einen Pfeil nach dem Bilde zu fliegen siehst, Deinen Körper in das Wasser des Bades, so

lange, bis ich Dir etwas Anderes heißen werde. Wie das der Ritter gesehen und gehört hatte, daß sich der Pfeil in Bewegung setzte, verbarg er seinen Körper gänzlich unter dem Wasser, und als er das gemacht hatte, sprach der Meister zu ihm: stecke Deinen Kopf heraus und schaue in den Spiegel. Wie er das gemacht hatte, sagte er zu ihm: was erblickst Du jetzt im Spiegel? Jener aber antwortete: das Bild ist nicht getroffen worden, sondern der Pfeil ist an der Seite desselben vorbei gegangen, und der Cleriker ist bekümmert. Darauf sprach der Meister: siehe jetzt wieder in den Spiegel, was er beginnt. Jener aber entgegnete: er ist jetzt näher nach dem Bilde zu gerückt und hat einen Pfeil auf den Bogen gelegt, um nach dem Bilde zu schießen. Jener aber versetzte: Gerade so, wie Du vorher gethan hast, so thue auch jetzt, wenn Du Dein Leben lieb hast. Als aber der Ritter im Spiegel sah, wie der Cleriker den Bogen spannte, steckte er seinen ganzen Körper in's Wasser. Hierauf sprach der Meister: siehe jetzt, wie es steht? Und als jener das gemacht hatte, sprach er: der Cleriker ist sehr traurig, daß er das Bild nicht getroffen hat und spricht zu meiner Frau, wenn ich das Bild zum dritten Male nicht treffe, muß ich deshalb mein Leben einbüßen. Eben rückt er noch näher an dasselbe, so daß es mir vorkommt, als könne es nicht fehlen, daß er das Bild treffen müsse. Darauf sprach der Meister: so Du Dein Leben liebst, sorge dafür, daß, sobald Du den Bogen angezogen siehst, Du alsbald Deinen ganzen Körper unter das Wasser steckst, so lange, bis ich zu Dir sprechen werde. Der Ritter schaute also unverwandt in den Spiegel, und wie er den Cleriker den Bogen zum Schießen spannen sah, fuhr er mit seinem ganzen Körper unter das Wasser, bis der Meister zu ihm sprach: komm schnell

heraus und siehe in den Spiegel. Wie aber der Ritter hineingeschaut hatte, lachte er, und der Meister sprach: Lieber, sage mir doch, was Du lachst. Jener aber antwortete: ich sehe ganz deutlich in dem Spiegel, daß der Cleriker das Bild nicht getroffen hat, der Pfeil aber umgekehrt ist, ihn zwischen der Lunge und dem Magen durchbohrt hat, und er eben gestorben ist: meine Frau hat aber unter meinem Bette eine Grube gemacht und ihn darin begraben. Da sprach der Meister: stürze Dich jetzt schnell heraus, lege Deine Kleider an und bitte zu Gott für mich. Der Ritter aber dankte ihm für die Rettung seines Lebens, und als seine Reise beendigt war, machte er sich wieder zu seinem Lande auf, und wie er nach Hause kam, da eilte ihm seine Frau entgegen und empfing ihn voller Freude. Der Ritter aber verstellte sich mehrere Tage lang, endlich aber schickte er nach den Eltern seiner Frau und sprach zu ihnen: meine Theuern, ich habe Euch aus folgender Ursache zu mir beschieden: hier ist Euere Tochter, meine Frau, welche Ehebruch an mir verübt hat, und was weit schlimmer ist, darauf umging mir den Tod zu geben. Jene aber leugnete es mit einem Eide, allein der Ritter begann jetzt und trug den ganzen Hergang und das Verfahren des Clerikers vor und sprach: wenn Ihr mir nicht glaubt, so kommt her und sehet den Ort, wo der Cleriker eingescharrt ist. Hierauf führte er sie in sein Gemach, und sie fanden den Leichnam des Clerikers unter seinem Bette. Der Richter ward alsbald herbeigerufen und entschied, sie solle durch Feuer verbrannt werden: und also geschah es, und die Asche ihres Leibes ward in die Luft gestreut. Nachmals aber nahm sich der Ritter eine schöne Jungfrau zur Gemahlin, zeugte mit ihr Kinder und beschloß sein Leben in Frieden.

Hundertunddrittes Capitel.

Wie man Alles mit Eintracht und Vorsicht vollbringen müsse.

Einst herrschte ein sehr weiser und in Allem gerechter Kaiser Domitianus. Weil der nun Niemanden verschonte, sondern immer der Gerechtigkeit ihren Lauf ließ, begab es sich einstmals, daß, als er zu Tische saß, ein Kaufmann zu ihm kam und an das Thor pochte. Der Pförtner aber öffnete dasselbe und fragte, was ihm beliebe. Jener aber sprach: ich bin ein Kaufmann und habe für die Gemahlin des Kaisers einige nützliche Sachen zu verkaufen. Wie das der Thorwärter hörte, ließ er ihn ein. Jener aber begrüßte den Kaiser auf demüthige Weise, und dieser sprach zu ihm: mein Lieber, was hast Du denn für Waaren zu verkaufen? Und jener erwiderte: Herr, drei weise Sprüchelchen. Der aber sprach: und wie theuer willst Du mir jeden Spruch geben? Und jener engegnete: für tausend Gulden. Da sprach der Kaiser: wenn mir nun aber Deine Weisheit nichts frommt, so verliere ich mein Geld. Da versetzte der Kaufmann: Herr, wenn meine Sprüche bei Euch keine gute Statt finden, will ich Euch Euer Geld wieder geben. Da sprach der Kaiser: Du sprichst, was billig ist, nenne mir also jetzt die weisen Sprüchelchen, welche Du an mich verkaufen willst. Und jener entgegnete: Alles, was Du thust, thue vorsichtig und siehe auf's Ende. Der zweite Spruch ist: gehe nie eines Fußsteiges wegen von der Heerstraße. Der dritte endlich ist: nimm nie eine Herberge über Nacht in einem Hause an, wo der Hausherr alt und seine Frau jung ist. Diese drei

Sachen bewahre bei Dir, und es wird gut um Dich stehen. Der König gab ihm also für jeden Spruch tausend Gulden und ließ sich den ersten „Alles was Du thust, thue mit Vorsicht und siehe auf's Ende" an die Wände seines Thronsaales schreiben, ebenso auch in seinem Gemache und an allen Orten, wo er spatzieren zu gehen pflegte, anbringen, ja auch auf die Tischtücher sticken, auf welchen er speiste. Nach diesem aber, obgleich er ein so gerechter Mann war, verschworen sich doch Viele aus seinem Reiche gegen ihn, um ihn zu ermorden, und weil sie Solches nicht öffentlich thun konnten, so besprachen sie sich mit seinem Bartscheerer, daß er ihm die Kehle abschneiden und dafür einen guten Lohn erhalten solle. Der Bartscheerer aber nahm das Geld und versprach seine Verpflichtung getreulich zu erfüllen. Wie nun aber derselbe dem Kaiser den Bart abnehmen sollte und ihn eingeseift hatte und sich daran machte ihn zu rasiren, so sah er zufällig unter sich auf das Barttuch, welches der Kaiser um den Hals hatte und auf dem gestickt zu lesen war: Was Du thust, das thue mit Vorsicht und bedenke das Ende. Wie nun der Barbier diese Schrift gelesen hatte, da dachte er bei sich: heute bin ich gedungen worden diesen Mann umzubringen, wenn ich aber das thue, so wird mein Ende sehr kläglich seyn, denn ich werde zum schimpflichsten Tode verdammet werden: darum ist es gut, wie jene Schrift sagt, bei Allem, was man thut, auf das Ende zu sehen. Alsbald fingen seine Hände an zu zittern, daß ihm sein Scheermesser aus der Hand fiel. Wie das der Kaiser gewahr wurde, sprach er zu ihm: sage mir, was ist Dir denn? Und jener erwiderte: o Herr, erbarme Dich meiner, ich bin heute gedungen worden, Dich für Geld zu ermorden, weil ich aber zufällig, wie es Gottes Wille war, die

Schrift Deines Barttuches las, „was Du thust, das thue mit Vorsicht und bedenke das Ende,“ habe ich mir gleich überlegt, daß ein schimpflicher Tod mein Ende seyn werde: darum zitterten meine Hände. Wie das der Kaiser hörte, dachte er bei sich: der erste Spruch hat mir das Leben gerettet, ich habe ihn zu einer guten Stunde eingehandelt. Und er sprach zu dem Bartscheerer: sey fortan nur getreu und ich will es Dir verzeihen. Wie nun die Fürsten seines Reiches sahen, daß sie ihn auf diesem Wege nicht tödten konnten, verhandelten sie mit einander, wie sie ihn umbringen möchten, und sprachen: an dem und dem Tage wird er zur Stadt zurückkommen, wir wollen uns also bei dem Fußsteige, über welchen er gehen muß, in den Hinterhalt legen und ihn tödten. Jene aber sprachen: das ist ein guter Plan. Der König aber rüstete sich an eben diesem Tage nach der Stadt zu ziehen, und als er bis an jenen Fußsteig gekommen war, sprachen seine Ritter zu ihm: Herr es ist gut, diesen Fußweg einzuschlagen, denn er ist näher als die Landstraße. Der Kaiser aber dachte bei sich: der zweite Spruch war, ich solle nie die Heerstraße eines Fußsteiges wegen verlassen, ich will mich also an meinen Spruch halten: und er sprach zu seinen Rittern: ich bin nicht gesonnen die Heerstraße zu verlassen, Ihr aber, die Ihr den Fußsteig einschlagen wollt, könnt gehen und rüstet Alles für meine Ankunft zu. Jene aber gingen nun den Fußweg, und da sich die Feinde des Königs auf demselben befanden und meinten, daß der König unter jenen seyn müsse, so brachen sie Alle hervor und tödteten Alle, so viel ihrer dahin kamen. Wie das der König hörte, sprach er bei sich: Nunmehr hat mir auch der zweite Spruch das Leben gerettet! Wie nun jene sahen, daß sie ihn durch List nicht umbringen konnten, so ver-

schworen sie sich unter einander, wie sie ihn auf andere Weise um's Leben bringen möchten, und sprachen unter sich: an dem und dem Tage wird er in dem Hause jenes Mannes bleiben, bei dem alle Edeln einkehren, weil keine andere Herberge für ihn da ist, wir wollen also für eine Geldsumme den Wirth und seine Frau bestechen, damit sie den Kaiser, wenn er auf seinem Bette liegt, ermorden. Jene aber entgegneten: der Plan ist gut. Wie nun der Kaiser in jene Stadt gekommen war, kehrte er in selbigem Hause ein, ließ also den Wirth zu sich rufen, allein als er ihn gesehn hatte, kam er ihm sehr alt vor und darum sprach er zu ihm: hast Du eine Frau? Und jener antwortete: allerdings o Herr. Darum sprach der Kaiser: zeige mir sie, und als er sie geschaut hatte, da kam sie ihm sehr jung vor und als könnte sie kaum achtzehn Jahr alt seyn. Darauf sprach er zu ihm: gehe Deiner Wege, denn ich will mein Nachtlager anderswo aufschlagen lassen und nicht hier bleiben. Jener aber entgegnete: sehr wohl, gnädiger Herr: allein Alles ist schon bereit gemacht und darum wird es nicht gut seyn anderwärts zu schlafen, weil in der ganzen Stadt kein besseres Wirthshaus als dieses ist. Jener aber entgegnete: ich sage Dir, daß ich anderwärts schlafen will. Alsbald brachte ihn sein Kämmerling weg und der Kaiser begab sich heimlich an einen andern Ort und sprach zu seinen Rittern: Ihr könnt hier bleiben, wenn Ihr wollt, kommt aber in der Frühe zu mir. Wie nun Alles schlief, da stand der Alte mit seiner Frau auf, weil dieselben für Geld gedungen waren, den Kaiser im Schlafe zu ermorden, und tödteten alle seine Ritter. Früh aber stand der Kaiser auf, und als er seine Ritter ermordet fand, sprach er in seinem Herzen: o weh, wenn ich hier mein Nachtlager genommen hätte, wäre ich jetzt

todt, wie die Anderen: nun hat auch der dritte Spruch mir das Leben gerettet. Er ließ also den Alten mit seiner Frau und seiner ganzen Familie an den Galgen hängen und behielt, so lange er lebte, jene weisen Lehren bei sich und beschloß sein Leben im Wohlseyn.

Hundertundviertes Capitel.

Von dem Gedächtniß der Wohlthaten.

Es lebte einst ein Ritter, welcher die Jagd über Alles liebte, nun begab es sich aber eines Tages, daß er auf die Jagd gezogen war und ihm ein Löwe, welcher hinkte, in den Weg kam und ihm seinen Fuß zeigte. Der Ritter aber stieg vom Pferde und zog ihm einen spitzigen Dorn aus dem Fuße, legte Salbe auf die Wunde, und der Löwe ward wieder geheilt. Nach diesem aber jagte der König jenes Landes zufällig in demselben Walde, fing jenen Löwen und behielt ihn viele Jahre bei sich. Nun hatte aber jener Ritter sich gegen den König vergangen und sich in jenen Wald geflüchtet, wo er alle Durchreisenden plünderte und umbrachte. Indessen nahm ihn der König doch gefangen und fällte über ihn das Urtheil, man solle ihn dem Löwen zum Fressen vorwerfen, da dieser, wenn man ihm weiter keine andere Speise vorsetzen würde, wüthend gemacht den Ritter verschlingen werde. Wie nun der Ritter in die Grube des Löwen geworfen worden war, fürchtete er sich sehr und erwartete die Stunde, wo er gefressen werden würde. Der Löwe aber betrachtete ihn genau, und da er ihn erkannte, so schmeichelte er ihm und blieb sieben Tage lang ohne Speise. Wie das aber der König

gehört hatte, da wunderte er sich sehr, ließ den Ritter aus der Grube hervorziehen und sprach zu ihm: sage mir mein Lieber wie geht das zu, daß Dir der Löwe nichts gethan hat? Der aber sprach: Herr, ich ritt einst zufällig durch einen Wald, und es begegnete mir jener Löwe, der aber hinkte: ich zog ihm also einen Dorn aus seinem Fuße und heilte seine Wunde, und darum hat er mich, wie ich denke, verschont. Darauf sagte der König: Darum, daß Dir der Löwe kein Leid angethan hat, will ich Dich verschonen: bemühe Dich nur fortan Deinen Lebenswandel zu bessern. Jener aber bedankte sich bei dem König, besserte sich in jeder Art und beschloß sein Leben in Frieden.

Hundertundfünftes Capitel.

Von dem Wechsel eines jeglichen Gutes und vorzüglich der rechten Richter.

Einst herrschte der weise Theodosius, der aber das Licht seiner Augen eingebüßt hatte, und darum ein Gesetz gab, daß eine Glocke in seinem Palaste aufgehangen würde und Jeder, der eine Sache bei ihm anzubringen hätte, eigenhändig das Glockenseil ziehen sollte: bei dem Anschlagen derselben sollte dann der Richter, der dazu bestellt war, herabkommen und einem Jeden nach der Gerechtigkeit thun. Nun hatte sich aber unter dem Glockenstrange eine Schlange ihr Nest gebaut und bekam innerhalb einer kurzen Zeit Junge, und als dieselben kriechen konnten, machte sie sich eines Tages mit denselben auf den Weg außerhalb der Stadt. Während sich aber die Schlange entfernt hatte, kam eine Kröte

in ihr Nest und nahm es in Besitz: die Schlange, als sie mit ihren Jungen zurückkam und sah, wie die Kröte ihr Nest inne hatte, kämpfte zwar mit ihr, allein sie konnte die Kröte nicht besiegen, und also behauptete dieselbe das Nest. Wie das die Schlange sah, schlang sie ihren Schwanz um den Glockenstrang, zog tüchtig an demselben und läutete, gerade als wenn sie sagen wollte: komm herab, Du Richter, und verschaffe mir Gerechtigkeit, denn eine Kröte hat gegen alles Recht mein Nest in Besitz genommen. Wie der Richter die Glocke läuten hörte, kam er zwar herab, als er aber Niemanden erblickte, stieg er wieder hinauf. Wie das die Schlange bemerkte, läutete sie zum zweiten Male. Der Richter stieg, als er das hörte, abermals herab, und da er die Schlange das Glockenseil ziehen sah, und wie die Kröte ihren Wohnplatz eingenommen hatte, stieg er wiederum in den Palast hinauf und meldete die ganze Sache dem König. Der König aber sprach zu ihm: gehe wieder hinunter und treibe nicht blos die Kröte wieder aus, sondern tödte sie auch, denn die Schlange muß ihren Platz wieder bekommen, und also geschah es. Wie nun nach diesem eines Tages der König auf seinem Bette lag, kam die Schlange in sein Gemach und trug einen kostbaren Stein in ihrem Munde, und wie das die königlichen Diener gewahr wurden, sagten sie ihrem Herrn, eine Schlange sey hereingekommen, der aber sprach: wollet sie nicht hindern, denn ich glaube, sie wird mir kein Leid zufügen. Die Schlange kroch nun auf sein Bett und nahm ihren Weg nach seinem Gesicht zu, und als sie bis an seine Augen gekommen war, ließ sie den Stein auf dieselben fallen, und ging alsbald wieder aus dem Gemach hinaus. Wie aber der Stein die beiden Augen berührte, bekam der König sein helles Augenlicht

wieder, er freute sich darum nicht wenig und ließ die Schlange überall aufsuchen, allein man fand sie nicht: den Stein aber bewahrte er und beschloß sein Leben in Frieden.

Hundertundsechstes Capitel.

Wie man sich vor dem Truge des Bösen hüten müsse, auf daß er uns nicht hintergehe.

Es waren einst drei Gesellen, die machten eine Reise, und es begab sich, daß sie außer einem Brode durchaus keine Lebensmittel finden konnten. Und doch waren sie sehr hungrig, sprachen daher so zu einander: wenn dieses Brod in drei Theile getheilt wird, wird ein solcher keinem von uns zur Sättigung ausreichen, wir wollen also einen vernünftigen Rath halten, wie wir über dieses Brod verfügen müssen. Da sprach einer: Wir wollen uns hier auf der Straße zum Schlafen niederlegen und ein Jeder möge träumen, und wer den wunderbarsten Traum erblickt haben wird, der soll das ganze Brod haben. Die andern zwei antworteten: Dein Rath ist gut, und begannen zu schlafen. Der aber, welcher den Rath gegeben hatte, stand während jene schliefen, auf und verzehrte das Brod ganz und gar, und ließ seinen Begleitern nicht ein Krümchen. Als er das gethan hatte, weckte er seine Kameraden auf, und sprach: Steht schnell auf, es ist Zeit, daß ein Jeder seinen Traum sage. Da sprach der Erste: Ihr Lieben, ich habe einen wunderbaren Traum gesehen, eine goldene Leiter, welche vom Himmel auf die Erde herabging: auf diese stiegen die Engelein hinauf

und hinab, und führten meine Seele aus meinem Leibe gen Himmel. Als ich dort ankam, sah ich den Vater, den Sohn und den heiligen Geist, und so viel Fröhlichkeit war in meiner Seele, und nie hat ein Auge gesehen, noch ein Ohr gehöret, was ich da vernommen habe. Und das ist mein Traum. Da sprach der Zweite: auch ich sah, wie Teufel mit eisernen und feurigen Werkzeugen mir die Seele aus dem Leibe rissen, mich mißhandelten und sprachen: so lange Gott im Himmel regiert, wirst Du an Diesem Orte bleiben. Der Dritte aber sagte: höret meinen Traum. Mir kam es vor, als wenn ein Engel zu mir käme und sagte: Theuerster, willst Du sehen, wo Deine Kameraden sind? Ich antwortete: ei wohl Herr. Wir haben unter uns ein Brod zu theilen, ich fürchte, sie sind mit dem Brode davongelaufen. Jener aber sprach: nein, dieß ist nicht der Fall, das Brod liegt neben uns, folge mir. Da führte er mich zur Himmelspforte, und ich steckte meinen Kopf seinem Gebote nach unter das Thor und erblickte Dich; es kam mir vor, als wenn Du gen Himmel entführt würdest und auf einem goldenen Throne säßest, und viele treffliche Weine und Speisen vor Dir hättest. Und der Engel sprach zu mir: siehe Dein Gesell lebt in Ueberfluß unter lauter Freuden und Speisen, und wird dort in Ewigkeit bleiben, denn wer einmal in das Himmelreich gekommen ist, der kann nie wieder heraus gehen. Komm Du nun mit mir, ich will Dir zeigen, wo Dein anderer Kamerad ist. Als ich ihm aber gefolgt war, da führte er mich an das Höllenthor, und da erblickte ich Dich, so wie Du gesagt, in der schwersten Pein. Und da Dir täglich Brod und Wein in großer Menge aufgetragen wurde, da fragte ich Dich o liebster Gesell, es gefällt mir nicht, daß Du in solcher

Pein liegst. Du aber antwortetest mir: so lange Gott im Himmel regiert, werde ich hier verbleiben, denn ich habe es verdient: stehe also schnell auf und iß das ganze Brod, denn fürder wirst Du weder mich noch unsern Gesellen sehen. Ich aber, als ich das gesehen hatte, stand auf und verzehrte das Brod, wie Du gesagt hattest.

Hundertundsiebentes Capitel.

Von dem Gedächtnis an den Tod und wie man sich nicht an zeitlichen Gütern ergötzen dürfe.

Es stand einst in der Stadt Rom eine Bildsäule auf ihren eigenen Füßen wie ein Mensch, und hielt die Hand ausgestreckt, auf dem Mittelfinger aber stand geschrieben: hier schlage ein. Diese Bildsäule stand aber also schon seit langer Zeit, und weil nun Niemand wußte, was das bedeuten solle: hier schlage ein, so wunderten sich Viele darüber und kamen immer wieder zu der Statüe, um sich diese Schrift wieder anzusehen, allein sie gingen Alle wieder unverrichteter Sache hinweg, denn sie verstanden jene Aufschrift durchaus nicht. Nun gab es aber einen gewissen scharfsinnigen Kleriker, der, wie er von der Bildsäule gehört hatte, sich viel Mühe gab sie zu sehen, und als er sie endlich erblickt und die Aufschrift: „hier schlage ein“ gelesen hatte, und gerade die Sonne auf das Standbild scheinen sah, so folgte er dem Schatten, welchen derjenige Finger warf, welcher sprach: „hier schlage ein,“ nahm gleich eine Hacke und schlug in einer Entfernung von drei Fuß in die Erde und fand

einige Stufen, welche unter die Erde hinabgingen. Der Kleriker aber freuete sich nicht wenig, stieg die Stufen hinab und fand unter der Erde einen prächtigen Palast, in dessen Hofhalle er trat. Darin erblickte er einen König und eine Königin und viele Edele, welche an einer Tafel saßen, und ringsherum war der ganze Saal voll Menschen. Alle aber waren mit kostbaren Gewändern angethan, indessen sprach Keiner von Allen auch nur ein einziges Wort zu ihm. Er sah sich um und erblickte in einem Winkel einen kostbaren, polirten Stein, welcher Karfunkel heißt, von dem das ganze Haus sein Licht erhielt. Dem Karfunkel gegenüber sah er aber in einem andern Winkel einen Mann stehen, welcher in seiner Hand einen Bogen hielt, und mit einem Pfeile in Bereitschaft stand loszuschießen, und auf der Stirne desselben stand geschrieben: ich bin der, der ich bin: Niemand kann meinem Bogen entgehen, und vorzüglich nicht jener Karfunkel, der so herrlich glänzt. Wie das der Kleriker sah, wunderte er sich, trat aber dann in ein Gemach, und fand daselbst herrlich schöne Frauen in Purpur und Pelzwerk gekleidet, welche arbeiteten, aber kein Wort zu ihm sprachen. Nach diesem trat er in einen Pferdestall, traf darin Pferde und Esel, aber gerade so wie alle Andern, denn wie er sie berührte, schienen sie sich wie Steine anzufühlen. Hierauf besuchte er alle Wohngemächer des Palastes, und fand Alles, was sein Herz begehrte. Nachher aber trat er, wie früher, in die Hofhalle, dachte an's Weggehen und sprach bei sich in seinem Herzen: heute habe ich wunderliche Dinge erblickt, und Alles, was mein Herz begehrte, konnte es hier finden. Indessen wird über das, was ich gesehen habe, Niemand meinen Worten glauben, darum ist es gut zum Beweis

der Wahrheit etwas von hier mitzunehmen. Er schaute also auf die obere Tafel und erblickte goldene Trinkgeschirre und kostbare Messer, ging also an den Tisch und nahm einen Becher und ein Messer weg, um es mit zu nehmen. Sobald er es aber in seinen Busen gesteckt hatte, richtete die Bildsäule, welche mit einem Bogen und Pfeil in einem Winkel stand, ihren Pfeil gegen den Karfunkel, durchschoß ihn und zerschmetterte ihn in viele Stücke. Alsbald aber ward die Halle finster wie die Nacht, und der Kleriker ward, als er das sah, ganz traurig und konnte den Ausweg wegen der allzugroßen Dunkelheit nicht wieder finden, und mußte so in dem Palaste eines elenden Todes sterben.

Hundertundachtes Capitel.

Von dem getreuen Halten seines Versprechens.

Es gab einst einen Kaiser, in dessen Reiche zwei Räuber lebten, die mit einander einen Bund gemacht hatten, daß keiner den andern in der Noth verlassen, sondern daß ein jeder für den andern sein Leben einsetzen sollte, und diese verübten mit einander vielerlei Uebelthaten, sowohl Diebstähle als Mordthaten. Nun begab es sich einstmal, daß der eine ohne den andern, und in der Abwesenheit desselben, bei einem Diebstahle gefangen und in Fesseln in einen Kerker geworfen wurde. Wie das sein Geselle, der andere Räuber hörte, kam er zu ihm und sprach: mein lieber Geselle, sage mir auf's Wort, durch welches wir mit einander verbunden sind, was soll

aus Dir werden? Jener antwortete aber: wie es mir vorkommt, muß ich des Todes sterben, weil ich bei'm Stehlen ergriffen worden bin:. wenn Du also nur das thun willst, was ich Dir sagen werde, werde ich Dir sehr verpflichtet seyn. Ich habe eine Frau, eine Familie und auch ganz kleine Kinder: über diese habe ich noch nichts festgesetzt, auch nichts über mein Vermögen, so Du nun den Richter befragen wolltest, ob Du für mich im Gefängniß bleiben dürftest, bis ich nach Hause gehen und über meine Frau und Familie und über mein Gut eine Anordnung werde treffen können, will ich zur rechten Zeit wieder hier seyn und Dich erlösen. Jener antwortete aber: das will ich treulich erfüllen. Er machte sich also zum Richter auf und sprach: Herr, mein Freund ist gefangen worden und liegt im Kerker, so daß er, wie ich denke, dem Tode nicht entgehen mag. So es Euch nun gefällig ist, hätte ich an Euch nur eine einzige Bitte, nehmlich daß Ihr ihm gestattet nach seinem eigenen Hause zu gehen, um vor seinem Tode noch über seine Frau und Familie zu verfügen. Indessen will ich, damit Ihr über ihn sicher seyn könnt, an seiner Stelle im Gefängniß bleiben, bis er zurück kommt. Darauf erwiderte der Richter: an dem und dem Tage wird über ihn und die Andern Gericht gehalten werden: wenn er nun aber an diesem Tage nicht zurückkehrt, was wirst Du dann antworten? Jener aber versetzte, Herr, ich will Dir jegliche Sicherheit, welche Dir beliebt, geben, und wenn er nicht kommt, um seiner Willen den Tod leiden. Darauf sprach der Richter: wir wollen Deine Bitte erhören, jedoch so, daß wir Dich im Gefängniß halten, bis jener zurückkehrt. Und jener antwortete: also ist es mir recht. Hierauf ließ der Richter diesen in's Gefängniß stecken, den

Andern aber frei seine Straße ziehen. Der aber ging nach Hause und traf seine Anordnungen wegen seiner Frau, Kinder und Familie, und hielt sich bis zum dritten Tage daselbst auf, an welchem alle Missethäter vor dem Richter gebracht wurden. Unter den Uebrigen ward auch der, welcher so bereitwillig für seinen Freund in's Gefängniß gegangen war, ihm statt seines Freundes vorgeführt, der Richter aber sprach zu ihm: wo ist denn Dein Freund, der heute zurückkommen, Dich erlösen und retten sollte? Und jener entgegnete: Herr, wie ich hoffe, wird er nicht ausbleiben. Der Richter aber wartete lange, ob er vielleicht komme, allein er kam nicht. Alsbald fällte er den Spruch, man solle jenen zum Galgen führen, und also geschah es. Wie er nun zum Galgen gekommen war, da sprach der Richter zu ihm: mein Lieber, rechne es Dir allein, nicht aber mir zu, daß Du jetzt sterben mußt: Du hast ja gesagt, Dein Freund werde kommen und Dich erlösen. Jener aber antwortete: Herr, weil ich sterben muß, so bitte ich Euch inständigst, daß ich vor meinem Tode noch einmal anklopfen darf. Der Richter aber entgegnete: was soll denn das für ein Anklopfen seyn? Der aber antwortete: ich will, bevor ich sterbe, noch drei Mal laut rufen. Und jener sagte: mir ist's recht, worauf jener mit lauter Stimme anfing zu rufen, zum ersten, zweiten und dritten Mal. Dabei sah er sich rings um und sah in der Ferne einen Mann behenden Laufes herbei eilen und sprach zu dem Richter: schiebe meinen Tod noch auf, denn siehe ich sehe einen Mann kommen: vielleicht ist es mein Geselle, der mich heute noch erlösen wird. Wie aber der Richter jenen kommen sah, wartete er, und siehe sein Gesell langte an und sprach: o Herr, ich bin der, welcher über seine Güter verfügt

hat und für den sein Freund unterdessen in Todesgefahr schwebte: laß jenen jetzt ungehindert weggehen, denn ich bin bereit für meine Sünden den Tod zu leiden. Da sah ihn der Richter scharf an und sprach: mein Lieber, sage mir, warum Ihr einander so treu seyd. Und Jener erwiderte: Herr, von unserer Kindheit an hat jeder von uns dem andern das Wort gegeben, ihn in Allem getreu zu seyn; das ist die Ursache, warum er meine Stelle vertreten hat, bis ich mein Haus bestellt hatte. Der Richter aber sprach: weil die Sache so ist, so erlasse ich Dir die Hinrichtung, seyd mir treu, und Ihr könnt für die Zukunft bei mir bleiben: ich will in Allem aus meinen Mitteln für Euere Nothdurft sorgen. Jene aber antworteten: Herr wir geloben Euch vollständig unsere Treue. Also nahm sie der Richter zu Gnaden an, und Alle lobten ihn, daß er so voll Erbarmen gegen sie gewesen war.

Hundertundneuntes Capitel.

Die der Teufel reich macht, die täuscht er und führt sie wegen ihrer Habsucht in's Thal Gehenna.

Es lebte einst ein Schmied in einer am Meere gelegenen Stadt: der war sehr geitzig und schlecht. Er hatte aber viel Geld zusammengebracht und damit einen Stamm angefüllt, welchen er vor Aller Augen an's Feuer stellte, so daß Niemand Verdacht schöpfen konnte, daß derselbe Geld enthielte. Nun begab es sich aber einmal, daß während Alle im Schlafe lagen, das Meer

in's Haus trat, so daß der Stamm mit dem Gelde zum Schwimmen kam. Wie nun das Meer wieder zurück trat, nahm es den Stamm mit fort, und so schwamm derselbe auf dem Meere viele Meilen weit, bis er an eine Stadt kam, in welcher ein Mann wohnte, der eine geheime Herberge hielt. Dieser Mann sah, als er in der Frühe aufstand, den Stamm und zog ihn an's Land, weil er meinte, er sey nichts weiter als ein Stück Holz, welches von irgend Jemandem hineingeworfen oder zurück gelassen worden sey. Nun war aber dieser Mann sehr freigebig und wohlthätig gegen Arme und Fremde: es begab sich daher eines Tages, daß Reisende in seinem Hause einkehrten und es gerade sehr kalt war. Der Wirth zerhieb also mit seiner Axt das Holz, und vernahm nach zwei oder drei Hieben einen Klang, und als er darauf den Stamm gespalten hatte, fand er das Geld und freute sich sehr, legte es aber in Verwahrung, ob nicht vielleicht irgend wer käme, dem es gehörte, und welchem er es zurückgeben könnte. Der Schmied aber zog von Stadt zu Stadt um sein Geld zu suchen, und kam auch zu der Stadt und der Herberge jenes Wirthes, der den Stamm gefunden hatte. Wie er nun erwähnte, daß er einen Stamm verloren habe, und sein Wirth dieses hörte, so merkte er, daß diesem das Geld gehöre. Er dachte also bei sich: ich will jetzt eine Probe machen, ob es der Wille Gottes ist, daß ich ihm das Geld zurückgebe. Der Wirth ließ also drei Pasteten von Brodteig machen, die eine füllte er mit Erde, die zweite mit Todtengebeinen, die dritte aber mit dem Gelde an, welches er in dem Stamm gefunden hatte. Wie er das gemacht hatte, sprach er zu dem Schmied: wir wollen drei gute Pasteten verzehren, die aus dem besten Fleische, welches ich habe,

bereitet sind: Du kannst nehmen, welche Du willst, immer wirst Du genug haben. Der Schmied aber hob eine nach der andern auf, fand daß die mit Erde angefüllte Pastete schwerer war und wählte sie, und sprach hierauf zu dem Wirthe: wenn ich mehr bedarf, werde ich mir noch jene zweite auslesen, und dabei legte er seine Hand auf die mit Todtengebeinen gefüllte Pastete. Die dritte magst Du für Dich behalten. Wie das der Wirth sah, sprach er in seinem Herzen: jetzt sehe ich deutlich, daß es der Wille Gottes nicht ist, daß dieser Elende sein Geld bekommt. Alsbald rief er Arme und Kranke, Blinde und Lahme zu sich herein, öffnete in Gegenwart des Schmiedes die Pasteten und sprach: siehe, Du elender Kerl, hier ist Dein Geld, welches ich Deinen Händen überlieferte: Du aber hast lieber die Pasteten mit Erde und Todtengebeinen gewählt, und das ist gut, weil es Gott nicht gefällt, daß Du jenes Geld wieder bekommst. Sogleich vertheilte er vor seinen Augen das ganze Geld unter die Armen, und so ging der Schmied wieder mit großer Bestürzung seiner Wege.

Hundertundzehntes Capitel.

Von der wundersamen Berufung der auf Irrwegen Wandelnden und dem frommen Trost der Niedergeschlagenen.

Einst herrschte ein Kaiser, Namens Trajanus, in dessen Reiche ein Ritter lebe, der Placidus hieß, und von Seiten des Kaisers zum Kriegsobersten bestellt war.

Der ließ sich nun die Werke der Barmherzigkeit sehr angelegen seyn, war aber dem Götzendienst ergeben. Er hatte aber eine Frau, welche demselben Cultus zugethan aber auch eben so barmherzig war, als er selbst: mit dieser zeugte er zwei Söhne, welche er, zufolge ihrer edlen Geburt, köstlich erziehen ließ, und weil er nun eifrig die Werke der Mildthätigkeit betrieb, so verdiente er auf den Weg der Wahrheit und des Lichts geführt zu werden. Wie er nun eines Tages das Waidwerk übte, traf er auf ein Rudel Hirsche, unter denen er einen erblickte, der schöner und größer war als die übrigen, sich von der Gesellschaft der andern absonderte, und in einen weit ausgedehnten Wald entsprang. Während nun die übrigen Ritter sich mit den andern Hirschen beschäftigten, verfolgte Placidus mit aller Anstrengung jenen, und bemühte sich ihn zu fangen. Wie er nun aus allen Kräften nacheilte, lief endlich der Hirsch eine hohe Bergspitze hinan, und als Placidus näher kam, dachte er bei sich in seiner Seele darüber nach, wie er ihn nun auf eine andere Weise nicht fangen könne. Als er jedoch den Hirsch genau ansah, bemerkte er zwischen seinen Geweihen die Form des heiligen Kreuzes, das mehr als das Sonnenlicht selbst leuchtete, und das Bild Jesu Christi, welches durch den Mund des Hirsches gerade wie einst durch die Eselin Bileams mit folgenden Worten zu ihm sprach: o Placide, was verfolgst Du mich: ich bin Deiner wegen Dir hier in der Gestalt eines Hirsches erschienen: ich bin Christus, den Du, ohne es selbst zu wissen, verehrst: Dein Almosen ist bis zu mir heraufgestiegen, und deshalb bin ich gekommen, daß ich durch den Hirsch, welchen Du jagtest, Dich selbst erjagen möge. Andere sagen jedoch, daß das Bild, welches zwischen den

Geweihen dieses Hirsches erschien, selbst diese Worte vorbrachte. Als das Placidus hörte, wurde er von großer Furcht ergriffen, stürzte vom Roß auf die Erde herab, und erst nach einer Stunde wieder zu sich gekommen, stand er von der Erde auf und sprach: entdecke mir, was Du sagen willst, so will ich an Dich glauben. Und Christus sprach: ich bin Christus, Placide, der den Himmel und die Erde erschaffen hat: der ich das Licht entstehen ließ und es von der Finsterniß schied: der ich die Tages- und Jahreszeiten und Jahre bestimmte, den Menschen aus einem Erdenkloß bildete, der ich zum Heil des Menschengeschlechts auf Erden in Fleischesgestalt erschien, der ich gekreuzigt und begraben wurde und am dritten Tage wieder auferstand. Wie das Placidus hörte, fiel er zum andern Male zur Erde nieder und sprach: Herr, ich glaube, daß Du das Alles gemacht hast und die Irrenden bekehrst. Und der Herr sprach zu ihm: wenn Du an mich glaubst, so gehe zum Bischoff dieser Stadt und laß Dich taufen. Ihm aber antwortete Placidus: willst Du Herr, daß ich dieses eben so auch meiner Frau und meinen Kindern kund thue, auf daß auch diese an Dich glauben. Der Herr aber sprach: verkündige es ihnen, damit auch sie, gleich wie Du, gereinigt werden mögen: Du aber komm am morgenden Tage wieder hierher, damit ich Dir zum zweiten Male erscheine und Dir was da kommen soll, vollständiger eröffnen kann. Wie also Placidus nach Hause zurückgekehrt war und seiner Frau im Bette diese Sache verkündigte, da rief seine Frau aus: mein Herr, auch ich habe ihn in der vergangenen Nacht erblickt, wie er also zu mir sprach: morgen wirst Du und Dein Mann und Deine Söhne zu mir kommen, und jetzt habe ich ihn

wieder erkannt, weil Du es selbst auch erfahren hast. Sie machten sich also noch um Mitternacht zu dem Bischoff der Stadt Rom auf den Weg, der sie mit großer Freude taufte und den Placidus Eustachius nannte, seine Frau aber Theosbyta und seine Söhne Theosbytus und Agapitus. In der Frühe des andern Morgens aber begab sich Eustachius nach seiner Gewohnheit auf die Jagd, und als er an jene Stelle gekommen war, ließ er seine Begleiter unter dem Vorwande Wild aufzuspüren aus einander gehen, und erblickte alsbald an demselben Orte wiederum die Gestalt seines ersten Gesichts, er fiel zur Erde nieder und sprach: Herr, ich bitte Dich demüthiglich, daß Du mir offenbaren mögest, was Du Deinem Knechte versprochen hattest. Darauf sprach der Herr zu ihm: Heil Dir Eustachi, daß Du das Bad meiner Gnade empfangen, und also den Teufel überwunden hast, und so den, der Dich betrogen hatte, nieder in den Staub tratest. Bald aber wird Dein Glaube an den Tag kommen, denn der Teufel, den Du verlassen hast, wird gegen Dich wüthen, und waffnet sich gegen Dich auf allerlei Weise. Du mußt also viel leiden, auf daß Du die Krone des Sieges erringest, Du mußt Vieles erdulden, auf daß Du von der hohen Eitelkeit der Welt erniedrigt und wiederum mit geistigen Schätzen erhöht werdest. Falle also nicht wieder von mir ab und blicke nicht auf Deine vorige Herrlichkeit, denn in Versuchungen mußt Du Dich als einen zweiten Hiob erweisen. Sage mir also, ob Du die Versuchungen gleich jetzt bestehen willst, oder erst am Ende Deines Lebens. Eustachius aber sprach zu ihm: Herr, wenn es so seyn muß, so befiehl, daß der Versucher jetzt zu mir trete: verleihe mir aber die Tugend der Geduld. Der Herr aber sprach: seyd immerhin

tapfer, weil meine Gnade Eure Seelen behüten wird. Und also stieg der Herr gen Himmel auf und Eustachius kehrte nach Hause zurück und meldete Alles seiner Frau wieder. Wenige Tage nachher aber ergriff eine todbringende Pest alle seine Knechte und Mägde und tödtete Alle: kurz darauf fielen alle seine Pferde und all sein Vieh auf einmal, einige Bösewichte aber, welche sich jetzt die Gelegenheit zum Rauben abpaßten, drangen zur Nachtzeit in sein Haus ein, trugen Alles, was sie fanden, hinweg und plünderten alles Silber und Gold und andere Dinge im ganzen Hause: und er selbst mit seiner Frau und Kindern dankte Gott dafür, daß er nackt entfliehen konnte. Da sie nun aber fürchteten, von den Leuten verspottet zu werden, so zogen sie nach Aegypten, und ihr ganzes Besitzthum ward durch diese Räuberei jener Bösewichter auf nichts herabgebracht, der König aber und der ganze Senat kümmerte sich sehr wegen des so wackern Kriegsobersten, weil sie gar keine Zeichen von ihm entdecken konnten. Wie aber jene unterwegs waren, kamen sie an's Meer, und als sie daselbst ein Schiff antrafen, fingen sie an dasselbe zu besteigen. Allein der Besitzer desselben, als er bemerkte, daß die Frau des Eustachius sehr schön war, wünschte sie zu besitzen, und da sie übergesetzt waren, verlangte er von ihnen sein Fährgeld, und weil sie nichts zum Bezahlen hatten, gebot er die Frau, welche er bei sich zu haben wünschte, nicht ziehen zu lassen. Wie das Eustachius hörte, wollte er sich dieses durchaus nicht gefallen lassen, allein wie er noch so widersprach, da winkte der Schiffsherr seinen Leuten, sie sollten ihn in's Meer stürzen, auf daß er so zu dieser Frau kommen könnte. Als das Eustachius gewahr wurde, verließ er traurig seine Frau, nahm seine

beiden Kinder und ging seufzend hinweg, indem er also sprach: wehe mir und Euch, denn Eure Mutter hat sich einem fremden Manne überliefert. Er gelangte aber an einen Strom, über welchen er wegen der großen Menge Wassers, die er enthielt, nicht mit beiden Knaben zugleich zu setzen wagte, sondern ließ einen am Ufer zurück und trug den andern hinüber: wie er aber über den Strom gesetzt hatte, legte er das Kind, welches er auf seinem Rücken hinüber getragen hatte, auf die Erde, und eilte das andere zu holen. Wie er aber bis in die Mitte des Stromes gekommen war, siehe da lief ein reißender Wolf vorbei, raubte den Knaben, welchen er dort abgesetzt hatte, und entfloh mit ihm in den Wald. Während der aber noch weglief, kam ein Löwe und raubte auch den andern Knaben und lief mit ihm weg, so daß er, weil er nicht im Stande war ihn zu verfolgen, mitten im Flusse anhob seine Brust zu zerschlagen und sein Haar auszuraufen, sich auch in das Wasser stürzen wollte, wenn ihn nicht die göttliche Fürsehung daran gehindert hätte. Einige Hirten aber, welche gesehen hatten, wie jener Löwe den Knaben forttrug, verfolgten ihn mit ihren Hunden, und der Löwe warf durch Fügung Gottes den Knaben unverletzt von sich und entlief. Indessen hatten auch Ackerleute, welche hinter dem Wolfe herschrien, den andern Knaben unbeschädigt aus dem Rachen desselben befreit, und da beide Theile, die Hirten und die Ackerleute, aus einem Dorfe waren, so erzogen sie die beiden Knaben bei sich. Davon wußte aber Eustachius nichts, sondern ging weinend und klagend weiter, also sprechend: wehe mir, der ich vorher so kräftig wie ein Baum war, jetzt bin ich gänzlich von Allem entblößt. Weh mir, ich, der ich gewohnt war von einer Menge Krieger umgeben zu

seyn, bin jetzt ganz allein und darf nicht einmal meine Knaben bei mir behalten. Ich besinne mich Herr, daß Du zu mir sagtest, ich müsse wie Hiob versucht werden, siehe aber, mir geht es viel schlimmer wie dem Hiob: denn wiewohl jener von Allem, was sein war, entblößt war, hatte er doch noch Mist, auf welchem er sitzen konnte. Mir dagegen ist von allem Diesen gar nichts geblieben. Er besaß Freunde, welche Mitleid mit ihm hegten, ich aber hatte nur Feinde, wilde Thiere, welche meine Söhne raubten. Ihm wurde seine Frau gelassen, mir aber ist sie genommen worden. Verleihe mir Herr jetzt Ruhe in meinem Trübsal und bewache meinen Mund, auf daß sich nicht mein Herz zu böslichen Worten verleiten lasse und ich von Deinem Anblick verstoßen werde. Als er also gesprochen hatte, ging er mit Thränen zu einem Dorfe und hütete daselbst um Lohn funfzehn Jahre lang die Schaafe der dasigen Einwohner. Seine Söhne aber wurden mittlerweile in einem andern Dorfe erzogen und wußten nicht, daß sie Brüder waren. Jener Schiffer aber behielt zwar die Frau des Eustachius bei sich, erkannte sie aber nicht, sondern hinterließ sie sogar unberührt, als er sein Leben beschloß. Der Kaiser aber und das römische Volk wurden unterdessen von ihren Feinden gar sehr belästigt, und indem sie des Eustachius gedachten, wie wacker der gegen sie gefochten hatte, wurden sie immer trauriger wegen seines plötzlichen Verschwindens. Der Kaiser schickte nun viele Ritter nach allen Weltgegenden aus und verhieß Allen, die ihn finden würden, Reichthümer und Ehrenstellen. Einige aber von den Soldaten, welche einst unter Placidus gedient hatten, kamen gerade zu dem Dorfe, in welchem er sich aufhielt, und wie Placidus vom Felde kam und sie gewahr wurde,

erkannte er sie sogleich an ihrem Gange und fing an zu seufzen und bestürzt zu werden, indem er der Würde gedachte, die er einst besessen hatte, und sprach in seinem Herzen: Herr, so wie ich diejenigen, welche einst mit mir gewesen sind, gegen meine Erwartung jetzt erblickt habe, ebenso verleihe mir meine Gattin wieder zu sehen, denn von meinen Söhnen weiß ich, daß sie von wilden Thieren gefressen worden sind. Da drang eine Stimme zu ihm, welche also sprach: habe Vertrauen, Eustachi, denn Du wirst bald Deine Würde wieder besitzen und Deine Frau und Söhne wieder bekommen. Wie er aber den Soldaten in den Weg kam, erkannten sie ihn nicht, grüßten ihn aber und fragten, ob er nicht einen Fremden Namens Placidus, der eine Frau und zwei Söhne habe, kenne. Der aber sagte, er wisse nichts von ihnen, aber auf seine Bitten nahmen sie ihre Herberge bei ihm, und Placidus wartete ihnen auf; weil er aber seiner früheren Stellung gedachte, konnte er sich der Thränen nicht enthalten, ging aber hinaus und wusch sein Gesicht, und wartete ihnen zurückgekehrt wieder auf. Jene aber betrachteten ihn und sprachen zu einander: wie ähnlich ist doch dieser Mensch dem, welchen wir suchen; ein Anderer aber antwortete und sprach: er ist ihm sehr ähnlich, laßt uns ihn also beobachten, ob er das Zeichen einer Narbe am Kopfe hat, welche von einer Wunde herrührt, die er einst in der Schlacht erhielt: wahrhaftig, er ist es selbst. Und da sie ihn ansahen und an dem Zeichen sahen, daß er es selbst sey, welchen sie suchten, so erkannten sie ihn auf der Stelle, sprangen auf ihn zu, küßten ihn und fragten ihn nach seiner Frau und Kindern. Er aber sagte ihnen, es seyen seine Söhne todt und seine Frau werde ihm vorenthalten. Es eilten nun aber alle Nachbarn zu diesem

Schauspiele herbei, indem jene Krieger von seiner Tapferkeit und früherem Ruhme erzählten: nachher aber eröffneten sie ihm des Kaisers Gebot und bekleideten ihn mit kostbaren Gewändern. Sie gelangten aber nach einer Reise von funfzehn Tagen zum Kaiser, der, wie er von seiner Ankunft hörte, ihm alsbald entgegen eilte und ihm den Friedenskuß gab. Hierauf erzählte er Allen nach der Reihe Alles, was ihm begegnet war, ward hierauf sogleich zu der Wohnung des Kriegsobersten geführt und wurde aufgefordert dieselbe Stelle, welche er früher besessen hatte, wiederum zu bekleiden, und nachdem er die Soldaten gezählt und gefunden hatte, daß ihrer nur wenige gegen so viele Feinde seyen, befahl er Rekruten in allen Städten und Dörfern zusammen zu bringen. Nun begab es sich aber, daß auch für jenes Dorf, in welchem seine Söhne erzogen wurden, ausgeschrieben wurde, man solle zwei junge Leute zu Soldaten stellen; alle Bewohner jenes Ortes aber bezeichneten dem Kriegsobersten jene beiden Jünglinge als passender, denn alle Andere für den Krieg. Er sah sich also jene zwei jungen Leute an, und da er sie feingebildet und von guten Sitten fand, sie ihm also gar sehr wohl gefielen, so stellte er sie mit unter die Ersten in die Schlachtlinie, und zog also in die Schlacht. Nachdem also die Feinde geschlagen worden waren, ließ er seine Soldaten drei Tage an demselben Orte, wo seine Frau ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatte, ausruhen, wo denn seine Söhne zu ihr in's Quartier kamen, ob sie gleich natürlicher Weise nicht wußten, daß es ihre Mutter war. Wie sie nun um Mittag bei einander saßen und sich unterhielten, erzählten sie sich gegenseitig von ihren Kinderjahren, die Mutter jener

Jünglinge aber, welche ihnen gegenüber saß, hörte aufmerksam mit an, was sie einander erzählten. Es sprach aber der Aeltere zum Jüngeren: ich kann mich aus meiner Kindheit auf weiter nichts besinnen, als daß mein lieber Vater ein Kriegsoberster und meine Mutter eine sehr schöne Frau war und zwei Söhne hatte, mich und einen kleinen Bruder, der aber ebenfalls sehr schön aussah: einst nahmen uns unsere Eltern, mich und meinen Bruder, und gingen bei Nacht aus meinem väterlichen Hause heraus und bestiegen beide mit einander ein Schiff, nahmen uns aber beide mit, ich weiß jedoch nicht, wohin sie gehen wollten; wie wir aber das Schiff verließen, blieb meine Mutter, ich weiß nicht warum, auf der See zurück, unser Vater aber trug uns beide fort, weinte aber beständig, wie er aber an einen gewissen Strom kam, da setzte er mit meinem jüngern Bruder über und ließ mich am Ufer des Flusses zurück. Wie er aber zurückkehrte, um mich abzuholen, kam ein Wolf und raubte jenen Knaben, und noch ehe er sich mir nähern konnte, kam auch hier ein Löwe aus dem Walde, schleppte mich fort und entführte mich mit sich in seinen Wald. Einige Hirten entrissen mich aber dem Rachen des Löwen und zogen mich auf ihrem Gute auf, wie Du selbst weißt, so daß ich nicht wissen kann, was aus meinem Vater und Bruder geworden ist. Wie das der jüngere Bruder hörte, fing er an zu weinen und zu sagen: so wahr Gott lebt, wie ich höre, bin ich Dein Bruder, weil die, welche mich erzogen haben, mir sagten, wie sie mich aus dem Rachen eines Wolfes befreit hätten. Also fielen Beide einander in die Arme, küßten sich und fingen an zu weinen, ihre Mutter aber, welche das mit anhörte und bedachte, wie sie so richtig ihr Schicksal erzählt hatten, dachte lange bei sich

nach, ob das ihre Söhne seyn könnten. Am andern Tage aber ging sie zu dem Kriegsobersten, bat um Gehör und sprach zu ihm: Herr, ich flehe Dich an, daß Du mich zu meiner Vaterstadt zurückbringen lässest: denn ich bin aus dem Römerlande und hier fremd. Wie sie das sagte, ward sie an ihm Merkmale ihres Gatten gewahr, und da sie ihn erkannte und nicht mehr an sich halten konnte, fiel sie ihm zu Füßen und sprach: Herr, ich bitte Dich, mir Dein früheres Leben zu erzählen, denn ich glaube, Du bist Placidus, der Kriegsoberste, der mit seinem andern Namen Eustachius heißt, den der Heiland bekehrt hat, und der nun die Versuchung bestanden hat, dem ich als seine Frau auf dem Meere entführt worden bin, und der zwei Söhne Agapitus und Theosbytus hatte. Wie das Eustachius hörte, und als er sie genauer betrachtet hatte, erkannte, daß sie seine Gattin sey, vergoß er Freudenthränen, küßte sie und preisete Gott, der die Niedergeschlagenen also zu trösten wisse. Darnach sprach aber seine Frau zu ihm: Herr, wo sind unsere Söhne? Er aber antwortete: sie sind von wilden Thieren geraubt worden, und erzählte ihr, wie er sie verloren hatte. Sie aber sprach: ich danke dem Herrn, denn ich meine, daß wie Gott es uns verliehen hat uns einander wieder zu finden, er uns auch das Glück gewähren wird, unsere Söhne wieder zu erkennen. Jener aber sprach: ich habe Dir ja gesagt, daß sie von wilden Thieren gefressen worden sind. Sie aber entgegnete: als ich am gestrigen Tage in meinem Garten saß, habe ich zwei Jünglinge auf eine solche Weise von ihren Kinderjahren erzählen hören, daß ich glaube, es müssen unsere Söhne seyn: frage sie selbst, damit sie es Dir sagen. Eustachius

aber rief sie zu sich, und als er von ihnen die Geschichte ihrer Kindheit vernommen hatte, da erkannte er, daß sie seine Söhne waren, er und ihre Mutter fielen ihnen um den Hals, weinten gar sehr und küßten sie wiederholt, und das ganze Heer freute sich über ihr Wiederfinden und über die Besiegung der Feinde. Wie sie aber zurückkehrten, da hatte es sich zugetragen, daß Trajanus gestorben war und ihm Hadrianus, der weit schlechtere Thaten verübte, auf dem Throne folgte, und sie für den gewonnenen Sieg und die Wiederfindung der Frau und Kinder köstlich aufnahm und ein großes Gastmahl zurichten ließ. Am andern Tage aber zog er nach dem heidnischen Götzentempel, um daselbst wegen des Sieges über die Barbaren ein Opfer zu bringen. Wie aber der Kaiser sah, daß Eustachius weder wegen des Sieges noch wegen der Wiederfindung der Seinigen opfern wollte, ermahnte er ihn, er solle doch auch ein Opfer bringen. Der aber antwortete: ich verehre als meinen Gott Jesus Christus, und ihm allein diene und opfere ich. Darüber aber entbrannte der Zorn des Kaisers und er ließ ihn sammt seiner Frau und Kindern in die Rennbahn bringen und einen grimmigen Löwen auf ihn loslassen. Allein der Löwe lief zwar auf sie zu, aber als bete er sie an, wich er wieder mit demüthig gesenktem Haupte von ihnen zurück. Darauf ließ der Kaiser einen ehernen Ochsen erhitzen und befahl sie lebendig hineinzustecken, diese Heiligen aber verrichteten ihr Gebet und befahlen sich Gott, worauf sie in den Ochsen hineingingen und daselbst ihre Seelen dem Herrn zurückgaben. Drei Tage nachher wurden sie aber in Gegenwart des Kaisers wieder aus dem Ochsen herausgenommen und so durch-

aus unbeschädigt befunden, daß der Dampf des Feuers weder ihre Haare noch sonst irgend etwas an ihnen berührt hatte. Die Christen aber trugen ihre Körper hinweg und bargen sie an einem sehr bekannten Orte, wo sie eine Kapelle erbauten. Jene starben aber den Märtyrertod unter Hadrianus, der den Thron bestieg um das Jahr des Herrn 120 den ersten November, oder wie Andere sagen, den zwanzigsten September.

Hundertundeilftes Capitel.

Wie man die anvertraute Heerde hüten und bewahren müsse.

Ein gewisser Edler besaß eine weiße Kuh, die er aus zwei Gründen sehr werth hielt. Der erste lag darin, daß sie weiß war, der andere, weil sie beständig Ueberfluß an Milch hatte. Nun verordnete aber dieser Edle, die Kuh solle zwei goldene Hörner erhalten, und dachte bei sich darüber nach, wem er wohl die Kuh zur Bewachung übergeben könnte. Nun lebte aber damals gerade ein Mann, der Argus hieß, in Allem wahrheitsliebend war und hundert Augen hatte. Dieser Edle sandte also einen Boten an den Argus, er solle ohne weiteren Verzug zu ihm kommen. Wie der aber gekommen war, sprach er zu ihm: ich vertraue Dir meine Kuh mit goldenen Hörnern zur Bewachung an, und so Du sie gut hüten wirst, will ich Dich zu großem Reichthum empor bringen: wenn aber die Hörner gestohlen werden, mußt Du des Todes sterben. Argus aber nahm die Kuh sammt den Hörnern und führte sie mit sich, zog mit derselben jeden

Tag auf die Weide, bewachte sie sorgsam und brachte sie bei Anbruch der Nacht wieder nach Hause. Nun gab es aber damals einen gewinnsüchtigen Menschen, Namens Merkurius, der aber sehr erfahren in der Musik war und die Kuh durchaus zu besitzen wünschte, und darum oft zu dem Argus kam, um die Hörner von ihm durch Bitten oder Geld zu erhalten. Argus hielt aber in seiner Hand einen Hirtenstab, auf den er sich zu stützen pflegte, und sprach zu seinem Stocke, als wenn er die Person seines Herrn vor sich hätte: Du bist mein Herr, ich will in dieser Nacht zu Dir auf Deine Burg kommen: Du sprichst zu mir, wo ist meine Kuh mit ihren Hörnern? ich antworte: die Kuh ist da, hat aber keine Hörner mehr, denn als ich im Schlafe lag, hat sie ein Räuber entwendet. Du aber sagst: o Du elender Kerl, hast Du nicht hundert Augen? wie ist es möglich, daß alle schliefen und ein Räuber die Hörner stehlen konnte? Dieß ist eine Lüge, also bist Du ein Kind des Todes. So ich aber sage: ich habe sie verkauft, bin ich nicht weniger in den Augen meines Herrn dem Tode verfallen. Darauf sprach er zum Merkurius: gehe Deiner Wege, denn Du sollst nichts erhalten. Merkurius aber entfernte sich und kam am andern Tage als Tonkünstler mit seinem Instrumente wieder. Wie er aber zurückgekehrt war, fing er an nach Art der Schauspieler dem Argus Spaß vor zu machen und dazu sehr viel zu singen, bis zwei Augen desselben anfingen einzuschlafen. Dann entschliefen bei seinem Gesange noch zwei andere Augen, und so immer fort eins nach dem andern, bis der Schlaf alle überwältigt hatte. Wie das Merkurius gewahr ward, hieb er dem Argus das Haupt ab, und raubte die Kuh samt ihren goldenen Hörnern.

Hundertundzwölftes Capitel.

Von der Heilung der Seele durch die Arznei des himmlischen Arztes, durch die Einige geheilt werden, aber Andere nicht.

Einst regierte ein König Gorgonius, der eine schöne Frau nahm, welche schwanger von ihm wurde und ihm einen Sohn gebar. Der Knabe aber wuchs heran und wurde von Allen geliebt. Wie er aber zehn Jahr alt war, da starb seine Mutter und wurde mit allen nur möglichen Ehren bestattet. Nach diesem aber nahm der König auf den Rath vieler seiner Diener eine zweite Frau, die aber den Sohn seiner ersten Gemahlin nicht liebte, sondern ihm vielen Schimpf anthat. Wie dieses aber der König gewahr wurde und sich seiner Gemahlin angenehm machen wollte, verstieß er seinen Sohn aus seinem Lande. Sein verbannter Sohn aber befliß sich der Arzneikunde und kam so weit darin, daß er ein großer und vollkommener Arzt wurde. Wie nun aber der König hörte, daß sein Sohn solche Fortschritte in seiner Wissenschaft gemacht hatte, freute er sich sehr, und es begab sich innerhalb kurzer Zeit, daß der König in eine schwere Krankheit verfiel und einen Brief an seinen Sohn schickte, er solle ohne weiteren Verzug zu ihm kommen und ihn von seiner Krankheit befreien. Als aber der Sohn den Willen seines Vaters erfuhr, kam er zu seinem Vater und heilte ihn vollständig. Darum flog sein Ruf durch das ganze Reich. Nachher ward seine Stiefmutter, die Königin auf den Tod krank, und

aus allen Weltgegenden wurden Aerzte herzugeholt, die ihr aber alle das Leben absprachen. Wie das der König erfuhr, ward er sehr traurig und bat seinen Sohn dringend, er solle sie heilen. Der Sohn aber sprach, ich will Euere Bitte nicht erfüllen. Darauf sprach der König: so will ich Dich aus meinem Lande treiben. Darauf entgegnete der Sohn: wenn Ihr also thut, so handelt Ihr unrecht an mir. Mein Vater und mein bester Erzeuger, es ist Euch wohl bekannt, daß Ihr mich, Euren Sohn, auf den Antrieb jenes Weibes aus Euerem Lande gewiesen habt. Nun war aber meine Entfernung, lieber Vater, die Ursache Euerer Schmerzen und Euerer Krankheit, und meine Gegenwart ist der Grund der Schmerzen und des Unwohlseyns der Königin, nehmlich meiner Stiefmutter: darum will ich sie nicht kuriren, sondern mich lieber von ihr entfernen. Jener sprach aber also zu seinem Sohne: Deine Stiefmutter, die Königin, hat dieselbe Krankheit, die ich Dein Vater gehabt habe, und mich hast Du vollständig geheilt, heile also ebenso auch Deine Stiefmutter. Darauf entgegnete der Sohn seinem Vater: mein geliebter Vater, ob es gleich dieselbe Krankheit ist, so hast Du doch nicht dieselbe körperliche Constitution wie sie. Alles was ich für Dich gethan habe, hast Du als angenehm und erfolgreich angenommen, und sobald ich Deinen Palast betrat, und Du mich erblicktest, warst Du auch schon geheilt. Dagegen befindet sich meine Stiefmutter schlecht, sobald sie mich sieht: wenn ich spreche, nimmt ihr Schmerz zu, wenn ich sie anrühre, geräth sie außer sich, und darum ist für die Heilung der Kranken nichts besser, als ihnen zu geben was sie wünschen und wornach sie Verlangen tragen. Also machte sich der Sohn durch

solche und ähnliche Vorwände los und die Stiefmutter mußte sterben.

Hundertunddreizehntes Capitel.

Von dem geistigen Kampfe und der Vergeltung für den Sieg.

Der reiche Adonias herrschte einst, der Turniere und Waffenspiele sehr liebte: weshalb er ein Turnier ausrufen ließ, bei welchem ein Jeder, der es besser als Andere mache, von dem Könige einen würdigen Lohn erhalten solle. Wie das seine Edeln und Fürsten hörten, kamen sie zum Turniere zusammen, und der König befahl, es sollten sich die Ritter unter einander theilen; darum stellte er auf die eine Seite eine bestimmte Anzahl und eben so viele auf die andere auf. Jene aber, welche zuerst in Ordnung gestellt worden waren, legten ihre Schilde und Waffen an einem dazu bestimmten Platze in einer Reihe nieder. Nun befahl der König, daß wer von der andern Seite den Schild des Andern mit seiner Lanze berühren würde, mit dem solle der, dessen Schild berührt worden sey, ein Rennen abhalten und ein dazu bereits ausgewähltes Mädchen solle ihn waffnen: und also solle er gegen den Andern kämpfen, und so er den Andern im Waffenspiele besiegen würde, solle ihm die Krone des Königs aufgesetzt werden und er an der königlichen Tafel sitzen. Wie das nun ein gewisser Ritter erfuhr, so betrachtete er sich genau alle Schilder, und er ward eins gewahr, auf welchem drei goldene Aepfel angebracht waren; weil er nun dieses durchaus haben wollte,

so berührte er dieses Schild. Der Andere aber, dem das Schild gehörte, ließ sich alsbald von der Jungfrau waffnen, stieg auf den Kampfplatz hinab und kämpfte mit ihm, aber bei diesem Spiele hieb er dem, welcher sein Schild berührt hatte, den Kopf ab und erhielt den verdienten Lohn.

Hundertundvierzehntes Capitel.

Von der Befreiung des Menschengeschlechts aus der Höllengrube.

Es gab einst einen König, in dessen Reiche ein Armer wohnte, der jeden Tag in einen Wald ging um Holz zu sammeln, durch dessen Verkauf er sich Nahrung und Kleidung verschaffen konnte. Nun begab es sich eines Tages, daß er mit seinem Esel in den Wald zog und zufällig in ein Dickigt gerieth, wo er in eine Grube fiel, aus der er nicht wieder herauskommen konnte. In dieser Grube war aber ein schrecklicher Drache, der die ganze Grube innerlich mit seinem Schwanze umgab: es waren aber in derselben Grube noch viele Schlangen am obern Theile derselben, in der Tiefe, oder vielmehr in der Mitte derselben, befand sich ein runder Stein, zu welchem alle Schlangen jeden Tag hinabkrochen und ihn beleckten: nachher aber beleckte auch der Drache den Stein auf ähnliche Weise. Wie das der arme Mann bemerkte, dachte er bei sich: ich bin nun schon viele Tage in dieser Grube ohne Nahrung, und wenn ich keine Speise bekomme, werde ich Hungers sterben: ich will also zu dem Steine gehen und ihn belecken, wie es die Schlangen

und der Drache gemacht haben. Er begab sich also zu dem Steine, fing an zu lecken und fand an ihm jeglichen guten Geschmack, den nur sein Herz begehrte, und er ward davon so erquickt, als wenn er alle Speisen der Welt gegessen oder getrunken hätte. Innerhalb weniger Tage aber erhob sich ein großes und furchtbares Donnerwetter, so daß alle Schlangen, eine nach der andern herauskrochen: wie aber keine Schlange mehr in dem Brunnen übrig war, da schickte sich auch der Drache an aus der Grube zu fliegen, und der arme Mann erhaschte, als er das gewahr wurde, den Schweif desselben. Der Drache aber nahm ihn mit in die Höhe und schleuderte ihn ein großes Stück weit von der Grube auf die Erde: da blieb derselbe aber mehrere Tage ohne im Geringsten zu wissen, wie er aus dem Walde kommen solle. Indessen begab es sich, daß mehrere Kaufleute kamen und ihn aus dem Walde heraus auf den rechten Weg brachten. Er aber freute sich sehr, kehrte in die Stadt zurück und verkündete Allen, wie es ihm gegangen war, starb aber gleich nachher.

Hundertundfunfzehntes Capitel.

Wie Christus für unsere Versöhnung in den Tod gegangen ist.

Es gab einst einen Kaiser, der einen Wald besaß, in diesem befand sich ein Elephant, dem durchaus Niemand zu nahe zu kommen wagte. Wie das der Kaiser hörte, befragte er seine Philosophen und weisen Männer über die Natur des Elephanten. Diese antworteten und

sagten, daß der Elephant reine Jungfrauen sehr gern habe. Wie das der Kaiser vernahm, ließ er zwei anständige und schöne Mädchen, welche er in seinem Reiche hatte und die süß zu singen wußten, aufsuchen. Es fanden sich also zwei Jungfrauen, die schön und anständig genug zu seyn schienen. Diesen ließ der Kaiser ihre Kleider ausziehen und sie nackt in den Wald gehen. Eine von ihnen nahm ein Becken mit, die andere aber ein Schwert, und also gerüstet begaben sie sich hinein. Bei ihrem Eintritt in den Wald fingen sie an süß zu singen, und wie das der Elephant hörte, ging er zu ihnen und fing an ihnen die Brust zu lecken, die Jungfrauen aber sangen immer fort, bis der Elephant im Schooße der einen Jungfrau einschlief. Wie aber die andere Jungfrau sah, daß der Elephant im Schooße ihrer Begleiterin eingeschlafen sey, tödtete sie ihn mit ihrem Schwerte, und die Jungfrau, in deren Schooße der Elephant geschlafen hatte, füllte ein Becken mit seinem Blute an und also kehrten sie zum Kaiser zurück. Derselbe aber freuete sich sehr und ließ ein Purpurkleid und vieles Andere aus selbigem Blute machen.

Hundertundsechzehntes Capitel.

Von der Liebe Gottes, mit welcher er uns alle auf gleiche Weise umfängt, bis wir ihn durch unsere Sünden gering achten.

Einst war Pipinus König, der ein sehr schönes Mädchen heirathete, welches von ihm schwanger wurde

und einen feinen Knaben gebar, aber bei dessen Geburt starb. Er heirathete nun eine andere und zeugte auch mit ihr einen Knaben. Er schickte nunmehr beide Knaben in entfernte Länder, um sie dort aufziehen zu lassen. Es waren sich aber diese Beiden in Allem ähnlich; wie nun aber eine geraume Zeit vorüber war, da wünschte die Mutter des zweiten Sohnes ihr Kind zu sehen und bat den König, daß sie ihren Knaben sehen dürfte. Der König aber gestand es ihr zu und bestellte einen Boten nach seinen beiden Söhnen. Wie aber die Knaben angelangt waren, waren sie sich in allen Stücken gleich, und obgleich der zweite als ein Jahr jünger und weniger alt hätte von geringerer Größe seyn sollen, so war er doch nichts destoweniger eben so groß als der andere, wie es oft zu gehen pflegt. Zufällig waren auch beide dem Vater an Gesicht und an Gleichheit des Körpers und Charakters ähnlich, so daß die Königin durchaus nicht wußte, welcher von beiden ihr Sohn war. Sie verlangte also von dem Könige genau zu wissen, welcher von ihnen ihr Sohn sey, der König aber wollte es ihr nicht angeben. Wie sie das hörte, weinte sie bitterlich, aber der König, wie er das hörte, sprach zu ihr: weine nicht, dieser hier ist Dein Sohn, und dabei zeigte er ihr den Sohn, den er von seiner ersten Frau bekommen hatte. Als das die Königin hörte, freuete sie sich sehr und wendete sogleich ihre ganze Sorge auf die Erziehung dieses Sohnes, und that mit ihm nicht anders, als wenn es ihr eigener Sohn gewesen wäre. Als aber der König dieses bemerkte, sprach er zu ihr: wie lasset Ihr Euch doch hintergehen. Der da ist nicht Euer Sohn, sondern nur einer von diesen ist es. Jene aber sprach: warum handelst Du so an mir? Zeige mir ihn, ich bitte

Dich. Und jener versetzte: nein, das will ich nicht, und zwar aus folgendem Grunde: hätte ich Dir die Wahrheit gesagt, so würdest Du nur Deinen eigenen zweiten Sohn lieb haben wollen und den andern hassen: deshalb will ich, daß Du beide gleich liebst und erziehst. Wenn sie aber zum männlichen Alter gekommen seyn werden, dann will ich Dir die Wahrheit eröffnen, über welche sich Dein Herz freuen wird. Wie das die Königin hörte, erzog sie dieselben bis sie zum männlichen Alter gelangt waren. Als sie nun aber durch den König erfuhr, welcher von ihnen ihr Sohn sey, freuete sie sich über alle Maßen, und also beschlossen sie im Frieden ihr Leben.

Hundertundsiebzehntes Capitel.

Von den verstockten Sündern und denen, so sich nicht bekehren mögen und ihrer Bestrafung nach dem bestimmten Gerichte.

Einst lebte ein Kaiser Friedericus, der ein Gesetz gab, daß so Jemand eine Jungfrau entführe und sie ein Anderer aus den Händen ihres Räubers befreien könne, der solle sie, so es anders der Jungfrau recht sey, zur Frau bekommen. Nun begab sich der Fall, daß ein gewisser gottloser Raubritter eine Jungfrau entführte, sie zu einem Walde schleppte und daselbst ihre Unschuld raubte. Sie aber erhob ein lautes Geschrei, und ein Ritter, edel von Geschlecht und That, ritt zufällig durch denselben Wald, vernahm die Stimme der Jungfrau, spornte sein Roß und gelangte bis zu ihr. Er befragte sie

also um den Grund ihres Geschreis, und sie antwortete ihm: o mein Herr, helfet mir um Gottes Willen: jener Raubritter hat mich mit Gewalt entführt, meine Unschuld geraubt und sich auch vorgenommen mich nach allen Diesem noch umzubringen. Der Räuber aber sprach: Herr, das ist meine Frau, ich habe sie bei'm Ehebruch getroffen, und darum bin ich gesonnen sie zu tödten. Jene aber entgegnete: Herr, dem ist nicht so: niemals war ich die Gemahlin irgend Jemandes, und niemals bin ich verunreinigt worden, außer daß mir heute durch diesen da meine Unschuld geraubt worden ist. Darum kommt mir zu Hülfe, denn die Zeichen meiner Jungfräulichkeit sind noch in diesem Augenblicke an mir. Der Ritter aber sprach zu dem Raubritter: ich sehe deutlich an diesem Frauenzimmer die Zeichen, daß sie eine Jungfrau war: Du aber hast sie mit Gewalt entführt und entehrt, ich will sie also aus Deinen Händen befreien. Darauf antwortete ihm der Tyrann: so Du sie frei machen willst, will ich um sie gegen Dich kämpfen. Alsbald stritten sie Beide gegen einander und gaben sich harte Hiebe, allein der Ritter behielt den Sieg, ob er wohl schwer verwundet wurde. Als der Ritter aber den Sieg gewonnen hatte, sprach er zu dem Mädchen: ist es Dir recht, daß ich Dich zur Frau nehme? Sie aber erwiderte: dieß wünsche ich von ganzem Herzen, und ich gebe Dir darauf mein Wort. Wie sie sich aber mit einander versprochen hatten, sprach der Ritter zu dem Mägdlein: Du wirst jetzt einige Tage auf meinem Schlosse bleiben; mittlerweile will ich zu meinen Eltern ziehen und das Nöthige zu unserer Vermählung besorgen, dann aber werde ich zu Dir zurückkehren und Dich mit großer Feierlichkeit mir antrauen lassen. Sie

aber erwiderte: Herr ich bin bereit Deinem Willen in Allem Gehorsam zu leisten. Also nahm der Ritter Abschied von ihr und sie machte sich nach dem Schlosse auf den Weg. Während aber der Ritter sich außerhalb seines Vaterlandes befand, um das Nöthige zu seiner Vermählung anzuordnen, kam der Raubritter an das Schloß dieses Ritters, worin sich das Mägdlein befand, und klopfte an die Pforte desselben. Sie aber schlug ihm den Eintritt ab, der Raubritter aber begann ihr viele Versprechungen zu machen, als wolle er sie auf ehrenvolle Weise zur Frau nehmen, und sie, welche seinen Worten Glauben schenkte, ließ ihn ein, und Beide schliefen die Nacht über bei einander. Nach einem Monate kehrte indessen der Ritter zurück und klopfte an das Thor seiner Burg, aber das Mägdlein gab keine Antwort. Wie er aber dieses gewahr wurde und vernahm, ward ihm seine Seele verbittert und er sprach also zu ihr: o gutes Mägdlein, erinnere Dich, wie ich Dich vom Tode gerettet habe und Du mir deshalb Dein Wort gegeben hast; rede gutes Mädchen und zeige mir Dein Antlitz. Als jene aber das hörte, öffnete sie das Fenster und sprach: siehe, hier bin ich, sage mir jetzt, was Du willst. Er aber erwiderte: ich wundere mich über Dich, daß Du nicht weißt, was und wie viel ich für Dich gethan habe: ich habe aus Liebe zu Dir viele Wunden bekommen, und wenn Du mir nicht glauben willst, will ich Dir meinen Leib zeigen. Mit diesen Worten legte er seine Kleider ab und sprach: hierher siehe, meine Theuerste, die mancherlei Wunden, die ich für die Erhaltung Deines Lebens davongetragen habe, wolle also darum nicht undankbar gegen mich seyn, sondern öffne mir das Thor, auf daß ich Dich zu meinem lieben ehelichen Gemahl

annehmen kann. Sie aber wendete ihr Gesicht vom Thore weg und wollte ihm dieses nicht aufthun, der Ritter aber verklagte sie bei dem Richter und führte zu seinen Gunsten jenes Gesetz an, indem er hinzusetzte, wie er sie befreit hätte und was für Wunden er aus Liebe zu ihr ausgehalten habe und wie er sie also zur Frau verlange. Wie das der Richter hörte, schickte er nach ihrem Entführer, und als derselbe gekommen war, sprach er zu ihm: hast Du dieses Frauenzimmer geraubt und hat sie dieser Ritter durch seine Tapferkeit Deinen Händen entrissen? Jener aber antwortete: allerdings, mein Herr. Ihm entgegnete der Richter: also ist sie dem Gesetze zufolge nach ihrem eigenen Willen die Frau desjenigen, der sie aus Deiner Gewalt befreit hat. Weswegen hast Du Dich also mit der Frau eines Andern eingelassen? Erstlich indem Du sein Schloß ohne Vorwissen betreten hast, zweitens hast Du das Bett eines Andern geschändet und drittens hast Du auch die Frau desselben einen so großen Zeitraum hindurch in Beschlag genommen; was hast Du hierauf zu antworten? Jener aber verstummte. Der Richter wendete sich aber nunmehr zu dem Weibe und sprach: o Mägdlein, Du bist durch zweifaches Recht die Frau dieses Ritters: erstlich weil er Dich aus den Klauen Deines Entführers gerissen hat, zweitens aber, weil Du ihm Dein Wort verpfändet hast. Warum hast Du also nach diesen Allem das Thor seiner Burg einem Andern als Deinem eigenen Manne geöffnet und ihn eingelassen? Sie aber konnte hierauf nichts antworten. Alsbald fällte der Richter das Urtheil, daß Beide an den Galgen gehenkt werden sollten, und also geschah es; Alle aber priesen den Richter, daß er einen solchen Spruch gethan hatte.

Hundertundachtzehntes Capitel.

Von Trug und List.

Es zog einst ein Ritter in das Land Aegypten und dachte darüber nach, wem er sein Geld lassen möchte. Er fragte also, ob irgend eine treue Person daselbst wäre, der er sein Vermögen aufzubewahren geben könnte, und hörte, es gebe einen gewissen alten Mann daselbst: zu diesem ging er, um ihm tausend Talente zu überliefern, und machte sich nachher auf den Weg. Wie er nun aber seine Reise beendigt hatte, kehrte er zu dem zurück, welchem er seine Talente anvertraut hatte, und verlangte das ihm anvertraute Gut zurück. Jener aber, ganz voller Schlauheit, versicherte ihn nie gesehen zu haben. Als sich nun der Ritter getäuscht sah, ward er sehr traurig und bat ihn flehentlich alle Tage mit vielerlei Schmeichelreden, er möchte ihm doch sein Eigenthum wiedergeben. Der Betrüger aber fuhr ihn an und verbot ihm, weiter noch dergleichen darüber mit ihm zu reden, oder auch wieder zu ihm zu kommen. Als nun jener traurig davon ging, begegnete er einer alten Frau, die in Pilgerkleider gehüllt war und in der Hand einen Stab trug. Diese unterstützte er, damit die im Wege liegenden Steine nicht ihre Füße verletzten, und als sie ihn also weinen sah und erkannte, daß er ein Ausländer sey, rief sie ihn von Mitleid bewegt zu sich und fragte ihn, was ihm begegnet sey. Jener aber erzählte ihr Alles nach der Reihe, wie er von jenem Greise betrogen worden sey. Diese aber versetzte: Freund, wenn das, was Du mir da sagst, wahr ist, will ich Dir einen vernünftigen Rath geben. Jener

aber sprach: Gott ist mein Zeuge, daß es wahr ist. Sie sagte darauf: bringe mir aus Deinem Lande einen Mann, dessen Rede und That man Glauben beimessen kann. Er aber stellte ihr einen treuen Menschen, und als der herbeigeschafft war, befahl ihm die Alte zehn Kisten zu kaufen, äußerlich mit künstlichen Farben bemalt und mit Eisen beschlagen und mit versilberten Schlössern versehen, und befahl sie mit Steinen anzufüllen. Der Ritter aber that so, wie ihm das Weib befohlen hatte, und wie das Weib Alles bereit sah, sprach sie: jetzt müßt Ihr mir einige Männer verschaffen, die mit mir und Deinem Gesellen zu dem Hause des Betrügers gehen und die Kisten hintragen. Es müssen diese aber einer nach dem andern in einer langen Reihe kommen, und sobald er zu uns hereingetreten ist und sich bei uns niedergelassen hat, dann komme getrost herein und fordere Dein Geld: ich aber vertraue zu Gott, daß Du Dein Geld wieder bekommen wirst. Hierauf ging die Frau mit des Betrogenen Gesellen zu dem Hause des Betrügers und sprach: Herr, dieser Ausländer ist bei mir eingekehrt und gedenkt in sein Vaterland zurück zu kehren: zuerst aber sucht er irgend einem rechtlichen und treuen Menschen sein Geld, welches in diesen zehn Kisten ist, bis zu seiner Rückkehr zu übergeben, und ich bitte Dich Du mögest es doch um Gottes und meiner Willen in Deinem Hause aufheben. Denn ich habe es gehört und weiß es, daß Du rechtlich und treu bist, und wünsche nicht, daß das Geld von einem Andern, als von Dir allein aufbewahrt werden möchte. Als sie noch sprach, siehe da trat der erste Sclave herein und brachte eine Kiste, und wie das der Betrüger sah, glaubte er, daß das, was die Alte gesprochen hatte, wahr seyn müsse.

Nach diesem trat auch der Ritter herein, wie es ihm das alte Weib befohlen hatte. Wie aber der Betrüger denselben erblickte, fürchtete er, daß wenn dieser jetzt sein Geld verlange, ihm der Andere seine Schätze nicht zum Aufbewahren anvertrauen werde, ging ihm daher entgegen und sprach schmeichelnd zu ihm: Freund, wo warst Du denn? komm und nimm Dein Geld, was Du schon so lange meiner Treue anvertraut hast. Der Ritter aber nahm sein Geld und dankte Gott und dem alten Weibe. Wie aber die Alte Solches gewahr wurde, stand sie auf und sprach: Herr, ich und dieser Mann wir wollen nach den andern Kisten gehen und uns beeilen zurück zu kehren, Du aber warte bis wir wieder kommen und bewahre wohl, was wir bereits gebracht haben. Also bekam der Ritter durch das alte Weib sein Geld wieder.

Hundertundneunzehntes Capitel.

Von Allem, was da lebet auf Erden, ist der Mensch am undankbarsten gegen empfangene Wohlthaten.

Es hatte einst ein König einen Seneschall über sein Reich gesetzt, dessen Herz so von Hochmuth geschwollen und aufgeblasen war, daß er Alle drückte und auf seinen Wink Alles geschehen mußte. Nun war nahe bei dem kaiserlichen Palaste ein Wald mit wilden Thieren ganz angefüllt und er befahl, daß in demselben verschiedene Gruben gemacht und mit Blättern zugedeckt würden, auf daß die wilden Thiere unversehens in dieselben fallen

möchten und also gefangen würden. Nun begab es sich aber, daß der Seneschall einst durch diesen selbigen Wald ritt und er in seines Herzens Tiefen hochfahrend war und dachte, daß Niemand im ganzen Reiche größer sey denn er. Als er aber immer weiter fort ritt, da fiel er in so eine Grube und konnte nicht wieder heraus kommen. An demselben Tage fiel aber nachher noch ein Löwe, ein Affe und drittens eine Schlange in dieselbe Grube. Wie aber der Seneschall sich von diesen Bestien umgeben sah, fürchtete er sich und schrie laut. Es hörte aber sein Geschrei ein armer Mann Namens Guido, der mit seinem Esel Holz aus dem Walde führte, womit er sich seinen Unterhalt verdiente, und kam an die Grube. Diesem versprach er viele Schätze, wenn er ihm heraushelfen würde. Guido aber sprach: mein Bester, ich habe nichts zu leben, darum lese ich Holz, und wenn ich dieses mein Tagewerk liegen lassen wollte, würde ich zu Schaden kommen. Darauf verhieß ihm der auf sein Wort, er wolle ihn von seinem Reichthum versorgen, wenn er ihm heraushelfen würde. Als nun Guido dieses vernommen hatte, ging er zur Stadt und brachte von da ein langes Seil mit, welches er in die Grube hinab ließ, auf daß sich der Seneschall dasselbe umgürtete und er ihn so herausziehen könnte. Kaum war dasselbe aber hinabgelassen, so sprang der Löwe nach dem Seile und wurde herausgezogen, worauf er ihm seine Dankbarkeit bezeigte und in den Wald lief. Alsdann ließ er das Seil zum andern Male in die Grube hinab und siehe der Affe ritt auf ihm herauf, worauf ihn Guido hinaufzog und derselbe in den Wald lief. Nachdem ließ er das Seil wiederum hinab und die Schlange schlang sich um dasselbe, jener aber zog sie heraus und diese nickte

ihm freundlich zu und ging in den Wald. Nun rief der Ritter: o mein Lieber, gesegnet sey der Höchste, nunmehr bin ich von den Bestien befreit, laß jetzt das Seil herab; was auch geschah. Der Ritter gürtete sich dasselbe um und Guido zog ihn heraus, worauf sie auch noch das Pferd herauszogen, der Seneschall dasselbe bestieg und nach dem kaiserlichen Palaste ritt, Guido sich aber nach Hause begab. Wie ihn aber seine Frau so leer kommen sah, ward sie sehr traurig: er aber erzählte ihr den Hergang der Sache und daß er seinen verdienten Lohn erhalten werde, worüber sich seine Frau höchlich freute. Früh aber ging Guido nach dem Schlosse und schickte den Thorwärter zum Seneschall er und ließ ihm sagen, er sey da: der aber leugnete bei dem ersten und zweiten Male, daß er ihn jemals gesehen habe, ja befahl noch, daß dieser ihn, wenn er sich nicht fortpacken würde, grausam durchprügeln solle: was er auch that, denn als er zum dritten Male wiedergekommen war, da hieb ihn der Pförtner so grausam durch, daß er ihn halb todt auf dem Platze liegen ließ. Wie das Guido's Frau vernahm, kam sie und brachte ihn auf ihrem Esel nach Hause, er aber lag lange krank und zehrte während seines Krankenlagers all sein Gut auf, was er besessen hatte. Wie er aber wieder gesund geworden war und eines Tages Holz zusammen las, da sahe er von Weitem zehn Esel mit Gepäck beladen kommen und den Löwen sie von hinter her verfolgen, der sie geraden Wegs auf Guido zu trieb. Guido aber sah sich den Löwen genau an und besann sich alsbald, wie das der Löwe sein müsse, den er aus der Grube gezogen hatte. Als aber der Löwe zu ihm herangekommen war, machte er ihm mit seiner Tatze ein Zeichen, er solle mit den beladenen Eseln

nach Hause gehen, was er auch that. Guido aber trieb die Esel mit sich in sein Haus, und der Löwe folgte ihm, bis Guido bei seinem Hause angelangt war: als aber die Esel in das Haus hineingeschritten waren, da wedelte der Löwe mit seinem Schwanze Guido einen Gruß zu und eilte in den Wald. Nun ließ Guido in mehreren Kirchen ausrufen, ob Jemand Esel verloren hätte, aber es fand sich auch nicht einer, der gesagt hätte, er habe einen eingebüßt. Er selbst aber öffnete die Bündel, welche die Esel getragen hatten, und fand darin viele Schätze, worüber er sich nicht wenig freuete und reich wurde. Wie aber Guido am zweiten Tage zum Walde kam und kein eisernes Werkzeug hatte um Holz zu spalten, blickte er über sich und sah den Affen, welchen er aus der Grube gezogen hatte, der mit seinen Zähnen und Nägeln so viel Holz abbrach, daß Guido ohne Mühe seinen Esel belud und nach Hause zurückkehrte. Als Guido aber am dritten Tage zum Walde zurückkehrte, da sah er, wie die Schlange, welche er aus der Grube gezogen hatte, in ihrem Maule einen dreifarbigen Stein getragen brachte: auf einer Seite war er weiß, auf der andern schwarz, auf der dritten roth: sie öffnete aber ihren Rachen, ließ ihn in seinen Schooß fallen und entwich. Guido begab sich nun mit dem Steine zu einem erfahrenen Manne, der wie er den Stein betrachtete und seine Kräfte erkannt hatte, gern hundert Gulden für denselben gegeben hätte. Guido aber gewann durch die Kraft dieses Steines viel Güter und brachte es sogar zu einer Kriegsoberstenstelle. Als das der Kaiser erfuhr, ließ er ihn zu sich kommen und begehrte den Stein für Geld zu besitzen, oder er wolle ihn aus seinem Lande weisen. Guido aber sprach: Herr, ich will den

Stein für Geld verkaufen, aber Eins sage ich Euch gleich, wenn Ihr mir nicht seinen Werth bezahlen werdet, wird er wieder zu mir zurückkehren. Hierauf gab ihm der Kaiser dreihundert Gulden, und doch fand ihn Guido bald wieder in seiner Truhe, und händigte ihn dem Kaiser wieder ein. Der aber wunderte sich und sprach: sage mir, wo Du den Stein her hast. Nun erzählte ihm jener Alles vom Anfang bis an's Ende, wie der Seneschall mit dem Löwen, Affen und der Schlange in die Grube fiel, und er statt seines Lohnes von dem Seneschall verwundet wurde, und was er dagegen von dem Löwen, Affen und der Schlange bekam. Wie das der Kaiser hörte, da bewegten sich alle seine Eingeweide wider den Seneschall, und er sprach zu ihm: was ist das, was ich von Dir höre? Jener aber konnte es nicht leugnen. Hierauf sprach der Kaiser zu ihm: Du schlechter Mensch, Du hast Dich undankbar gegen den Guido bewiesen, daß er Dich aus Todesgefahr rettete, und hast ihn hier halb todt liegen lassen. O Du elender Kerl, siehe unvernünftige Thiere, wie der Löwe, der Affe und die Schlange haben ihm für seine Gutthat ihren Lohn bezahlt, Du aber hast ihm heute für Gutes Schlechtes erwiesen. Und darum wirst Du Alles, was Du besitzest, und Deine Würde an Guido geben, und ich befehle, daß Du noch am heutigen Tage an den Galgen gehängt werdest. Als dieses die Vornehmen des Reiches hörten, gefiel ihnen dieser Spruch wohl, Guido übernahm die Leitung des Reiches und beschloß sein Leben in Frieden.

Hundertundzwanzigstes Capitel.

Von dem feinen Trug der Weiber und der Verblendung der Betrogenen.

Einst war ein weiser König Darius, der drei Söhne hatte, welche er sehr liebte. Wie er aber sterben wollte, setzte er sein ganzes Erbe seinem Erstgebornen aus, dem zweiten gab er Alles, was er sich während seines Lebens erworben hatte, und dem dritten jüngern Sohne gab er drei kostbare Spielzeuge, nehmlich einen goldenen Ring, ein Halsband und ein kostbares Tuch. Der Ring besaß aber die Eigenschaft, daß der, welcher ihn an seinem Finger trug, sich die Gunst Aller dermaßen gewann, daß er von ihnen Alles, warum er sie bat, bekam. Das Halsband hatte die Kraft, daß der, welcher es auf seiner Brust trug, Alles was sein Herz begehrte und was nur zu haben war bekam, und das Tuch endlich hatte das Eigene, daß wer nur auf demselben saß, und bei sich irgend wo zu seyn wünschte, gleich da war, wo er seyn wollte. Diese drei Spielwerke gab er seinem jüngsten Sohne: er sollte aber vorerst die Wissenschaften treiben, seine Mutter aber sollte sie ihm aufheben und zur gelegenen Zeit ihm übergeben. Gleich darauf gab der König seinen Geist auf und ward mit allen Ehren bestattet. Die beiden ersten Söhne nahmen nun ihre Vermächtnisse in Besitz und der dritte Sohn erhielt von seiner Mutter den Ring, um sich auf eine Schule zu begeben. Seine Mutter aber sprach zu ihm: mein Sohn, erwirb Dir Kenntnisse und hüte Dich vor den Frauenzimmern, damit Du nicht etwa um Deinen Ring kommst.

Jonathas nahm aber seinen Ring, begab sich auf die Schule und machte gute Fortschritte in den Wissenschaften. Nach diesem begegnete ihm eines Tages auf der Gasse ein ziemlich hübsches Mägdlein, er ward von Liebe zu ihr ergriffen, nahm sie mit sich und bediente sich sogleich seines Ringes, wodurch er sich die Gewogenheit Aller erwarb und von ihnen erhalten konnte, was er nur wollte. Das Mägdlein aber, seine Geliebte, wunderte sich, wie er so herrlich leben könnte, da er doch kein Geld hatte. Als er daher einstmals sehr guter Dinge war, fragte sie ihn um die Ursache und sagte, es sey kein Geschöpf unter dem Himmel, welches sie mehr liebe, folglich müsse er es ihr sagen. Jener aber, der sich ihre Bosheit nicht überlegt hatte, sagte ihr, die Kraft des Ringes sey so und so u. s. w. Jene aber erwiderte: da Du alle Tage mit Leuten umzugehen pflegst, so könntest Du ihn verlieren, darum will ich Dir ihn treulich aufheben. Hierauf übergab er ihr seinen Ring: da er ihn aber nicht wieder bekommen konnte, weinte er bitterlich, weil er nun nichts mehr zu leben hatte. Er kehrte hierauf zu seiner Mutter, der Königin zurück und meldete ihr den Verlust seines Ringes. Jene aber sprach: mein Sohn, ich habe Dir vorhergesagt, hüte Dich vor Weibern, siehe ich gebe Dir hiermit das Halsband, welches Du sorgsamer bewahren magst, denn wenn Du es verlierst, wirst Du aller Ehre und Vortheile verlustig gehen. Jonathas aber nahm das Halsband und begab sich wiederum auf dieselbe Schule, und siehe da seine Geliebte kam ihm am Thore der Stadt entgegen und empfing ihn voller Freude, er aber behielt sie bei sich wie zuvor. Er trug nun das Halsband auf der Brust und bekam Alles, woran er nur dachte, und stellte wie früher viele

Schmäuße an und lebte herrlich und in Freuden. Darüber wunderte sich aber seine Geliebte, weil sie weder Silber noch Gold bei ihm sah: sie dachte also, er müsse irgend ein anderes Spielwerk mitgebracht haben, was sie auch schlau von ihm herausbrachte, so daß er ihr das Halsgeschmeide zeigte und ihr dessen Kräfte mittheilte. Sie aber sprach zu ihm: Du trägst das Halsband beständig bei Dir: in einer einzigen Stunde könntest Du Dir aber so viel denken, was für ein Jahr genug wäre, gieb es mir also aufzuheben. Jener aber versetzte: ich fürchte, daß Du, wie Du meinen Ring verloren hast, so auch mein Halsband verlieren könntest, und so würde ich einen außerordentlichen Verlust erleiden. Sie aber sprach, o Herr, durch den Ring habe ich mir schon die Kunst etwas aufzubewahren angeeignet, ich verspreche Dir auf's Wort, daß ich das Halsband so bewahren will, daß es Niemand von mir forttragen soll. Jener aber glaubte ihren Worten und übergab ihr sein Halsband. Wie aber Alles aufgezehrt war, da verlangte er sein Halsband, und sie beschwor, wie zuvor, es sey ihr heimlich entwendet worden. Wie das Jonathas hörte, weinte er bitterlich und sprach: habe ich nicht den Verstand verloren, daß ich nach den Verlust meines Ringes Dir auch noch mein Halsband übergeben habe? Er machte sich also auf den Weg zu seiner Mutter und berichtete ihr den ganzen Hergang der Sache. Jene aber betrübte sich nicht wenig darüber und sprach zu ihm: o mein lieber Sohn, warum hast Du Deine Hoffnung auf ein Weib gesetzt, von der Du jetzt schon zum zweiten Male hintergangen worden bist. Du wirst nunmehr von Allen für dumm geachtet, lerne doch endlich einmal Klugheit, denn ich habe nun nichts mehr als dieses

köstliche Tuch, welches Dir Dein Vater gegeben hat: wenn Du aber auch dieses verlierst, darfst Du nie wieder zu mir kommen. Jener aber nahm das Tuch und begab sich wieder auf seine Schule und seine Geliebte nahm ihn wie zuvor freudig auf. Er aber breitete sein Tuch aus und sprach zu ihr: meine Liebe, dieses Tuch hat mir mein Vater gegeben, und sie setzten sich beide auf dasselbe. Jonathas aber dachte bei sich: o wenn wir doch gleich so weit weg und da wären, wo keine Menschenseele hinkommt, und also geschah es. Denn sie befanden sich am Ende der Welt in einem Walde, der weit entfernt von allen menschlichen Wohnungen lag. Jene aber ward sehr traurig und er schwur zu Gott, daß er sie den wilden Thieren zum Fressen überlassen wolle, wenn sie ihm nicht seinen Ring und sein Halsband wiedergeben würde; sie aber versprach es zu thun, wenn es irgend möglich sey, und auf das Bitten seiner Geliebten sagte ihr Jonathas die Kraft dieses Tuches, daß der, welcher darauf wäre und bei sich dächte, wo er gleich seyn wollte, auch alsbald dort wäre. Hierauf setzte er sich selbst auf das Tuch und legte ihren Kopf auf seinen Schooß: als er aber anfing einzuschlafen, zog sie einen Theil des Tuches, auf dem er saß, an sich und dabei dachte sie: wäre ich doch an dem Orte, wo ich heute früh gewesen bin, und alsbald geschah es also, und Jonathas blieb schlafend in dem Forste zurück. Wie er aber aus seinem Schlafe erwachte und sah, daß ihm sein Tuch von seiner Geliebten entführt worden sey, da weinte er bitterlich und wußte nicht, nach welchem Orte er sich wenden sollte. Er stand also auf, und als er sich durch das Zeichen des Kreuzes geschützt hatte, machte er sich auf den Weg nach einer

Straße, durch die er zu einem tiefen Gewässer gelangte, über welches er setzen mußte, welches aber so bitter und heiß war, daß es ihm das Fleisch seiner Füße bis auf den Knochen absengte. Er aber ward sehr traurig, nahm ein Gefäß voll von diesem Wasser und trug es mit sich hinweg. Als er aber weiter gekommen war, fing er an zu hungern, und da er einen Baum sah, so aß er von dessen Früchten und bekam alsbald den Aussatz. Auch von diesen Früchten sammelte er sich einige und nahm sie mit sich. Nachher kam er an ein anderes Wasser, und als er hindurch geschritten war, hatte dasselbe das Fleisch an seine Füße wieder zurückgebracht: also füllte er sich wieder ein Gefäß an mit diesem Wasser und nahm es mit sich. Als er aber wieder weiter ging, fing er abermals an hungrig zu seyn, und da er einen Baum sah, nahm er einige Früchte desselben und verzehrte sie, und wie er durch die erste Frucht mit dem Aussatze behaftet worden war, also ward er durch die zweite wiederum davon befreit. Auch von diesem steckte er einige Früchte zu sich und nahm sie mit sich hinweg. Wie er aber immer weiter fürbaß zog, da sah er ein Schloß vor sich und es begegneten ihm einige Leute, welche ihn fragten, wer er wäre. Jener aber sprach: ich bin ein erfahrener Arzt. Hierauf sprachen sie: der König dieses Landes ist auf jener Burg und hat den Aussatz: wenn Du ihn von diesem Uebel zu heilen vermöchtest, würde er Dir viele Schätze verehren. Jener aber erwiderte: allerdings, das kann ich. Hierauf führten ihn jene zu ihrem König, er gab ihm von der zweiten Frucht zu essen, und er ward von seinem Aussatz geheilt, und von den zweiten Wasser gab er ihm zu trinken, wodurch er ihm das verlorne Fleisch wiederbrachte. Also

gab ihm der König viele Geschenke, Jonathas aber fand ein Schiff aus seiner Stadt daselbst und ließ sich durch dasselbe dahin bringen. Alsbald ging ein Gerücht durch die ganze Stadt, daß ein großer Arzt angekommen sey, und da gerade seine Geliebte, welche ihm seine Spielwerke entwendet hatte, auf den Tod erkrankt war, schickte sie nach diesem Arzte. Jonathas aber ward von Niemandem erkannt, kannte sie aber sehr wohl und sagte, daß seine Medicin keine Wirkung thun könne, wenn sie ihm nicht zuvor alle ihre Sünden bekannt, und wenn sie Jemanden betrogen, diesem sein Eigenthum wieder erstattet hätte. Jene aber bekannte mit lauter Stimme, wie sie den Jonathas um seinen Ring, seine Halskette und sein Tuch betrogen und ihn in einer Einöde verlassen hätte, um von den wilden Thieren gefressen zu werden. Wie jener dieses hörte, sprach er: saget mir, Dame, wo sind jene drei Spielzeuge? Jene aber sprach: in meiner Truhe, und sie gab ihm die Schlüssel derselben, und er fand sie darin. Jonathas aber gab ihr von der Frucht jenes Baumes zu essen, von dem er den Aussatz bekommen hatte, und von dem ersten Wasser, welches das Fleisch von seinen Gliedern getrennt hatte, zu trinken, und wie sie davon gegessen und getrunken hatte, vertrocknete sie sogleich, fühlte innerliche Schmerzen und schrie kläglich auf. Jonathas machte sich hierauf mit seinen Spielwerken zu seiner Mutter auf, und das ganze Volk freuete sich über seine Ankunft, er aber erzählte seiner Mutter vom Anfang bis zu Ende, wie ihn Gott von vielen bösen Gefahren erlöst hätte, lebte noch einige Jahre und beschloß sein Leben in Frieden.

Hundertundeinundzwanzigstes Capitel.

Von der Welt Ruhm und Ueppigkeit, wie sie Viele betrügt und in's Verderben führt.

Es gab einst einen König, der in einer Stadt zwei Ritter hatte: der eine war alt, der andere jung. Der Alte war aber reich und nahm ein schönes Mädchen ihrer Schönheit wegen zur Frau, der junge Ritter aber war arm und ehelichte ein reiches altes Weib ihrer Schätze halber, liebte sie aber nicht sonderlich. Nun begab es sich aber einmal, daß der junge Ritter durch das Schloß des alten Ritters zog und die Frau desselben am Fenster an der Sonne saß und lieblich sang. Wie sie aber der Jüngling erblickte, ward er von Liebe zu ihr ergriffen und dachte in seinem Herzen: es würde eine bessere Ehe geben zwischen mir und dieser jungen Frau, als zwischen ihr und ihrem Manne, denn das ist ein alter und kraftloser Greis, und besser wäre es, wenn meine Frau die seinige wäre: und seit dieser Zeit fing er an sie zu lieben und ihr Geschenke zu machen. Die Dame selbst liebte ihn ebenfalls wundersam und ließ, so oft sie nur konnte, ihn zu sich kommen und strebte mit allen Kräften, wenn es möglich wäre, ihn nach dem Tode ihres Mannes zu heirathen. Nun stand aber vor dem Fenster des Schlosses des alten Ritters ein Feigenbaum, auf dem sich jede Nacht eine Nachtigall setzte, welche lieblich sang, und wegen deren Gesang die Dame alle Nächte aufstand, an's Fenster ging und eine lange Zeit daselbst harrte, um den Gesang der Nachtigall zu

hören. Wie aber ihr Mann bemerkt hatte, daß sie alle Nächte aufstand, sprach er zu ihr: meine Liebste, was ist denn das für ein Grund, daß Du jede Nacht das Bett verlässest? Sie aber antwortete, daß auf dem Feigenbaum alle Nächte eine Nachtigall sitze, welche so lieblich singe, daß sie aufstehen und ihr zuhören müsse. Wie das der Ritter hörte, stand er frühmorgens auf, ging mit Pfeil und Bogen zu dem Feigenbaume, tödtete die Nachtigall, riß ihr das Herz aus und bot es seiner Gemahlin dar. Wie aber die Dame das Nachtigallherz sah, weinte sie bitterlich und sprach: o meine liebe Nachtigall, Du hast gethan wie Du mußtest, ich bin die Ursache Deines Todes: ich will gleich einen Boten zu dem jungen Ritter schicken, um ihm die Grausamkeit meines Mannes zu melden, daß er die Nachtigall umgebracht hat. Wie das der Ritter hörte, da bewegten sich alle seine Eingeweide und er sprach in seinem Herzen: o wenn es diesem Wüthrich bekannt wäre, eine wie große Liebe zwischen mir und seiner Frau besteht, er würde mich noch schlechter behandeln. Hierauf waffnete er sich mit doppelter Rüstung, ging in das Schloß und tödtete den Alten. Darnach starb aber seine Frau bald, und nach diesem nahm er zu seiner großen Freude die Frau des alten Ritters zur Gemahlin, Beide lebten noch lange und beschlossen ihr Leben im Frieden.

Hundertundzweiundzwanzigstes Capitel.

Von den treulosen Weibern und der Verblendung mancher Prälaten.

Ein gewisser Ritter zog von dannen, um die Weinlese auf seinem Weinberge zu halten, seine Frau aber, welche meinte, daß er sich etwas lange daselbst aufhalten werde, hatte einen Liebhaber, nach welchem sie schickte, daß er schnell zu ihr kommen möchte. Wie nun aber Beide sich mit einander niedergelegt hatten, da kam ihr Mann, der Ritter, welcher sich eine Weinranke in's Auge gestoßen hatte, und pochte an die Thüre, sie aber öffnete mit Zittern, versteckte jedoch zuvor ihren Liebhaber. Als aber der Ritter hereintrat, schmerzte ihm sein Auge sehr und er befahl das Bett zu rüsten, damit er sich niederlegen könne: seine Frau aber, welche fürchtete, er möchte ihren im Gemach versteckten Geliebten sehen können, sprach zu ihrem Manne: was willst Du denn so schnell zu Bette? sage mir doch, was Dir begegnet ist. Als jener es ihr aber berichtete, antwortete sie: laß mich, Herr, etwas anwenden, daß ich das gesunde Auge durch ein Heilmittel kräftige, damit Du nicht etwa durch Deine Krankheit auch noch das andere Auge einbüßest. Er aber hielt ihr sein Gesicht hin und sie legte etwas wie ein Heilmittel auf das gesunde Auge ihres Mannes, und auf einen Wink mit ihrer Hand entschlüpfte ihr Liebhaber. Hierauf sprach die Frau zu ihrem Manne: nunmehro bin ich sicher, daß Deinem gesunden Auge nichts Böses widerfahren wird: steige jetzt in Dein Bett und lege Dich schlafen.

Hundertunddreiundzwanzigstes Capitel.

Wie junge Frauenzimmer von ihren Eltern vom Umgange mit Wollüstigen abgehalten werden müssen und ihrem Willen nicht überlassen werden dürfen.

Ein gewisser Ritter, der eine Reise unternehmen wollte, vertraute seine Frau seiner Schwiegermutter, d. h. der Mutter seiner Gemahlin an. Seine Frau aber verliebte sich nach der Entfernung ihres Mannes in einen Jüngling und zeigte es ihrer Mutter an. Diese aber war ihr sogleich zu Willen und ließ den Jüngling holen; als sie aber noch mit einander bei Tische saßen, kam der Ritter und klopfte an die Thüre. Sogleich stand seine Frau auf, versteckte ihren Liebhaber in ihrem Bette und machte ihrem Manne auf. Kaum war der eingetreten, so befahl er ihr sein Bett zu machen, denn er war müde und wollte ausruhen. Hierüber ward seine Frau bestürzt und dachte bei sich darüber nach, was sie jetzt anfangen sollte. Wie das ihre Mutter sah, sprach sie zu ihr: meine Tochter, Du mußt nicht eher weglaufen um das Bett zu rüsten, als wir Deinem Manne die Decke gezeigt haben, welche wir gefertigt haben. Hierauf breitete die Mutter die Decke aus so viel sie konnte und gab ihrer Tochter den einen Zipfel zu halten, und sie spannten das Tuch so lange an, bis der Liebhaber hinaus und der Mann durch das Vorhalten der Leinwanddecke getäuscht worden war. Hierauf sprach die Mutter zu ihrer Tochter: breite jetzt diese Leinwand, welche mit Deinen

und meinen Händen gewebt ist, auf dem Bette Deines Mannes aus.

Hundertundvierundzwanzigstes Capitel.

Wie man den Weibern nicht trauen und keine Geheimnisse anvertrauen darf, da dieselben, wenn sie in Zorn gerathen, nichts verbergen.

Ein gewisser edler Ritter hatte einen König, von dem er sein Gut zum Lehn trug, schwer beleidigt, er schickte also einige andere Ritter zu ihm, daß sie sich für ihn in's Mittel schlagen sollten. Indessen erhielt er mit Mühe unter folgenden Bedingungen Gnade: er solle zum Hofe desselben halb zu Roß halb zu Fuß kommen, d. h. halb reitend halb zu Fuß gehend, und sollte mit sich den treusten Freund, den besten Lustigmacher und treulosesten Feind bringen. Der Ritter aber ward sehr traurig und überdachte bei sich, wie er das erfüllen könnte. Als er aber in einer Nacht einem Reisenden Herberge gewährt hatte, sprach er heimlich zu seiner Frau: ich weiß, daß der Fremde viel baares Geld bei sich hat, ich will, wenn Du damit einverstanden bist, ihn umbringen, und wir werden sein Geld erhalten. Jene aber sprach: der Plan ist gut. Wie nun aber Alle noch schliefen, da stand er in der Morgendämmerung auf, weckte den Fremden und hieß ihn seine Straße zu ziehen: er selbst aber schnitt eins seiner Kälber in Stücke und steckte es in einen Sack, dann weckte er seine Frau und gab ihr den Sack,

damit sie denselben in einem Winkel des Hauses verstecken sollte, indem er ihr sagte: nur den Kopf und die Arme und Beine habe ich in den Sack gesteckt, den Körper aber habe ich in unserem Stalle vergraben. Als er also zu ihr gesprochen hatte, zeigte er ihr etwas Geld, als wenn er es dem ermordeten Fremden genommen hätte. Wie nun aber der Tag da war, daß er sich seinem Herrn vorstellen sollte, nahm er auf seine rechte Seite seinen Hund, seinen kleinen Sohn in seine Arme und seine Frau zu seiner Linken und zog also nach dem Schlosse. Wie er aber in die Nähe der Burg seines Herrn kam, da legte er sein rechtes Bein über den Rücken seines Hundes, gerade als wenn er ritte, mit dem andern aber ging er auf der Erde, und zog also zu Fuß und zu Roß in die Burg seines Herrn. Wie aber der König dieses gewahr wurde, wunderte er sich mit denen, welche bei ihm standen. Der Richter aber sprach zu jenem: wo ist Dein getreuster Freund? Sogleich zog dieser sein Schwert aus der Scheide und brachte damit seinem Hunde eine schwere Wunde bei, und dieser lief mit Schmerzen und Geheul hinweg. Nachher rief ihn der Ritter zurück und der Hund kam wieder zu ihm, und er sagte: sehet, hier ist mein getreuster Freund. Hierauf sprach der König: Du sagst die Wahrheit, wo ist aber Dein Lustigmacher? Hierauf antwortete ihm der Ritter: siehe hier ist mein kleiner Sohn, er spielt vor mir und macht mir vieles Vergnügen. Hierauf sagte der König: wo ist nun Dein größter Feind? Sogleich gab der Ritter seiner Frau eine Ohrfeige und sprach: warum siehst Du meinen Herrn, den König so frech an? Jene antwortete aber sogleich: o Du verfluchter Mörder,

warum schlägst Du mich, hast Du nicht in Deinem eigenen Hause einen erbärmlichen Todschlag verübt und wegen einer geringen Geldsumme einen Fremden umgebracht? Da gab ihr der Ritter noch eine zweite Ohrfeige und sprach: schämst Du Dich nicht so Deinen eigenen Sohn hier zu beschimpfen? Gleich gerieth sie in volle Wuth und sprach: kommt mit, ich will Euch den Sack zeigen, in welchen er den Kopf und die Arme des getödteten Fremdlings gesteckt hat, und den Stall, wo er seinen Körper vergraben. Wie sie aber dort angelangt waren, um die Sache zu untersuchen, und die Frau den Ort angab, gruben sie sogleich nach, erstaunten aber, als sie das Kalbfleisch erblickten, und weil sie die List des Ritters erkannten, erhoben sie ihn mit verdienten Lobsprüchen. Dieser aber wurde nachher an seinen König durch das Band der Liebe als sein Vertrauter gefesselt.

Hundertundfünfundzwanzigstes Capitel.

Die Weiber verrathen nicht blos Geheimnisse, sondern lügen auch noch mehr dazu.

Es waren einst zwei Brüder, der eine ein Laie, der andere ein Kleriker. Nun hatte aber der Laie oft von seinem Bruder gehört, daß die Weiber nicht im Stande seyen, irgend Jemandes Geheimnisse zu verbergen, er gedachte also hierüber mit seiner herzliebsten Frau eine Probe zu machen und sprach eines Nachts zu ihr: meine Liebe, ich habe Dir ein Geheimniß mitzutheilen:

wenn ich nur gewiß wäre, daß Du es Niemandem sagtest, weil, wenn Du anders thätest, es für mich eine unerträgliche Beschämung geben würde. Jene aber entgegnete: Herr, fürchte nichts, ich bin mit Dir ein Leib, Dein Wohl ist mein Wohl und umgekehrt auch Dein Unglück. Er sprach hierauf: als ich auf die Seite ging, um ein natürliches Bedürfniß zu befriedigen, flog aus dem hinteren Theile meines Körpers ein schwarzer Rabe heraus, und das macht mir vielen Kummer. Sie aber sprach: Du mußt vielmehr froh seyn, daß Du von einem so großen Leiden erlöst bist. Am andern Morgen früh ging aber das Weib zum Hause des Nachbars und sprach zu der Hausfrau: o beste Frau, kann ich Dir etwas Geheimes mittheilen? Diese entgegnete: so sicher, als Deiner eigenen Seele. Hierauf sprach jene: meinem Manne ist ein wunderlicher Zufall begegnet, denn diese Nacht ging er auf die Seite, um ein natürliches Bedürfniß zu befriedigen, und siehe da zwei pechschwarze Raben flogen aus seinem Hintertheil heraus, und das macht mir viel Kummer. Jene erzählte nun einer Nachbarsfrau von dreien, die dritte von vieren und so fort, bis sich das Gerücht verbreitet hatte, es seyen vierzig Raben aus ihm herausgeflogen. Jener aber, über dieses Gerücht unruhig, berief das Volk zusammen und erzählte den Hergang der Sache, wie er die Frau habe versuchen wollen, ob sie ein Geheimniß bewahren könne. Nach diesem aber starb seine Frau und er ging in ein Kloster, wo er drei Buchstaben lernte, von denen der erste schwarz, der andere roth und der dritte weiß war: der erste aber bedeutete das Gedächtniß seiner Sünden, der andere die Erinnerung an das rothe Blut unseres Heilandes, welches er am Kreuze vergossen, und der

dritte die Sehnsucht nach den himmlischen Freuden und nach denen, welche dem Lamme Gottes, wohin es auch in seiner Weiße geht, folgen.

Hundertundsechsundzwanzigstes Capitel.

Ein spaßhaftes Exempel, wie man den Weibern nichts vertrauen soll, am Wenigsten bei Geheimnissen.

Macrobius erzählt, daß ein Römerknabe mit Namen Papirius einmal mit seinem Vater in den Senat der weisen Männer ging, wo aber befohlen ward, einen gewissen geheimen Beschluß bei Leibesstrafe zu bewahren. Wie nun der Knabe wieder nach Hause kam, fragte ihn seine Mutter, was das wäre, was die Cosuln bei Leibesstrafe zu verbergen befohlen hätten. Der Knabe antwortete: Du darfst es auch nicht erfahren, denn es ist befohlen es zu verheimlichen. Wie das die Mutter hörte, begann sie mit Bitten, Versprechungen, Drohungen und Schlägen den Knaben zu veranlassen, ihr das Geheimniß zu enthüllen. Endlich sagte der Knabe, um seine Mutter zufrieden zu stellen und sein Geheimniß zu bewahren: der Beschluß handelt davon, ob es besser ist, daß ein Mann mehrere Frauen, oder eine Frau mehrere Männer ehelicht. Kaum hatte er das gesagt, als auch seine Mutter dieses Geheimniß den andern römischen Frauen mittheilte. Diese kamen nun am andern Tage in einem großen Haufen, ohne sich die Sache weiter zu überlegen, zu den Senatoren und baten, daß vielmehr eine Frau zwei Männer, als zwei Weiber

einen Mann nehmen dürften. Die Senatoren aber erstaunten und wunderten sich über die schamlose Tollheit des sonst so verschämten zweiten Geschlechts: was denn eine solche Verkehrtheit der Weiber zu bedeuten hätte, daß sie so ein wunderliches Verlangen und eine so unverschämte Forderung hervorbrächten. Wie das der Knabe Papirius merkte, sagte er den Senatoren, was geschehen war. Diese aber lobten den Knaben und setzten fest, er solle stets mit in der Rathsversammlung zugegen seyn.

Hundertundsiebenundzwanzigstes Capitel.

Von der Gerechtigkeit und Billigkeit Christi, des weisesten Richters, in seinen verborgenen Gerichten.

Es lebte einst ein bösgesinnter Raubritter, der einen treuen und in Allem sorgsamen Diener hatte. Wie er aber eines Tages mit eben diesem Diener durch einen Wald auf eine Messe zog, begab es sich, daß der Ritter dreißig Mark Silbers, ohne daß es sein Diener bemerkte, in diesem Walde verlor. Da er nun das Geld nicht fand, so fragte er seinen Diener, ob er es nicht gefunden habe: der aber leugnete es sogleich und fing an zu schwören, er wisse nichts davon, wie er denn auch die Wahrheit sagte. Da sich nun aber das Geld doch nicht wieder fand, so hieb er seinem Diener einen Fuß ab und ließ ihn liegen, und begab sich nach Hause. Nun wohnte aber nahe bei dieser Straße ein Einsiedler: wie der das Geschrei und Weinen des Dieners hörte,

lief er gleich zu ihm, hörte seine Beichte, und da er erkannte, daß er unschuldig sey, so sorgte er für ihn barmherzig, indem er ihn auf seinen Schultern in sein Hospitz trug. Hierauf begab er sich in sein Betstübchen und warf dem Herrn vor, wie er kein gerechter Richter sey, daß er zugelassen habe, wie ein unschuldiger Mann um sein Bein käme. Als er aber ziemlich lange gebetet und geweint und dem Herrn beinahe ein ungerechtes Urtheil zur Last gelegt hatte, kam ein Engel zu ihm und sprach: hast Du nicht in den Psalmen gelesen, Gott ist ein gerechter Richter, stark und geduldig? Jener aber entgegnete: das hab ich so und so oft gelesen und von ganzem Herzen geglaubt, allein ich habe mich hierin geirrt, oder jener Unglückliche, der seinen Fuß eingebüßt hat, hat mich unter dem Mantel der Beichte hintergangen. Da antwortete der Engel: rede nicht von Unbilligkeit wider den Herrn, denn Wahrheit ist auf allen seinen Wegen und Billigkeit in allen seinen Gerichten. Erinnere Dich, was Du öfters gelesen hast: die Gerichte des Herrn sind unergründlich. Wisse also, daß dieser Mensch seinen Fuß für eine alte Schuld verloren hat, denn vor langer Zeit hat er mit demselben Beine hinterlistig seine Mutter aus einem Wagen gestoßen, und für diese That nie eine gebührende Buße gethan. Jener Ritter aber wollte ein Streitroß kaufen, um zum Schaden seiner Seele noch mehr Schätze zusammen zu bringen, und darum hat er durch das gerechte Gericht Gottes sein Geld verloren. Ein getreuer, aber armer Mann, der mit seiner Frau und Kindern täglich zu Gott flehte, er möchte ihm in seiner Noth beistehen, hat das Geld gefunden und es seinem Beichtiger eingehändigt, aber Niemanden auftreiben können, dem es gehörte: also

hat er dem Armen einen Theil dieses Geldes zukommen lassen und um Gottes Willen den Rest an andere Arme gespendet. Lege also Deinem Munde einen Zaum an, damit Du fürder nicht mehr Gott anschuldigst, wie Du es gethan hast, denn er ist ein wahrhafter, starker und geduldiger Richter.

Hundertundachtundzwanzigstes Capitel.

Ueber Menschen, welche fremdes Eigenthum in Besitz haben, wird bei ihrem Ende ein schweres Gericht gehalten werden.

Einst herrschte Maximianus, in dessen Reiche zwei Ritter lebten: der eine von ihnen war gerecht und gottesfürchtig, der andere aber habsüchtig und reich, und suchte der Welt mehr zu gefallen denn Gott. Nun hatte aber der gerechte Ritter ein Gut, welches an das des Habsüchtigen grenzte und welches dieser durchaus zu besitzen trachtete. Darum begab er sich öfters zu dem gerechten Ritter und bot ihm Silber und Gold an, so viel er nur begehre, wenn er ihm diese Besitzung verkaufen wolle. Jener aber schlug es ihm fortwährend ab, und so mußte er mißvergnügt seine Straße ziehen, dachte aber bei sich nach, wie er ihn betrügen könne. Es begab sich aber, daß der Gerechte starb, und wie das der Habsüchtige hörte, ließ er sich unter dem Namen des Verstorbenen eine Urkunde aufsetzen, nach welcher der Verstorbene während seiner Lebzeit ihm das Gut, welches er so sehr begehrte, für eine gewisse Geldsumme verkauft

hatte. Hierauf dung er drei Leute für Geld, daß sie ihm dabei als Zeugen dienten. Mit diesen begab er sich zu dem Todten und fand das Siegel desselben in dem Gemache, wo derselbe lag: er ließ Alle, seine Zeugen ausgenommen, hinausgehen und steckte dann, in Gegenwart der Zeugen, das Siegel in die Hand des Todten und drückte dessen Daumen auf das Petschaft, so daß er mit dem Daumen der Leiche seine Urkunde untersiegelte, und sprach: sehet her und bezeuget mir das. Diese sprachen: wir sind Zeugen, und der Ritter nahm also das Gut als sein Eigenthum in Besitz. Da sprach der Sohn des Verstorbenen zu ihm: warum nimmst Du mein Gut in Besitz? Der aber antwortete: Dein Vater hat es mir verkauft. Darauf entgegnete jener: Du bist mehrmals zu meinem Vater gekommen und hast ihm für diese Besitzung Geld geboten, aber mein Vater hat sie niemals verkaufen wollen. Sie gingen also selbander zum Richter. Der Habsüchtige zeigte die mit dem Petschaft des Verstorbenen besiegelte Kaufsurkunde vor und stellte seine Zeugen, welche darüber ihr Zeugniß abgaben. Darnach sprach der Sohn des Verstorbenen zu ihm: ich weiß, daß das meines Vaters Siegel ist, aber ich weiß auch, daß er Dir das Gut niemals verkauft hat; wie Du aber zu dem Siegel gekommen bist, verstehe ich nicht, Du mußt also darüber ein Zeugniß abgeben. Nun ließ der Richter jene drei Leute von einander trennen und eben so auch den Ritter von ihnen entfernen und den älteren derselben vor sich führen und fragte ihn, ob er das Vaterunser auswendig wisse, und ließ es ihm vom Anfang bis zu Ende hersagen, der aber konnte es gut. Er ließ jenen hierauf an einen abgesonderten Ort führen, den zweiten vor sich bringen und sprach zu ihm: mein

Lieber, vor Dir war Dein Geselle hier, der mir die Wahrheit so gesagt hat, wie ein Paternoster. So Du mir also die Wahrheit, die ich von Dir wissen will, nicht sagen wirst, werde ich Dich an den Galgen hängen lassen. Der aber dachte bei sich: mein Geselle hat Alles erzählt, wie der Ritter den Daumen des Todten nahm und sein Petschaft und damit seine Urkunde besiegelt hat, wenn ich nicht die Wahrheit sage, bin ich ein Kind des Todes. Hierauf erzählte er Alles nach der Reihe, und wie das der Richter gehört hatte, ließ er ihn besonders einsperren und den Dritten vor sich führen und sprach zu ihm: mein Lieber, Dein erster Kamerad hat mir die Wahrheit hergesagt wie ein Vaterunser und eben so auch der zweite: darum sollst Du, so Du mir die Wahrheit verhehlen wirst, den schimpflichsten Tod sterben. Jener aber dachte bei sich: meine Gesellen haben alle Geheimnisse des Ritters erzählt, es dürfte wohl gut seyn die Wahrheit zu sagen. Hierauf berichtete er dem Richter Alles von Wort zu Wort, wie es geschehen war, und der Richter ließ auch ihn besonders einsperren. Hierauf berief er den Ritter vor sich, sah ihn mit grimmigen Blicken an und sprach: o Du Verfluchter, Deine Habsucht hat Dich verblendet: sage mir, auf welche Weise der verstorbene Ritter Dir das Gut, welches Du in Besitz hast, verkauft hat. Der aber, welcher nichts von dem Geständniß seiner Zeugen wußte, gab vor, er habe es mit Recht im Besitz. Darauf sprach der Richter zu ihm: Vermaledeiter, Deine Zeugen haben wider Dich ausgesagt, daß Du nach dem Absterben jenes Mannes seinen Daumen und sein Siegel genommen und so Dein Papier besiegelt hast. Wie das der Ritter hörte, fiel er zur Erde nieder und flehte um Erbarmen, der Richter

aber sprach: das Erbarmen, welches Du verdient hast, soll Dir werden, und er ließ die Zeugen an Pferdeschweifen nach dem Galgen schleifen und da aufhängen gleichwie den Ritter. Die Großen des Reichs aber priesen die Weisheit und das Gericht des Königs, daß er so klug die Wahrheit ergründet hätte: er aber gab Alles, was jener Ritter besaß, dem Sohne des Verstorbenen. Der aber dankte dem König und erhielt somit sein Erbtheil wieder.

Hundertundneunundzwanzigstes Capitel.

Von der Prüfung einer wahren Freundschaft.

Es besaß einst ein König nur einen einzigen Sohn, welchen er sehr lieb hatte. Dieser Sohn aber erhielt von seinem Vater die Erlaubniß sich in der Welt umzusehen um sich Freunde zu erwerben, trieb sich also sieben Jahre in der Fremde herum und kehrte nach Diesem zu seinem Vater zurück. Der Vater aber empfing ihn voller Freude und fragte ihn, wie viel er sich Freunde erworben hätte, und der Sohn sprach: drei, den ersten Freund liebe ich mehr als mich selbst, den zweiten wie mich selbst und den dritten wenig oder gar nicht. Darauf sprach sein Vater zu ihm: es möchte gut seyn sie zu prüfen und zu versuchen, bevor Du ihrer bedarfst: schlachte ein Schwein, stecke es in einen Sack und gehe zur Nachtzeit in das Haus desjenigen Freundes, den Du mehr als Dich selbst liebst, und sage ihm, daß Du durch Zufall einen Menschen getödtet hast, und wenn dessen Körper ge-

funden wird, zum schimpflichsten Tode verurtheilt werden wirst: ich bitte Dich also, wie ich Dich immer mehr denn mich selbst geliebt habe, hilf mir in dieser großen Noth. Also geschah es denn auch, jener aber erwiderte: wie Du ihn getödtet hast, also ist es nothwendig, daß Du dafür büßest, und wenn der Leichnam gefunden wird, dürftest Du wohl an den Galgen gehängt werden. Indessen, weil ich Dein Freund gewesen bin, will ich mit Dir bis zum Galgen gehen, und wenn Du hingerichtet worden bist, Dir drei oder vier Ellen Tuch geben, um Deinen Leichnam darin einzuschlagen. Wie er das hörte, ging er zu seinem zweiten Freunde und prüfte ihn wie den ersten, der aber schlug es ihm ab, wie der erste und sprach: hältst Du mich für einen Thoren, daß ich mich einer solchen Gefahr aussetzen sollte? Indessen, weil Du mein Freund gewesen bist, will ich Dich bis an den Galgen begleiten und Dir unterwegs Trost einsprechen, so viel ich kann. Hierauf kam er zu seinem dritten Freunde und stellte ihn auf die Probe, indem er also sprach: ich schäme mich Dich anzusprechen, weil ich nie etwas für Dich gethan habe, allein ich habe zufällig einen Mann umgebracht und usw. Jener aber antortete: ich will das gern für Dich thun, will die Schuld auf mich nehmen und wenn es seyn muß, für Dich den Galgen besteigen. Also erfuhr er, daß dieser sein bester Freund gewesen war.

Hundertunddreißigstes Capitel.

Wie ein weiser Mann mehr ausrichtet als ein starker.

Es gab einst einen König, der einen armen Mann zu großem Reichthum gebracht und ihm ein Schloß zur Bewachung anvertraut hatte: als der aber also erhöht worden war, wurde er sehr übermüthig, schloß mit den Feinden des Königs einen Vertrag und öffnete ihnen als Verräther die Burg. Der König aber ward sehr betrübt und hielt einen Rath, wie er seine Burg wieder bekommen könnte. Es wurde ihm aber gesagt, daß er das Schloß nicht wieder einnehmen könne, wenn er nicht Dreierlei hätte, Tapferkeit, Weisheit und Liebe verbunden mit Reichthum. Nun waren aber in seinem Reiche drei Ritter, von denen der eine tapferer war als die andern, der zweite weiser, der dritte aber den König sehr lieb hatte. Diese drei Ritter wurden aber mit Truppen abgeschickt das Schloß zu berennen. Der erste tapfere Ritter rückte mit einem großen Heere durch einen Wald, in welchem die Feinde des Königs waren, und fing an mannhaft gegen sie zu fechten, allein plötzlich flog ein Pfeil aus einem Wurfgeschütz, traf ihn in die Weichen, und so starb er. Nach ihm kam der kluge Ritter in den Wald und fing an das Recht anzuführen, indem er sie auf diese Weise veranlassen wollte, das Schloß zurückzugeben, allein indessen kam ein Pfeil, traf ihn zwischen der Lunge und dem Magen, und so starb auch er. Wie das der dritte Ritter sah, zog auch er in den Wald und begann freundlicheReden vorzu-

bringen und höflich zu sprechen, so daß sie ihn gern anhörten und durchziehen ließen. Indessen richtete er so viel bei ihnen aus, daß er die Erlaubniß zum Eintritt in die Burg erlangte, und sie vertrugen sich so mit einander, daß Alle herauszogen und im Lager mit ihm einen Bund machten. Also gewann er das Schloß nach einem Vertrage und pflanzte sein Fähnlein auf der Thurmspitze auf, und der König, wie er gehört hatte, daß er auf so kluge Weise sein Schloß gewonnen hätte, beförderte ihn zu großen Reichthümern.

Hundertundeinunddreißigstes Capitel.

Von den Reichen, denen gegeben, und den Armen, denen auch das, was sie haben, genommen wird, wofür sie aber Gott in Ewigkeit belohnt um des himmlischen Vaterlands Willen.

Einst ließ ein König öffentlich ausrufen: es sollten Alle ohne Ansehn der Person zu ihm kommen und Alles erhalten, um was sie bitten würden. Die Edeln und Reichen aber baten um ein Herzogthum oder eine Grafschaft, Andere um eine Kriegsoberstenstelle, Einige um Silber und Gold, und erhielten es. Dann kamen Arme und Einfältige zu dem Könige und baten ihn: der König aber sprach zu ihnen: Ihr seyd zu spät gekommen, denn die Edeln und Fürsten sind vor Euch hier gewesen, und ich habe ihnen Alles, was ich hatte, gegeben. Da wurden sie gar traurig über diese Antwort und der König ward vom Mitleid bewegt und sprach: Ihr Lieben, ihnen

habe ich nur zeitliche Güter gegeben, allein die Herrschaft habe ich zurückbehalten, weil sie Niemand begehrt hat: die will ich Euch geben, auf daß Ihr Herren und Richter seyd. Wie das die Richter hörten, wurden sie traurig und kamen zum König also redend: Herr wir sind ganz bestürzt, daß Du arme Leute und Knechte von uns zu Richtern und zu unsern Herrn bestellt hast, es ist besser, daß wir sterben, als daß wir in eine solche Knechtschaft kommen. Da sprach der König: meine Lieben, ich thue Euch kein Unrecht, und um was Ihr gebeten habt, das habe ich Euch Alles gegeben, so daß ich für mich nichts als die Herrschaft behielt, die ich ihnen hiermit gegeben habe. Euch aber gebe ich den Rath, daß wer von Euch genug zu leben hat, jeder von Euch einen Theil seines Reichthums den Armen geben mag, wodurch sie anständig leben können, und ich will die Herrschaft wieder von ihnen nehmen und sie sollen bei mir bleiben: und also werdet Ihr von einer großen Knechtschaft erlöst werden: und also geschah es.

Hundertundzweiunddreißigstes Capitel.

Von den Menschen, welche die Guten durch ihr schlechtes Leben vergiften.

Es gab einst eine Stadt, in welcher vier in der Arzneikunde wohl erfahrene Physiker lebten, der jüngere übertraf die andern drei so weit an Wissen, daß er alle Kranken, die zu ihm kamen, heilte: hierüber wurden die übrigen von Neid bewegt und sprachen unter sich: wie können wir ihn verderben? sehet, alle Welt läuft zu ihm

und wegen ihm können wir nichts mehr gewinnen. Da sprach einer von den dreien: er besucht drei Meilen von hier jede Woche einen Herzog, und am morgenden Tage wird er sich zu ihm begeben: ich will mich außerhalb der Stadt an dem ersten Meilensteine aufstellen, Du am zweiten und der Andere am dritten, wenn er nun die erste Meile gemacht hat, will ich ihm in den Weg treten und mich mit dem Zeichen des Kreuzes bezeichnen, und ein jeder von Euch wird dasselbe thun: er aber wird nach der Ursache dieser Bekreuzung fragen und wir wollen sagen: Du bist aussätzig geworden, und aus Furcht bekommt man den Aussatz, denn Hippokrates sagt: ein Mensch, der sich vor dem Aussatz fürchtet, holt sich ihn. Und wenn er den Aussatz hat, wird Niemand mehr zu ihm gehen: und also geschah es auch.

Hundertunddreiunddreißigstes Capitel.

Von der Seelen Freundschaft.

Es gab einst einen König, der hatte zwei Jagdhunde, die, so lange sie zusammengekuppelt und an einander gefesselt waren, einander lieb hatten, sobald sie aber los gemacht waren, da wollte einer den andern fressen. Wie der König dieses gewahr wurde, that es ihm sehr leid, weil, wenn er mit ihnen spielen und jagen wollte, sie los gemacht mit einander kämpften und auf das Jagdspiel nicht Acht hatten. Der König suchte nun einen Rath dafür, und es wurde ihm gesagt, er müsse einen starken und grimmigen Wolf holen lassen und einer von den Hunden los gelassen werden, um gegen

denselben zu kämpfen, und wenn nun dieser Hund beinahe schon besiegt wäre, dann solle er auch den andern Hund gegen ihn loslassen, der erste Hund werde dann, wenn er sähe, daß ihm der andere zu Hülfe käme, nach diesem den andern Hund lieb haben. Dieses geschah denn auch, und wie der Wolf gleichsam schon Sieger war und der erste Hund bereits unterlag, vertheidigte ihn der andere und tödtete den Wolf. Von dieser Zeit an liebten sich Beide gegenseitig sowohl zusammengekuppelt als losgelassen.

Hundertundvierunddreißigstes Capitel.

Von dem unschuldigen Tode Christi.

Seneca erzählt uns, daß einst ein Gesetz existirte, daß jeder Krieger in seinen Waffen begraben werden solle und daß ein Jeder, der hierüber einen Todten seiner Rüstung berauben würde, des Todes sterben müsse. Nun begab sich aber der Fall, daß eine gewisse Stadt von einem tyrannischen König berennt wurde und dieser rings um die Stadt einen Hinterhalt legte und unzähliges Volk tödtete, so daß die Bürger in Gefahr waren die Stadt zu verlieren und große Furcht hatten, daß sie nicht mehr widerstehen könnten. Während sie aber noch in derselben Noth waren, kam ein tapferer, edler und wackerer Ritter in die Stadt und hatte großes Mitleid mit den Bürgern, diese aber traten ihn an und sprachen: Herr hilf uns. Jener aber entgegnete: Ihr Lieben, aus dieser Gefahr könnet Ihr nur durch eine starke Faust erlöst werden: ich aber, wie Ihr seht, bin unbewaffnet, kann darum auch nicht kämpfen. Einer aber von den

Bürgern sprach: Herr, vor wenig Tagen ist in diesem Grabe ein Ritter in einer kostbaren Rüstung bestattet worden: nimm seine Waffen und erlöse unsere Stadt von ihren Feinden. Der Ritter nahm also dem Todten seine Waffenstücke, kämpfte gegen die Feinde und errang den Sieg, und als er so die Stadt befreit hatte, legte er die genommenen Waffen wieder an ihre Stelle. Seine Nebenbuhler aber von Neid bewegt, daß er einen so rühmlichen Streit ausgefochten hatte, verklagten ihn bei dem Richter, wie er gegen das Gesetz gethan habe, weil er einen Todten seiner Waffen beraubt hätte. Jener antwortete aber: Herr von zwei Uebeln muß man das größere vermeiden, und so hätte ich die Stadt nicht vertheidigen können, wenn ich nicht jene Waffen gehabt hätte. Darum habe ich sie genommen, aber auch wieder an ihren Ort gelegt. Ein Dieb und ein Räuber aber plündert in der Absicht, nichts zurück zu geben, ich aber habe wegen des gemeinen Bestens jene Waffen genommen und wieder zurück gegeben: also sollte ich eher belohnt als bestraft werden. Ebenso wenn in einer Stadt ein Haus brennt, ist es nicht besser, daß das Haus ohne Verzug ganz niedergerissen wird, bevor die andern Häuser Feuer fangen und die ganze Stadt zerstört wird? Gerade so ist es in dem vorliegenden Falle: ist es nicht besser, daß ich die Waffen nahm und Alle rettete, als daß ich sie nicht nahm und sie nicht vertheidigte? hätte ich sie aber nicht genommen, wäret Ihr Alle getödtet worden. Seine Nebenbuhler aber sprachen: er ist des Todes schuldig: und der Richter fällte auf ihre Bitten gegen ihn das Urtheil, er solle getödtet werden, und also geschah es. Ueber den Tod dieses Mannes aber erhob sich in der Stadt ein großes Wehklagen.

Hundertundfünfunddreißigstes Capitel.

Von unserem Gewissen.

Augustinus erzählt in seinem Buche vom Gottesreiche, daß Lucretia eine römische Edeldame war, welche den Calatinus zum Gemahl hatte. Als nun einmal jener Calatinus den Sohn des Kaisers Tarquinius mit Namen Sextus auf sein Schloß geladen hatte, ward Sextus sogleich von Liebe zu der reizenden Lucretia ergriffen. Er sah sich also eine passende Zeit ab, wo der Kaiser und Calatinus einmal sich aus Rom entfernt hatten, kehrte nach dem genannten Schlosse zurück und übernachtete da: in selbiger Nacht aber drang er wie ein Feind, nicht wie ein Gastfreund, heimlich in das Schlafzimmer der Lucretia, faßte mit der Linken ihre Brust, mit der Rechten aber hielt er ein Schwert, gab sich so zu erkennen und sprach: ich bin Sextus, sey mir zu Willen oder stirb. Sie aber wollte durchaus nicht einwilligen, also sprach Sextus: wenn Du mir nicht zu Willen bist, werde ich einen getödteten Sclaven nackt an Deinen zuvor ermordeten nackten Leib binden, damit das Gerücht in der ganzen Welt herumläuft, wie Lucretia mit einem Sclaven in ihrem Schlafzimmer umgebracht worden ist. Sie aber, welche einen solchen Schimpf fürchtete, gab ihre Einwilligung, und Sextus entfernte sich, als er seine Lust gebüßt hatte. Sie aber war sehr betrübt, berief durch Briefe ihren Vater und ihren Mann und ihre Brüder, den Kaiser und seinen Enkel und die Proconsuln zu sich, und als sie alle versammelt waren, sprach sie also zu ihnen: Sextus ist statt als Gastfreund als Feind

in mein Haus gekommen: erfahre hiermit, o Calatinus, daß die Kleidung eines fremden Mannes in Deinem Bette gewesen ist: obgleich aber mein Leib beschimpft wurde, so ist meine Seele unschuldig, sprich mich frei von dem Verbrechen, von der Strafe aber will ich nicht frei seyn. Alsbald durchbohrte sie sich mit eigener Hand mit einem unter ihrem Gewande verborgenen Schwerte, worauf ihre Freunde das Schwert nahmen und bei dem Blute der Lucretia schworen, das ganze Geschlecht des Tarquinius aus Rom zu vertreiben und auszurotten, was sie auch thaten. Den Sextus aber, den Urheber des Verbrechens, tödteten sie auf eine erbärmliche Weise.

Hundertundsechsunddreißigstes Capitel.

Wie der Seelenhirt wachsam seyn muß.

Ein gewisser Dieb kam zur Nachtzeit an das Haus eines Reichen, stieg auf das Dach und begann sich durch eine Luke umzusehen, ob noch Jemand von der Familie des reichen Mannes wach sey. Wie das der Hauswirth gewahr wurde, sprach er heimlich zu seiner Frau: frage mich mit lauter Stimme, wie ich die Güter erworben habe, welche wir besitzen, und höre nicht auf mich darnach zu befragen, bis ich Dir es endlich sagen werde. Darauf sprach sein Weib: o lieber Eheherr, da Du niemals ein Kaufmann gewesen bist, so sage mir doch, wie Du das große Vermögen, welches Du besitzest, zusammen gebracht hast. Jener aber antwortete ihr: frage mich nicht solche dumme Sachen. Sie aber hörte nicht auf ihn mehr und mehr darum zu fragen, bis endlich der Mann

gleichsam durch ihre Bitten gezwungen sprach: verrathe nicht was ich Dir sage, und ich will Dir die Wahrheit entdecken. Jene aber sprach: das sey ferne von mir. Er aber sagte: ich war ein Dieb und habe durch nächtliches Stehlen Alles, was ich besitze, zusammengebracht. Hierauf sprach das Weib zu ihm: ich wundere mich also, daß man Dich niemals ergriffen hat. Worauf ihr jener antwortete: der, welcher mein Lehrer war, hat mich ein Wort gelehret, welches ich sieben Mal sprach, wenn ich auf die Dächer der Leute stieg. Die Frau sprach aber: ich bitte Dich, sage mir das Wort, durch dessen Kraft Du ohne Gefahr hast stehlen können. Jener aber versetzte: ich will es Dir sagen, allein Du darfst es Niemandem sagen, damit Andere nicht vielleicht auch unsere Habe wegschleppen können. Jene aber entgegnete: nie werde ich das thun. Er aber sprach: die Worte heißen: Fallax, Fallax (Betrüger, Betrüger). Als er so gesprochen hatte, schlief das Weib ein, der Mann aber stellte sich als wenn er schliefe, und schnarchte. Der Dieb aber, wie er das gehört hatte, freute sich und nachdem er einen Strahl des Mondes abgewartet und siebenmal seinen Spruch hergesagt hatte, ließ er Hände und Füße los und fiel mit großem Gepolter durch eine Fensteröffnung in das Haus: brach Arm und Bein und lag elendiglich halb todt am Boden. Der Hausherr aber fragte, wie er den Lärm gehört hatte, als wisse er nicht, wer herabgefallen sey. Jener aber antwortete: betrügerische Worte haben mich getäuscht, der Hausherr aber faßte ihn und ließ ihn am nächsten Morgen an den Galgen hängen.

Hundertundsiebenunddreißigstes Capitel.

Von der natürlichen Gütigkeit und der Barmherzigkeit Christi, mit der er sich der sich bekehrenden Seele erbarmt, und wie Christus die zu sich nimmt, welche die Welt verstößt.

Eusebius erzählt in seiner Chronica von einem gewissen Kaiser, der das römische Volk mit der größten Billigkeit regierte und Keinen verschonte, sondern für gleiche Schuld gleiche Strafe sowohl Reichen als Armen zutheilte. Darum beraubten ihn die römischen Senatoren der Regierung und nöthigten ihn wie ein armer Mann flüchtig zu werden. Er aber begab sich sogleich zum Constantinus und machte mit ihm einen Bund und benahm sich so wacker und klug, daß er nach ihm zum Kaiser gewählt wurde. Hierauf versammelte er ein Heer und belagerte Rom: und da die Römer nicht entrinnen konnten, ohne von ihm gefangen zu werden, schickten sie zuerst ihre alten Männer, dann ihre Jünglinge und drittens ihre Weiber an ihn, welche sich mit bloßen Füßen vor ihm niederwarfen und um Vergebung flehten, die sie nicht erhalten konnten. Endlich sendeten sie auch noch seine beiden Eltern, welche er in dieser Stadt hatte, an ihn, und seine Mutter zeigte ihm ihre Brüste, womit sie ihn gesäugt hatte. Wie das der Kaiser sah, ward er von seiner angebornen Liebe gerührt, verzieh ihnen alle Beleidigungen, zog in die Stadt und ward mit allen Ehren empfangen.

Hundertundachtunddreißigstes Capitel.

Von denen, welche wir an Strenge nicht übertreffen können, aber durch Gütigkeit überwinden.

Es war einst ein König, Namens Medro, der nur einen einzigen Sohn zu seinem Erben hatte: dieser Sohn aber verließ seinen Vater, weshalb ihn der Vater verbannte, indem er ihn von der Erbfolge ausschloß. Hierauf floh der Sohn zu dem persischen Könige, dem Feinde und Nebenbuhler seines Vaters, und erzählte ihm, wie er es mit ihm bis zum Tode halten wolle und jeder Zeit bereit sey, gegen seinen eigenen Vater zu kämpfen. Endlich entstand ein Krieg zwischen den genannten Königen, die zusammen kämpften. Nun begab es sich aber, daß der König Medro schwer verwundet wurde, so daß sich Ströme Bluts von ihm ergossen: wie das sein Sohn gewahr wurde, eilte er sogleich zu seinem Vater und kämpfte für ihn gegen seinen Herrn, den persischen König, und besiegte ihn. Hierauf schickte ihn sein Herr weg, weil er seinen Vertrag nicht gehalten hatte, und dieser kehrte zu seinem Vater zurück und bat ihn auf demüthige Weise um Vergebung und erlangte sie. Also ward der Friede zwischen ihnen wieder hergestellt und ihm sein Erbtheil wieder gegeben.

Hundertundneununddreißigstes Capitel.

Von den Wunden der Seele.

Einst regierte der große Alexander und eroberte sich die Weltherrschaft; es begab sich aber einstmals, daß er ein großes Heer zusammen brachte und eine Stadt einschloß, wobei er aber mehrere Krieger und andere Leute, ohne daß sie Wunden bekommen hätten, einbüßte. Da er sich darüber nun gar sehr verwunderte, berief er seine Weltweisen vor sich und sprach zu ihnen: o Ihr Meister, wie geht das zu, daß meine Krieger so plötzlich ohne verwundet zu seyn sterben. Hierauf sprachen jene: das ist weiter kein Wunder, denn ein Basilisk steht auf der Stadtmauer, durch dessen Blick die Soldaten vergiftet werden und sterben. Alexander aber sprach: was giebt es für ein Mittel gegen diesen Basilisken? Sie aber sprachen: man stelle einen hohen Spiegel zwischen dem Heere und der Mauer auf, wo sich der Basilisk befindet, denn wenn er in den Spiegel sieht, wird der Reflex desselben und sein Blick ihn selbst treffen, und also wird er des Todes seyn: und so geschah es.

Hundertundvierzigstes Capitel.

Von der Gerechtigkeit und Billigkeit, die man im gegenwärtigen und zukünftigen Leben oft finden muß.

Einst lebte ein König Heraclius, der unter andern Tugenden, die er besaß, auch sehr gerecht war und weder

durch Bitten noch durch Geschenke sich bewegen ließ, die Gerechtigkeit nicht an jedem Ort und jeder Zeit zu üben. Nun begab es sich aber einmal, daß einige Leute bei ihm einen Ritter wegen der Ermordung eines andern Ritters verklagten, und zwar auf folgende Weise: Beide zogen zu einem Kriege aus, und es war nicht zum Kampfe gekommen, gleichwohl ist der eine Ritter ohne den andern zurückgekommen und deshalb sagen wir, daß er den andern unterwegs erschlagen hat. Wie das der König hörte, fällte er das Urtheil, der Ritter solle zum Tode geführt werden. Wie man ihn aber fortschleppte, sah man den andern Ritter kommen, wegen welchem jener zum Tode verurtheilt worden war, und zwar durchaus nicht verletzt, weshalb sie Beide wieder vor den Richter führten. Der Richter aber sprach zornig zu dem ersten Ritter: ich befehle, daß Du getödtet wirst, weil Du bereits verurtheilt warst: und zu dem zweiten sagte er dasselbe, weil er die Ursache des Todes von jenem sey, und zu dem dritten sprach er: auch Du mußt sterben, weil Du geschickt wurdest den Ritter zu tödten und es nicht gethan hast.

Date Due

Apr			
Apr 12			
Sep 22 '36			
JUN 4 1961			

